



# FORSCHUNGFRANKFURT

Das Wissenschaftsmagazin der Goethe-Universität

## Wissenschaft im Wandel

[31. Jahrgang] [2014] [6 Euro] [ISSN 0175-0992]

1. 2014

**100 JAHRE GOETHE-UNIVERSITÄT**  
Aufbrüche – Umbrüche – Kontinuitäten

**KOLLEKTIVES ERINNERN**  
und die Dynamik der Aktualität

**FRANKFURTER SCHULEN DES ERFOLGS**  
von Adorno bis Schmidt-Böcking

**»ICH SEHE WUNDERBARE DINGE«**  
Sammlungen der Goethe-Universität

**INTERVIEW MIT CHRISTOPHER CLARK**  
Das Jahr 1914 und die Gegenwart

**KÖPFE – HIRNE – NETZWERKE**  
von Edinger bis Braak



# AUS DER REDAKTION



## Liebe Leserinnen, liebe Leser,

bloß keine staubtrockene Chronik, keine gediegene Festschrift und auch keine eitle Selbstbeweihräucherung – das waren unsere Vorgaben, als wir im vergangenen Herbst die beiden Jubiläums-Ausgaben von »Forschung Frankfurt« planten. In einem Workshop mit internen und externen Experten wurde die Idee geboren, über Forschung im Wandel der Zeit zu reflektieren sowie über die Rolle der Wissenschaftler von 1914 bis heute.

Als Stiftungsuniversität genoss die Universität Frankfurt schon bei ihrer Eröffnung ein großes Maß an Freiheit: Die Gründer, darunter viele assimilierte jüdische Bürger, verzichteten auf das Fach Theologie, richteten aber eine moderne Naturwissenschaftliche Fakultät und eine zukunftsorientierte Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät ein, zunächst übrigens die einzige in Preußen. Internationalität, Weltoffenheit und Liberalität prägten von Anfang an das Profil.

Zu unserem Thema »Wissenschaft im Wandel« passt das neue Layout unseres Wissenschaftsmagazins. Die konzeptionellen Planungen für die neue Heftgestaltung kamen auf Anregung von Dr. Olaf Kaltenborn, dem Leiter der Abteilung Marketing und Kommunikation, in Gang. Dank der Verstärkung unseres Teams durch die Grafikerin Nina Ludwig konnten wir sie realisieren. Sie studierte Fine Art am Goldsmiths College University of London (BA) und machte ihren

Master of Communication Design am Central Saint Martins College of Art and Design in London. Ihr Gestaltungskonzept folgt international anerkannten Magazin-Entwicklern – wie dem Darmstädter Mike Meiré, Designer des Wirtschaftsmagazins »Brand Eins«. Sie haben sich auf das Authentische, das Ungeschminkte besonnen und von werbewirksamer Idealisierung und Hochglanz-Papier abgekehrt.

Die aktuelle Philosophie des Magazins lebt von Wellenbewegungen: Dichte Informationen mit kurzen Texten und intensiven Lesestrecken mit einem klaren Schriftbild wechseln mit ruhigen, fast kontemplativ gestalteten großformatigen Fotoseiten, die auch der visuellen Faszination der Wissenschaft Raum gönnen. Unser neues Layout bietet zusätzliche Navigationshilfen, um in dem Meer aus Informationen nicht unterzugehen. Magazin, im weiteren Sinn auch Geschäft oder Vorratsraum, ist eben auch ein offenes Angebot, sich das rauszusuchen, was bei schnellem Durchblättern oder bei Muße für die ausgedehnte Lektüre ins Auge sticht – inhaltlich wie visuell.

Die junge Designer-Generation hat die Wiederentdeckung des Analogen proklamiert: Auf den Internet-Hype folgt die Renaissance der Printmedien. Wir möchten mit dem neuen Gewand von »Forschung Frankfurt« einen Beitrag dazu leisten.

Anne Hardy & Ulrike Jaspers

# INHALT



## DAS ERINNERN UND DIE DYNAMIK DER AKTUALITÄT

»Erst im Gedächtnis formt sich die Wirklichkeit.« (Marcel Proust) Erinnern ist nicht nur identitätsstiftend, es vergegenwärtigt auch vergangene Erlebnisse. Dazu Beiträge von Christoph Cornelißen (S. 27) und Janine Aures (S. 32).



## FRANKFURTER SCHULE: VON ADORNO BIS FORST

Das Institut für Sozialforschung wird in diesem Jahr 90 Jahre alt. Für Rolf Wiggershaus Anlass genug, um zu schauen, wie sich die »Frankfurter Schule« nach Adorno und Horkheimer verändert hat.



## 4 GS FÜR DEN ERFOLG

Geduld, Geschick, Geld und Glück – diese vier Gs waren für den Nobelpreisträger Paul Ehrlich die Zutaten zum Erfolg. Das gilt auch heute noch für die wissenschaftliche Schule des Frankfurter Physikers Horst Schmidt-Böcking.

## AUFTAKT

### 5 Die Frankfurter Universität – eine besondere Hochschule

Notker Hammerstein

### 8 Aufbrüche, Umbrüche, Kontinuitäten

Fünf Fragen an fünf ehemalige Präsidenten

### 13 Nachgefragt im Präsidium

Werner Müller-Esterl

### 14 Nähe und Distanz – Die Frankfurter und ihre Universität

Michael Stolleis

### 18 Von »Frankfurt« zu »Goethe«

Michael Maaser und Wolfgang Schopf

### 24 Auf einen Blick:

100 Jahre Goethe-Universität

## ERINNERUNGSKULTUR

### 27 Kollektives und kulturelles Erinnern

Christoph Cornelißen

### 32 Von der akademischen Immatrikulationsfeier zum »unistart«

Janine Aures

### 37 Erinnerungsorte

## STIFTER GESTERN UND HEUTE

### 41 36 Stifter für eine Idee – Eine studentische Ausstellung

Katharina Busch

### 44 Die stillen Stifter: Johanna Quandt und Jochen Hückmann

Astrid Ludwig

## FÄCHERKULTUREN

### 51 »Frankfurter Schule«: Von Horkheimer und Adorno bis zu ihren Urenkeln

Rolf Wiggershaus

### 58 Wissenschaftliche Schulen damals und heute

Heike Jüngst

### 64 Interdisziplinarität und Transdisziplinarität: Wie können sie gelingen?

Beate Meichsner

### 68 Wie der Computer die mathematische Forschung verändert hat

Anne Hardy

### 72 »Die berühmte Göttinger Schule hätte auch in Frankfurt sein können«

Horst Schmidt-Böcking, Anne Hardy

### 76 Wissenschaftliche Kontroversen: Warum es dabei nicht nur um Fakten geht

Anne Hardy

## DER WISSENSCHAFTLER ALS SAMMLER

### 81 Wenn Klimaforscher das »Moorarchiv« entdecken

Jochen Hennig



**80**

**SAMMELN, SICHTEN UND ERFORSCHEN**

Nicht immer ist das, was Wissenschaftler in den letzten 100 Jahren sammelten, auch heute noch für die Forschung brauchbar. Doch die Karten des Moorarchivs sind aktuell für Klimaforscher hoch interessant. (S. 81)



**104**

**ZWEI PAARE UND IHRE VIELEN HirNE**

Zwei forschende Ehepaare prägten die Frankfurter Hirnforschung: Ernst und Berta Scharrer entdeckten die Hormone im Gehirn (S. 104). Heiko und Eva Braak teilten M. Alzheimer in verschiedene Stadien ein. (S. 108)



**diskus** 3  
Frankfurter studentenschaft  
Jahrgang 20  
17. November 1979

**122**

**VERÄNDERTEN DIE »68ER« DIE POLITISCHE KULTUR?**

Die Wechselwirkungen zwischen Wissenschaftlern, Studierenden und Gesellschaft sind in den Jahren nach 1968 besonders intensiv gewesen. Wie haben sie die politische Kultur in der Bundesrepublik verändert? (S. 122)

**88** »Ich sehe wunderbare Dinge« – Die Sammlungen der Goethe-Universität

Charlotte Trümpler, Lisa Regazzoni, Vera Hierholzer, Judith Blume

**92** Wenig bewundert, viel beachtet: Die geowissenschaftlichen Sammlungen

Stefanie Hense

**100 JAHRE HIRNFORSCHUNG**

**97** Köpfe – Hirne – Netzwerke: 130 Jahre Neurowissenschaft

Gerald Kreft

**101** Kurt Goldsteins ganzheitliche Neurologie

Udo Benzenhöfer

**104** Ernst und Berta Scharrers Konzept der Neurosekretion

Horst-Werner Korf

**108** Von der wilden Schönheit: Die Arbeiten der Braaks zu Morbus Alzheimer

Helmut Wicht

**WISSENSCHAFTLER IN DER GESELLSCHAFT**

**113** »Unsere Gegenwart scheint immer mehr der Wirklichkeit von 1914 zu ähneln«

Christopher Clark, Bernd Frye

**118** Philologe im »Kriegseinsatz«: Julius Petersen und der Erste Weltkrieg

Bernd Zegowitz

**122** 1968 und die Erweiterung des politischen Vorstellungsvermögens

Heinz Bude

**128** »Die Offenheit der Debatten, die die 68er erkämpft haben, lässt sich nicht mehr zurücknehmen«

Karl Dietrich Wolff, Ulrike Jaspers

**136** Die Studentenzeitschrift »diskus« in den 1970er Jahren

Christiane Sommia

**141** Herbert Oehlschläger: Ein Pharmazeut als Feindbild des AstA

Axel Helmstädter

**144** Kurioses und Anekdotisches

**BÜCHER**

**148** Zwei Bücher – so unterschiedlich wie die Autoren

Notker Hammerstein

**150** Lebensbilder, die die wechselvolle Geschichte des 20. Jahrhunderts spiegeln

Renate Feyerbacher

**156** Zwischen Kritik und Tradition – Jürgen Habermas als Erbe Heines

Matthais Bormuth

**160** Vorschau, Impressum, Bildnachweis



1. Die Stadt Frankfurt  
 am Main  
 2. Akademie für Sozial-  
 und Handelswissen-  
 schafter  
 3. Carl Christian Jügel  
 Stiftung  
 4. Stiftung Theodor Stan-  
 seses Medizinisches  
 Institut  
 5. Institut für Gemein-  
 wohl

6. Georg u. Franziska  
 Speyersche Studien-  
 Stiftung  
 7. Physikalischer Verein  
 8. Die Heidenbergische  
 Stiftung  
 9. Heidenbergische  
 Naturforschende Ge-  
 sellschaft  
 10. Stiftung Carolinum  
 11. Neurologisches In-  
 stitut

# Vertrag über die Gründung einer Universität in Frankfurt am Main

## AUFTAKT

# Die Frankfurter Universität – eine besondere Hochschule

von Notker Hammerstein

Eine weltoffene, tolerante und liberale Intellektualität prägt die Frankfurter Universität – abgesehen von dem dunklen Kapitel während des Nationalsozialismus – seit ihrer Gründung 1914. Gegründet und gestiftet von wohlhabenden und engagierten Bürgern der Stadt, war sie von Beginn an etwas Besonderes in der deutschen Universitätslandschaft.

**B**ereits während der Gründungsphase der Universität bestimmten Überlegungen die Planungen, die sie in der deutschen Universitätslandschaft eine Besonderheit sein ließen. Nicht, dass die Stiftungsuniversität – in sich schon eine Besonderheit – sich grundlegend von den anderen deutschen Universitäten unterschied: Sie blieb, wie es das Allgemeine Preußische Landrecht vorschrieb, eine Veranstaltung des Staates und unterstand den üblichen akademischen Vorschriften. Aber ihre Satzung, ihre Verfasstheit und ihre Organe waren in typischen Aspekten anders als üblich, und das waren sie, weil eine aus privaten Stiftungen hervorgehende und sich weitgehend selbst finanzierende Hochschule ungewöhnlich war.

Angelsächsische Vorbilder und der Umstand, dass Frankfurt eine Stadt wohlhabender Bürger war – über 500 Millionäre lebten hier – bestimmten Oberbürgermeister Franz Adickes. Er war die treibende Kraft, aber umgeben von ähnlich denkenden Bürgern, vorweg Wilhelm Merton, dem Vorsitzenden allgemeinnütziger Institutionen und einigen Stadtverordneten, die diese Pläne voranbrachten. In seinen vielen Denkschriften erwähnte Adickes eher nebenher Punkte, die ihm für eine Frankfurter Universität wichtig schienen. Sie sollte ja aus einer bereits bestehenden Handelshochschule hervorgehen, die ihrerseits eine zeitgemäße Gründung der



Handelsstadt war. In einem Exposé von 1911 war zu lesen: »Allerdings ist in Frankfurt a. M. wie außerhalb der Gedanke befürwortet worden, nicht eine Universität im hergebrachten Sinne, sondern eine Freie Universität zu begründen. Soweit damit gesagt sein soll, daß die neue Universität von allen abgestorbenen Resten alter Zeiten frei bleiben und andererseits neuen Anregungen zugänglich sein und neuen Bedürfnissen Befriedigung gewähren soll, wird man gerne zustimmen [...]; daß die neue Universität den Anforderungen der Gegenwart und des hiesigen gewerblichen und geistigen Lebens gerecht

**1** Das Schmuckblatt des Vertrags zur Gründung der Universität mit Athene, Göttin der Wissenschaften, im Zentrum, in den »Fenstern« die Leonardskirche, der Rententurm und der Domturm. Gestaltet wurde dieses Blatt von Otto Linnemann, Dozent an der Städelschule.

**2** Akademische Versammlung zur Eröffnung der Universität am 18. Oktober 1914 in der Aula des Jügelhauses.

3



4



**3 Vom Jügelhaus zum Hauptgebäude der Universität:** Die Carl Christian Jügel-Stiftung beschloss 1902 den Bau einer »akademischen Lehranstalt für die Gebiete der Geschichte, Philosophie, sowie der deutschen Sprache und Literatur«, doch daraus wurde – nicht zuletzt durch Wilhelm Mertons Intervention – die Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften, Oberbürgermeister Franz Adickes weihte das Gebäude 1906 ein.

**4 Der Campus Westend:** Das IG-Farben-Haus mit dem Jahrhundert-Bauwerk von Hans Poelzig, das die Universität 2001 bezog, setzte Maßstäbe für die Neubauten. Die geschickte Verhandlungsführung des damaligen Uni-Präsidenten Werner Meißner eröffnete die Chance für die Realisierung des »schönsten Campus Kontinental-Europas«.

wird.« Dass dazu die Möglichkeit bestand, verdankte sich der Stiftungsfreudigkeit Frankfurter Bürger, darunter viele jüdischer Herkunft, die schon eine ganze Reihe Institute mit wissenschaftlichem Anspruch in der Stadt errichtet hatten.

**Novum im deutschen Reich: Eigene Fakultäten für Naturwissenschaften sowie Wirtschafts- und Sozialwissenschaften**

Da an der Handelsakademie auch Disziplinen vertreten waren, die einer juristischen, philosophischen oder naturwissenschaftlichen Fakultät zugerechnet werden könnten, konnte sich ihr Ausbau zu einer Voll-Universität darauf stützen. Es wurden allerdings Lösungen gefunden, die sich von den üblichen andernorts unterschieden. Frankfurt war nicht nur eine Handelsstadt, es beherbergte in seinem Umfeld moderne chemische, elektrochemische, physikalische Industrien. Deren Bedürfnisse hatten entsprechende Lehranstalten des Physikalischen Vereins, der Senckenbergischen Stiftungen, der städtischen Kliniken entstehen lassen, die infolge ihrer Anzahl und Größe eine eigene naturwissenschaftliche Fakultät gründen ließen, eine der

ersten im Reich. Die Lehranstalten hatten schon länger Kurse angeboten, »die der Fortbildung von bereits im Berufe stehenden Personen« dienten. Das sollte beibehalten werden, wie auch generell die »Bildung des Kaufmannsstandes«. Aus der Handelshochschule, die nicht wie in Leipzig fortgeführt wurde, entstand eine neue eigene Fakultät der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, die es an anderen Universitäten nicht gab.

**Religionswissenschaft statt Theologie**

Im Universitätsvertrag wurde dann verankert, dass – wie Adickes erklärte – der »streng wissenschaftliche, von Einseitigkeiten der Lehre und von Parteiabhängigkeiten fernzuhaltende Charakter der Universität« festgelegt sei, »und die Unabhängigkeit vom religiösen Bekenntnis [...] ausgesprochen und letzterem durch Zusatz Nachdruck gegeben, daß bei Besetzung der Lehrstühle [...] die religiöse und konfessionelle Stellung in keinem Fall ein Ausschlußgrund bilden soll. Die Innehaltung der Bestimmung wird [...] eine Verpflichtung aller Beteiligten sein.« Eine Theologische Fakultät wurde also nicht vorgesehen. Allein schon die vielen jüdischen Stifter konnten daran kein Interesse haben. Es wurden dafür religionswissenschaftliche Veranstaltungen angeboten. In Frankfurt hatten Juden, Katholiken, Sozialisten die Chance, auf einen Lehrstuhl berufen zu werden. Was andernorts eher selten war, kam in Frankfurt oft vor und entsprach dem liberalen Geist der Stadt. Die Verwaltung der Anstalt lag in der Hand des Kurators, dem ein Kuratorium und der Große Rat aus Mitgliedern der Stadt, der Stifter und der Universität unter dem Vorsitz des Oberbürgermeisters zur Seite standen.

Von Anfang an war es das Bestreben, hervorragende – oft noch junge – Gelehrte zu berufen; das gelang, wenn auch nicht immer. Institute in der Stadt sorgten, neben der Universität, selbst dafür, dass die Universität sich international öffnete. Dazu gehörten das Holland-Institut, das China-Institut, das Institut für Kulturmorphologie, das Elsass-Lothringen-Institut. Umfangreiche Bibliotheken, die städtische Medizin mit ihren modernst eingerichteten Instituten und eine an Wissenschaft und Kunst interessierte Bürgerschaft ließen die Universität schließlich – und trotz Widerstand von verschiedenen Seiten – ins Leben treten.

**Die Goldenen Zwanziger: Geselligkeit und Debattierfreude**

Ihre eigentliche Blütezeit erlebte sie ab Mitte der 1920er Jahre. Wenn sie auch infolge des Ersten Weltkriegs und Inflation ihr Stiftungsvermögen weitgehend eingebüßt hatte: Sie überlebte dank staatlicher Hilfe und Unterstützung der Stadt und



dank ihres zwar jungen, aber ausgeprägten wissenschaftlichen Selbstbewusstseins. Die Professoren gehörten inzwischen zur Stadt. Sie waren geschätzte Mitglieder in städtischen Salons – damals in Frankfurt keine Seltenheit, auch hier gab es »Roaring Twenties« – und bildeten mit ihren Studenten, Nachwuchswissenschaftlern und exzentrischen Kreisen einen Angelpunkt urban-bunter Zirkel. Die kreisten um bestimmte Personen oder Treffpunkte wie das Cafe Laumer, die Oper, das Museum für Völkerkunde, das Städel, den Riezler-Kreis – auch »Kränzchen« genannt – die »Georginen«, die religiösen Sozialisten sowie die Häuser der Familie Oppenheim oder von Schnitzler. So fanden sich zwar immer nur bestimmte Kreise zusammen, aber es war trotz allem bezeichnend für eine weltoffene, tolerante und liberale Intellektualität.

### Die grauen Jahre der Nazi-Diktatur: Ein Drittel der Lehrenden wurde vertrieben

Dass das den Nationalsozialisten nicht gefiel – die Universität war ihnen ein »jüdisch-sozialistischer Laden«, der geschlossen gehörte – versteht sich. Sie vertrieben über ein Drittel der Lehrenden, viele von ihnen jüdischer Herkunft, und schalteten die Universität mit den anderen deutschen Universitäten gleich. In der Diktatur blieb kein Platz für offenen, freien und liberalen Frankfurter Geist. Wenn auch die Universität keine NS-Kaderschmiede wurde, sie sich wissenschaftlich nicht nationalsozialistisch besonders hervortat: Einige überzeugte Nationalsozialisten und viele Mitläufer gab es schon. Sie fügten sich in den allgemeinen, eher um Politikferne bemühten, wenn auch nicht immer eingehaltenen Wissenschaftsbetrieb dieser Jahre ein. Vom früheren Glanz und dem freien Geist blieb nur wenig übrig. Es waren graue, einer Diktatur geschuldete Jahre.

### Impulse für die junge Bundesrepublik: »Frankfurter Schule« und Ordoliberalismus

Nach 1945 entging die Universität erneut ihrer Schließung. Die Amerikaner sahen die alte Stiftungsuniversität als eine Einrichtung, die vor allem den jüdischen Bürgern zu verdanken war. Die Vertreibung der Juden sollte durch die Schließung bestraft werden; allein eine Medical School zur Versorgung der Kranken sollte fortbestehen. Es bedurfte intensiver Überzeugungsarbeit unbescholtener Professoren und Personen des öffentlichen Lebens, die Amerikaner von diesem Plan abzubringen.

Nach der Wiedereröffnung 1946 bemühten sich die neuen Verantwortlichen der Universität, etwas von dem verloren gegangenen Geist zurückzuholen. Die Entlassung belasteter Lehrkräfte und die Berufung unbescholtener, ausgewiesener Gelehrter – darunter auch seinerzeit vertriebene – erlaubte ihr einen Neuanfang, der

vom Willen geprägt war, geschehenes Unrecht wiedergutzumachen und an die alte Glanzzeit anzuknüpfen. Bezeichnend dafür war unter anderem, dass zu ihren frühen Rektoren emigrierte und verfolgte Professoren gewählt wurden.

Zugleich bemühte sie sich, Lehrkräfte zu gewinnen, die möglichst für gegenwartsbezogene Fragen offen waren. Nicht nur die »Frankfurter Schule« des Instituts für Sozialforschung wurde damals stilbildend für bundesrepublikanische Intellektualität. Auch andere folgenreiche Ideen wie die des Ordo-Liberalismus fanden an der Goethe-Universität Rückhalt und Kontur. Eine ganze Reihe von Professoren waren zudem als Berater in den verschiedensten Ministerien tätig und formten die frühe Bundesrepublik mit.

Die Heftigkeit der Studentenunruhen der späten 1960er und frühen 1970er Jahre darf nicht übersehen lassen, dass danach eine gewandelte Universität versuchte, angesehen, wissenschaftlich erfolgreich und modern zu sein. Der letzte Schritt in die vergangenheitsbewusste Zukunft war ihr Umzug auf nunmehr drei Universitäts-Campi und ihre Umwandlung in eine neue Stiftungsuniversität 2008. Sie beansprucht, zu den führenden Hochschulen der Bundesrepublik zu gehören und eine aus Tradition liberale Anstalt zu sein. ●

### Literatur

Richard Wachsmuth  
Die Gründung der  
Universität Frankfurt  
Frankfurt am Main 1929.

Notker Hammerstein  
Die Johann Wolfgang  
Goethe-Universität  
Frankfurt am Main.

Band 1  
Von der Stiftungsuniversität  
zur staatlichen Hochschule,  
1914 bis 1950 (Frankfurt 1989)  
jetzt Göttingen 2012.

Band 2  
Nachkriegszeit und  
Bundesrepublik, 1945 bis 1972  
Göttingen 2012.

Band 3  
Ihre Geschichte in den  
Präsidentenberichten  
1972-2013,  
erscheint im Herbst 2014.



### Prof. Dr. Notker Hammerstein

Prof. Dr. Notker Hammerstein, 83, ist der beste Kenner der Geschichte der Goethe-Universität. Zurzeit arbeitet der Historiker an dem dritten Band der umfangreichen Universitäts-Geschichte, der sich mit der Zeitspanne von 1972 bis 2012 beschäftigen wird (dazu mehr in der nächsten Ausgabe von Forschung Frankfurt). Hammerstein hatte von 1970 bis zu seiner Emeritierung 1998 eine Professur für Neuere Geschichte an der Goethe-Universität inne. Neben der Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte beschäftigt ihn besonders die politische Ideengeschichte des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation.

[hammerstein@em.uni-frankfurt.de](mailto:hammerstein@em.uni-frankfurt.de)



# Aufbrüche Umbrüche Kontinuitäten

Fünf Fragen an fünf ehemalige Uni-Präsidenten

Wie nehmen Sie die Goethe-Universität heute in Zeiten des stärkeren nationalen und internationalen Wettbewerbs der Hochschulen wahr?

Was war rückblickend die wichtigste Veränderung, die Sie während Ihrer Amtszeit initiieren konnten?

Wenn Sie Ihre Zeit als Präsident noch einmal Revue passieren lassen, welche Episode lässt Sie heute noch schmunzeln?

Sie hätten die Chance, 2015 nochmal als Präsident anzutreten, welche Impulse würden Sie dann setzen wollen?

Was wünschen Sie der Goethe-Universität für die nächsten 50 Jahre?



## Prof. Erhard Kantzenbach

Prof. Erhard Kantzenbach, 83, war der erste Präsident der Goethe-Universität, nachdem bei der umfassenden Änderung des Hessischen Hochschulgesetzes das Amt des Rektors durch das des Präsidenten ersetzt worden war. Der Ökonom, der Volkswirtschaft, Rechtswissenschaften und politische Wissenschaften studiert hatte, kam 1967 als Professor für wirtschaftliche Staatswissenschaften an die Universität Frankfurt. Von 1971 bis zu seinem Wechsel nach Hamburg leitete er als Präsident die Goethe-Universität in unruhigen Zeiten. Neben seiner Professur an der Universität Hamburg war Kantzenbach Vorsitzender der Monopolkommission und Präsident des Hamburgischen Welt-Wirtschafts-Archivs (HWWA). Noch heute ist der Ökonom Seniormitglied der Akademie der Wissenschaften in Hamburg.

**1** Wie nehmen Sie die Goethe-Universität heute in Zeiten des stärkeren nationalen und internationalen Wettbewerbs der Hochschulen wahr?

Meines Erachtens hat sich die Universität Frankfurt im nationalen und internationalen Wettbewerb der letzten Jahre sehr erfolgreich geschlagen. Dies betrifft sowohl die Forschungsergebnisse ihrer Hochschullehrer, die häufig internationale Anerkennung gefunden haben, wie auch das weit gefächerte Lehrangebot, das offenbar auch viele ausländische Studierende angezogen hat. Als Volkswirt habe ich vor allem die Beiträge der Frankfurter Kollegen zur europäischen Finanzkrise mit großem Interesse verfolgt.

**2** Was war rückblickend die wichtigste Veränderung, die Sie während Ihrer Amtszeit initiieren konnten?

Meine Amtszeit begann 1971 – nach mehreren Jahren heftiger gesellschafts- und hochschulpolitischen Auseinandersetzungen – mit dem Inkrafttreten der neuen Hochschul- und Universitätsgesetze. Meine vorrangige Aufgabe war es damals, die neuen Beschlussgremien der Universität arbeitsfähig zu machen und ihre erweiterten Selbstverwaltungskompetenzen effektiv zu nutzen, vor allem in Haushalts- und Strukturfragen.

**3** Wenn Sie Ihre Zeit als Präsident noch einmal Revue passieren lassen, welche Episode lässt Sie heute noch schmunzeln?

Damals war das Büro des Präsidenten im 10. Stock des Juridicums an der Bockenheimer Warte. Dort herrschte die langjährige Rektoratssekretärin vorsorglich für das Wohl des Präsidenten. Als sie eines Tages von oben sah, wie sich eine große, offenbar sehr aufgeregte Studentenengruppe vor dem Haus sammelte, ahnte sie Böses und ließ vorsorglich die Aufzüge ausschalten und brachte mich damit ungewollt in einen peinlichen Erklärungsnotstand.

**4** Sie hätten die Chance, 2015 nochmal als Präsident anzutreten, welche Impulse würden Sie dann setzen wollen?

Da ich die Universität Frankfurt schon 1975 wieder verlassen habe, bilde ich mir heute – nach 39 Jahren – nicht ein, zu wissen, was man heute besser machen könnte.

**5** Was wünschen Sie der Goethe-Universität für die nächsten 50 Jahre?

Alles Gute!



## Prof. Dr. Hans-Jürgen Krupp

Prof. Dr. Hans-Jürgen Krupp, 81, lebt inzwischen wieder in Darmstadt, wo er 1952 sein Studium zum Wirtschaftsingenieur begonnen hatte. 1969 wurde er auf die Professur für Wirtschafts- und Sozialpolitik an der Goethe-Universität berufen. 1975 wurde er zum zweiten Präsidenten der Goethe-Universität gewählt. 1979 wählte ihn das Kuratorium zum Präsidenten des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung in Berlin. 1987 folgte er einem Ruf auf einen Lehrstuhl für Volkswirtschaftslehre, insbesondere Empirische Wirtschaftsforschung an der Technischen Universität Berlin. Er war Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1988 wechselte Krupp in die Politik: In der Freien und Hansestadt Hamburg war er zunächst Finanzsenator, später Wirtschaftssenator und Zweiter Bürgermeister unter Henning Voscherau (SPD). 1993 bis 2001 war er Präsident der Landeszentralbank in Norddeutschland und Mitglied des Zentralbankrats der Deutschen Bundesbank.

**1** Wie nehmen Sie die Goethe-Universität heute in Zeiten des stärkeren nationalen und internationalen Wettbewerbs der Hochschulen wahr?

Zu sehen ist ein wunderschöner Campus im Westend, der wichtige Voraussetzungen für den Erfolg schafft. In nationalen und internationalen Vergleichen hat sich die Position der Goethe-Universität verbessert. Derartige Vergleiche darf man nicht überbewerten. In der Wissenschaft zählt letztlich das Einzigartige, das nicht Vergleichbare. Das muss immer wieder neu erarbeitet werden und ist auf der Ebene der Gesamtuniversität schwer bewertbar.

Positiv ist, dass die Universität heute von Studenten und der Bevölkerung akzeptiert wird.

**2 Was war rückblickend die wichtigste Veränderung, die Sie während Ihrer Amtszeit initiieren konnten?**

»Veränderung« ist gut. Die Universität war im Umbruch. Die Abiturjahrgangsquoten waren von 1970 bis 1974 um etwa 50 Prozent gestiegen, vor uns lag ein demografisch bedingter »Studentenberg«. Die Hochschulabschlüsse entsprachen nicht den Anforderungen des Beschäftigungssystems. Die Hochschulgesetzgebung hatte eine völlig neue Selbstverwaltungsstruktur gefordert. Aus der »Ordinarien-Universität« war eine »Gremienuniversität« geworden. Auseinandersetzungen an der Universität verliefen nicht immer gewaltfrei – vorsichtig formuliert.

Überleben, Reform und Strukturwandel waren angesagt. Wichtig waren Kapazitätsverschiebungen zwischen den Fachbereichen, die Neugestaltung von Studiengängen und Studienabschlüssen sowie die Einführung neuer Studiengänge wie den der Informatik. Um Akzente in der Forschung zu setzen, wurden Erfolge beim Einwerben von Mitteln der Forschungsförderung bei der universitären Mittelvergabe belohnt.

**3 Wenn Sie Ihre Zeit als Präsident noch einmal Revue passieren lassen, welche Episode lässt Sie heute noch schmunzeln?**

Viel zu schmunzeln gab es nicht. Wenn ich in der Mensaschlange stand (Wartezeit mindestens 20 Minuten) und alle Versuche radikaler Aktivisten, die umstehenden Studenten gegen mich aufzustacheln, an der Solidarität der mit mir Wartenden abprallten.

**4 Sie hätten die Chance, 2015 nochmal als Präsident anzutreten, welche Impulse würden Sie dann setzen wollen?**

Uns war damals die »Universitas«, insbesondere das Miteinander von Geistes-, Sozial- und Naturwissenschaften, wichtig. Massenuniversitäten erschienen uns vor dem Hintergrund der aktuellen Unruhen als nicht beherrschbar. Die Region Frankfurt brauchte aber mehr Studienplätze. Deswegen wollten wir – übrigens in Übereinstimmung mit dem Wissenschaftsrat – zwei Voll-Universitäten in Frankfurt, in denen jeweils

Geistes-, Sozial- und Naturwissenschaften vertreten waren. Übrigens meinten wir damals auch, dass ein regionaler Wettbewerb zweier Universitäten fruchtbar sein könnte. Das ist damals nicht gelungen und in den heutigen Raumstrukturen nicht zu verwirklichen.

Die Aufgabe der Zusammenarbeit verschiedener Wissenschaften ist geblieben. Wissenschaftlicher Fortschritt entsteht gerade auch im Zusammenwirken verschiedener Fächer. Ich würde deshalb insbesondere Impulse für mehr Interdisziplinarität, auch für eine inhaltliche Verzahnung der drei Universitätsstandorte setzen. Auch in den einzelnen Fächern ist es wichtig, der in der Wissenschaft zu beobachtenden Tendenz zur Verengung entgegenzuwirken.

**5 Was wünschen Sie der Goethe-Universität für die nächsten 50 Jahre?**

Ein breit aufgestelltes Angebot in Lehre und Forschung, das genügend Studienplätze für die Metropolregion bereitstellt und Impulse für die gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung gibt.

Erfolg in der Forschung, aber auch genügend Selbstbewusstsein, um den Forschungserfolg nicht nur an ohnehin problematischen, engen internationalen Rankings festzumachen.

Forschungsergebnisse, welche die Wissenschaft voranbringen, die nützlich sind und angewendet werden, die unser Leben in der einen Welt besser machen.



**Prof. Dr. Klaus Ring**

Prof. Dr. Klaus Ring, 80, ist seit 2004 Präsident der Polytechnischen Gesellschaft und seit 2005 Vorsitzender des Stiftungsrats der Stiftung Polytechnische Gesellschaft in Frank-

furt. Er gilt als Gründungsvater der Stiftung; denn er setzte durch, dass von den 435 Mio. Euro, die die Polytechnische Gesellschaft e.V. beim Verkauf ihres 60-Prozent-Anteils an der Frankfurter Sparkasse an die Hessische Landesbank erlöste, knapp 400 Millionen Euro für die Gründung der »Stiftung Polytechnische Gesellschaft Frankfurt am Main« als Grundkapital zur Verfügung gestellt wurden. Damit entstand eine der größten privaten Stiftungen in Frankfurt. Ihre Ausrichtung wurde durch ihn maßgeblich geprägt. Sein vorrangiges Interesse ist es, junge Menschen in vielfältiger Weise bei der Entwicklung ihrer Fähigkeiten zu unterstützen. Der gebürtige Kölner, der in Essen aufgewachsen ist, lehrte und forschte von 1971 bis 1986 als Professor für Mikrobiologische Chemie an der Goethe-Universität und übernahm 1986 für acht Jahre als Präsident die Leitung der Universität. Von 1994 bis 2003 stand er der Stiftung Lesen in Mainz vor, für die er danach noch bis 2005 als wissenschaftlicher Direktor tätig war.

**1 Wie nehmen Sie die Goethe-Universität heute in Zeiten des stärkeren nationalen und internationalen Wettbewerbs der Hochschulen wahr?**

Die Goethe-Universität hat als moderne Hochschule einen starken öffentlichen Auftritt, sie ist ausgestattet mit glänzenden Rahmenbedingungen, um in großer fachlicher Breite erstklassig zu sein. Durch die neuen Campi ist sie für Studierende und Wissenschaftler aus der ganzen Welt sehr attraktiv, gelegen inmitten der dynamischsten der deutschen Städte, umgeben von interessanter Kultur und von Unternehmen, die auf Kooperationen mit universitären Einrichtungen angewiesen sind. Dies hat, umgekehrt betrachtet, wichtige Auswirkungen auf die Lehre und die beruflichen Aussichten der Universitätsabsolventen. Wenn da nur nicht die Wohnungsnot wäre.

**2 Was war rückblickend die wichtigste Veränderung, die Sie während Ihrer Amtszeit initiieren konnten?**

Eine der drängendsten Anliegen war mir, das Verhältnis zwischen der Bürgeruniversität und der Stadtgesellschaft, welches nach 68 zerrüttet war, wieder zu normalisieren und dringend notwendiges neues Vertrauen zu schaffen. Stadt(gesellschaft) und

Hochschule müssen gemeinsam wirken und nicht nebeneinander. Wichtigste Stütze war die Vereinigung der Freunde und Förderer der Universität. So gelang es, Persönlichkeiten aus Wirtschaft, Wissenschaft, Kultur, Politik und Bürgertum in einem 30-köpfigen Beirat zusammenzuführen, der intensiv bemüht war, die Universität auf verschiedenen Wegen zu unterstützen.

Eine zweite entscheidende Veränderung gelang, indem wir die vielen Jahre der baulichen Stagnation mit dem Neubau des Biozentrums (1993) auf dem Niederurseler Hang (heute Campus Riedberg) überwunden haben. Außerdem konnten wir in dieser Zeit mit einem privat finanzierten Entwurf eine Masterplanung für die Gesamtplanung eines naturwissenschaftlichen Campus einschließlich zweier Max-Planck-Institute vorbereiten. Wichtig war ferner, mit dem Wettbewerb für den Ausbau der Geisteswissenschaften an der Bockenheimer Warte dieses Thema auf die Agenda des Landes gesetzt zu haben, auch wenn sich später eine bessere Lösung mit dem Campus Westend eröffnete.

### 3 Wenn Sie Ihre Zeit als Präsident noch einmal Revue passieren lassen, welche Episode lässt Sie heute noch schmunzeln?

Es war ein denkwürdiges Abendessen am 14. November 1986 im Hause des Physikers Walter Greiner. Teilnehmer waren neben dem Hausherrn der Wirtschaftsprüfer Ekkehard Sättele, Universitätskanzler Wolfgang Busch und ich als Universitätspräsident – und es ging um circa 10 Millionen DM, die eine Mäzenin der Universität, insbesondere der Physik, stiften wollte. Doch alles musste geheim bleiben, so erläuterte uns Herr Sättele die Auflage. Nach dem Willen der Stifterin solle erst nach ihrem Tod das Geheimnis gelüftet werden und damit der Zugriff auf die Stiftungsgelder möglich werden. Noch an diesem Abend wurden wir uns über die grundlegenden Punkte des Stiftungsvertrags einig, schon kurz danach unterzeichneten Herr Sättele für die große Unbekannte und ich für die Universität den endgültigen Vertrag. Das Geheimnis um diese Stiftung blieb von allen Beteiligten sorgsam gehütet. Erst 2008, als die Stifterin Gertrud Kassel, Witwe eines angesehenen

Bankiers, verstarb, wurde es publik. Für Universitätspräsident Steinberg und die Universität freudige Nachrichten: Sage und schreibe 33 Millionen Euro (dank der guten Anlagestrategie des Bankhauses Metzler) fielen in die weit geöffneten Hände der Universität – eine der größten und nobelsten privaten Donationen für die Universität.

### 4 Sie hätten die Chance, 2015 nochmal als Präsident anzutreten, welche Impulse würden Sie dann setzen wollen?

Ich würde auf jeden Fall in die Einbettung der Universität in die Gesellschaft der Stadt und der Region weiter intensivieren. Da sind noch längst nicht alle Potenziale ausgeschöpft, gewinnen können alle Beteiligten, insbesondere wenn auch weitere Einrichtungen für Wissenschaft, Forschung und Entwicklung stärker integriert und mit der Uni verzahnt werden, so wie es andere wichtige Player in Frankfurt praktizieren.

Vor allem muss den Studierenden mehr Aufmerksamkeit gewidmet werden. Sie tragen auch als Bürger dieser Stadt mit ihren Ideen, Vorstellungen und schließlich auch kritischen Diskussionen ganz wesentlich zur Entwicklung der Stadtgesellschaft bei. Und sie ziehen schließlich als »Botschafter Frankfurts« und ihrer Universität in die Welt, um dort über Frankfurt auch als Stadt der modernen Wissenschaften zu berichten und Zeugnis abzulegen von der hervorragenden Ausbildung, die sie hier erhalten haben, und dem Geist einer liberalen forschungsorientierten Universität.

### 5 Was wünschen Sie der Goethe-Universität für die nächsten 50 Jahre?

Ich hoffe, dass die Goethe-Universität in den kommenden Jahrzehnten weiter wachsende Anerkennung als eine der impulsgebenden Universitäten in Deutschland findet. Das setzt allerdings voraus, dass die Zuwendungen an die Universität nicht wieder reduziert werden, sondern langfristig stabil bleiben. Ich wünsche mir aber ebenso, dass das tätige Interesse der Bürger an der Universität nach dem fabelhaften Ausbau noch weiter ansteigt.



Prof. Dr. Werner Meißner

Prof. Dr. Werner Meißner, 76, studierte Volkswirtschaftslehre und Ökonometrie an den Universitäten Köln, FU Berlin, Stanford, Darmstadt und Uppsala. Er ist Professor an der Goethe-Universität und hatte Gastprofessuren in Stockholm, Göteborg, Wien und Toronto. Neben seiner Professur war er Wissenschaftlicher Leiter des Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Instituts (WSI) in Düsseldorf. Von 1994 bis 2000 war Meißner Präsident der Goethe-Universität, er engagierte sich erfolgreich dafür, den IG-Farben-Komplex und das umliegende Areal zum Universitätscampus Westend zu entwickeln. Seit 2004 ist Meißner Präsident der privaten Hochschule in Bad Homburg. Er wohnt in Frankfurt und Berlin.

### 1 Wie nehmen Sie die Goethe-Universität heute in Zeiten des stärkeren nationalen und internationalen Wettbewerbs der Hochschulen wahr?

Während meiner Amtsperiode 1994 bis 2000 hatte die Goethe-Universität mal eine Zeit lang die meisten Leibniz-Preisträger aller deutschen Universitäten. Im Exzellenzwettbewerb, der im Begutachtungsverfahren deutlich international ausgerichtet war, hat sich unsere Universität gut geschlagen. Sie ist – auch wegen ihres neuen Gesichts im Westend, am Riedberg und am Main – im In- und Ausland stärker und profiliert sichtbar geworden.

### 2 Was war rückblickend die wichtigste Veränderung, die Sie während Ihrer Amtszeit initiieren konnten?

Der Aufbau einer Campus-Universität, die diese Bezeichnung verdient.

**3** Wenn Sie Ihre Zeit als Präsident noch einmal Revue passieren lassen, welche Episode lässt Sie heute noch schmunzeln?

Der Probelauf der Außenbeleuchtung im Poelzig-Ensemble durch die Kopenhagener Architekten des Büros Dissing+Weitling ausgerechnet am 21. Juni, dem längsten Tag des Jahres. Da mussten wir lange warten, bis es dunkel wurde.

**4** Sie hätten die Chance, 2015 nochmal als Präsident anzutreten, welche Impulse würden Sie dann setzen wollen?

Die Autonomie der Hochschule bewahren, nicht nur gegenüber der Politik.

**5** Was wünschen Sie der Goethe-Universität für die nächsten 50 Jahre?

Ein starkes Europa, eine überwiegend friedliche Welt, produktive Unruhe und zwei Nobelpreise. Gerne mehr.



## Prof. Dr. Rudolf Steinberg

Prof. Dr. Rudolf Steinberg, 71, gelang es während seiner Präsidentschaft von Juni 2000 bis 2008, die Goethe-Universität wieder in eine Stiftungsuniversität umzuwandeln. Der Rechtswissenschaftler kam nach dem Studium in Freiburg, Köln und Ann Arbor (USA) und wissenschaftlichen Stationen in Freiburg und Hannover 1980 nach Frankfurt, dort hatte er eine Professur für Öffentliches Recht, Umweltrecht und Verwaltungswissenschaften inne. Er beriet auch mehrere Landesregierungen im Umwelt-, Energie- und Atomrecht und war Richter am Thüringer

Verfassungsgerichtshof in Weimar. In Steinbergs Amtszeit als Präsident fällt auch der Ausbau der drei Campi Westend, Riedberg und Niederrad. Heute ist er Mitglied einer Reihe von Stiftungs- und Verwaltungsräten sowie Kuratorien – zum Beispiel Vorsitzender des Stiftungsrats des Frankfurt Institute for Advanced Studies – und publiziert eine Reihe von Aufsätzen und Büchern, unter anderem »Die Neue Frankfurter Universität«, Societäts-Verlag 2013 (s. Seite 149) und »Die Repräsentation des Volkes – Menschenbild und demokratisches Regierungssystem«, Nomos Verlagsgesellschaft 2013.

**1** Wie nehmen Sie die Goethe-Universität heute in Zeiten des stärkeren nationalen und internationalen Wettbewerbs der Hochschulen wahr?

Die Goethe-Universität als mit Abstand forschungsstärkste hessische Hochschule muss große Anstrengungen unternehmen, um ihre Position unter den zehn besten deutschen Universitäten zu halten und national wie international weiter nach vorne zu kommen. Sie darf deshalb nicht stehen bleiben, sondern muss mit Entschiedenheit weiter ihr Profil schärfen, Stärken weiter stärken und Schwächen möglichst ausmerzen. Nur dann wird sie weiterhin für die besten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler wie auch die interessantesten Studierenden attraktiv bleiben und Stiftungen, Mäzene und andere Förderer zum Engagement motivieren.

**2** Was war rückblickend die wichtigste Veränderung, die Sie während Ihrer Amtszeit initiieren konnten?

Das wichtigste Ereignis in meiner Amtszeit stellte die nahezu einstimmige Verabschiedung des Hochschulentwicklungsplans durch den Senat im Oktober 2001 dar. Hier wurden nach äußerst intensiven Diskussionen mit dem Bekenntnis zu Exzellenz, zu Spitzenleistungen in Forschung und Lehre wie auch zu der Verbindung mit der Frankfurter Bürgergesellschaft die Grundlagen dafür gelegt, dass sich die Landesregierung zu dem nahezu vollständigen Neubau der Universität und der Umwandlung in eine Stiftungsuniversität entschloss. Und auch die Gesellschaft erkannte, dass es sich – wieder – lohnte, sich für »ihre« Universität zu engagieren.

**3** Wenn Sie Ihre Zeit als Präsident noch einmal Revue passieren lassen, welche Episode lässt Sie heute noch schmunzeln?

Als urkomisch empfand ich den Auftritt eines Dekans im Senat, wo er mit größter Beredsamkeit und höchster Empörung eine Maßnahme des Präsidiums attackierte, die er gemeinsam mit diesem entwickelt hatte. Ausdruck komödiantischen Talents, aber auch der schwachen Position eines Dekans, der nicht immer in seinem Fachbereich zu seiner Auffassung stehen darf.

**4** Sie hätten die Chance, 2015 nochmal als Präsident anzutreten, welche Impulse würden Sie dann setzen wollen?

Die Innovationsfähigkeit der Universität müsste gestärkt werden. Das Präsidium ist häufig – auch durch die Vielzahl der Anforderungen – überfordert, die Dekane häufig zu schwach (wie oben beschrieben). Aus diesem Grunde wurde bereits mehrfach eine Neuorganisation der Fachbereiche diskutiert, die auch zu einer größeren Professionalisierung führen sollte. Leider sind diese Überlegungen niemals weitergeführt worden.

**5** Was wünschen Sie der Goethe-Universität für die nächsten 50 Jahre?

Dass sie ihr Potenzial – noch – besser nutzt. Dass die Mitglieder der Goethe-Universität sich – noch – viel stärker mit »ihrer« Alma Mater identifizieren und sich so für die Entwicklung der Universität in Forschung, Lehre und den damit verbundenen Service-Bereichen einbringen. Und dass die Bürgerinnen und Bürger von Frankfurt und der Rhein-Main-Region sich mit Stolz für »ihre« Goethe-Universität engagieren. Und dass sie in 50 Jahren – verbunden mit einem stattlichen Stiftungskapital – tatsächlich zu den 50 besten Universitäten der Welt gehört.



## NACHGEFRAGT IM PRÄSIDIUM ...

... bei Prof. Werner Müller-Esterl

**Wie nehmen Sie die Goethe-Universität heute in Zeiten des stärkeren nationalen und internationalen Wettbewerbs der Hochschulen wahr?**

Die Goethe-Universität ist für diesen Wettbewerb gut gerüstet. Sie hat große Fortschritte in der Lehre etwa mit einem selbst aufgelegten Professorenprogramm und in der wissenschaftlichen Reputation mit zehn neuen herausragenden Forschungszentren gemacht, sodass insgesamt ihr Bekanntheitsgrad enorm gestiegen ist. Unsere Universität zählt heute zu den zehn besten Hochschulen in Deutschland. Das wirkt sich inzwischen auch auf die Berufungen aus: 2013 haben wir erstmals 40 Prozent der ausgeschriebenen Professuren mit ausländischen Bewerbern besetzt. Die Goethe-Universität ist ein »Magnet am Main« und für Stadt und Region ein prägender Faktor.

**Welche Entwicklungen der Goethe-Universität der letzten Jahre sind Ihnen besonders wichtig?**

Für mich war und ist es entscheidend, die Stiftungsuniversität von innen her

weiterzuentwickeln und damit ihr Fundament zu festigen. Die Vorteile dieser Verfassung werden heute selbst von den früheren Gegnern nicht mehr angezweifelt. Dazu beigetragen haben gewiss auch vertrauensbildende Maßnahmen wie der Stifterkodex oder die wachsende Zahl an privaten Zuwendungen. Zufrieden bin ich auch, dass es gelungen ist, das ambitionierte Bauprogramm fortzusetzen. Hier haben wir gerade in den vergangenen Jahren enorme Fortschritte erzielt und werden dies auch weiterhin tun. Froh bin ich zudem über unsere sehr qualitätsorientierte Berufungspolitik, von der die Universität noch in vielen Jahren profitieren wird.

**Welche Episode aus der letzten Zeit lässt Sie schmunzeln?**

In unserem letzten Jahresbericht ist uns ein kleiner Lapsus unterlaufen: Im Kapitel »Entwicklung der Stiftungsuniversität« haben wir den hessischen Finanzminister, Dr. Thomas Schäfer, zu Thorsten Schäfer gemacht, was einer ungewollten Namensverschränkung mit dem hessischen Oppositionsführer Thorsten Schäfer-Gümbel entspricht.

Der Minister hat's mit Humor genommen und mir einen launigen Brief geschrieben.

**Was wünschen Sie der Goethe-Universität für die nächsten 50 Jahre?**

Die dynamische Entwicklung der Stiftungsuniversität ist eine Jahrhundertaufgabe! Ich wünsche der Goethe-Universität die innere Kraft, die in ihr schlummernden Potenziale weiter zur Entfaltung zu bringen. Sie ist – auch von ihrer Geschichte her – eine großartige Institution der Frankfurter Bürgerschaft mit einer bewegten, einzigartigen Geschichte. Aus dieser Tradition heraus sollte sie sich selbstbewusst entfalten – getreu ihrem Leitmotiv: »Wissenschaft für die Gesellschaft«.



# Nähe und Distanz

Die Frankfurter und ihre Universität

*von Michael Stolleis*



Das Verhältnis zwischen den Frankfurtern und ihrer Universität ist ein wechselvolles: gestiftet und großzügig unterstützt von Bürgern und Stadtpolitikern, gepflegt in den harten Jahren der Inflation, gleichgeschaltet und wissenschaftlich ausgehungert während des Nationalsozialismus, entfremdet und abgelehnt nach der Studentenrevolte in den 1960er und 1970er Jahren, wiederentdeckt ab den 1980er Jahren, geschätzt und gefördert seit der (Rück-)Verwandlung in eine Stiftungsuniversität (2008).

**A**ls Oberbürgermeister Franz Adickes und der Kreis seiner Unterstützer aus der Stadt die Universität gründeten, war sie ein Geschöpf des Frankfurter Großbürgertums und eines herausragenden Stadtgestalters. Die maßgeblichen Personen wollten etwas schaffen, was in Wettbewerb zu den »überaus reich dotierten amerikanischen Instituten« treten konnte, so Adickes. Zugleich sollte die eigene Universität aber Ausdruck eines fortbestehenden reichsstädtischen Selbstbewusstseins sein – trotz der Eingliederung in den preußischen Staat seit 1866. Dieser glückliche Beginn eines Zusammentreffens von Stifterwillen und Stadtpolitik half auch noch, über die enormen Schwierigkeiten des Weltkriegs und seine Folgen, der Inflation und der Weltwirtschaftskrise, hinwegzukommen. Die Universität und ihre Institute blieben weiter Gegenstand städtischer Fürsorge.

Im NS-Staat wurde dies anders. Die rassistische Dezimierung des Lehrkörpers und der Studierenden, die Vertreibung der meisten der großzügigen Stifter, der generelle Bedeutungsverlust der Universität durch diesen Aderlass und durch das wissenschaftsfeindliche Klima trafen die Universität im Kern. Dennoch blieb sie, trotz der Rivalitäten zwischen einem radikalen Gauleiter und einem etwas gemäßigteren Oberbürgermeister, eine Frankfurter Einrichtung, etwa wie das »Goethehaus«, das »Senckenberg« oder das »Städel«. Auch nach 1945 stand die Universität zwar nicht im Zentrum städtischen Bewusstseins – aber sie nahm am allgemeinen Wiederaufbau teil und regenerierte sich langsam. Immer noch war sie für die Frankfurter »unsere Universität«.

### Die Phase der Entfremdung

Aber die finanzielle Last, eine weiter wachsende und spezialisierte Universität zu unterhalten, wurde für die Stadt zu drückend. 1967 ging die Trägerschaft auf das Land Hessen über. Nun ver-



2

änderte sich fast alles: Starke Jahrgänge drängten in die Ausbildung, die »Bildungskatastrophe« wurde ausgerufen, die Generation des Wiederaufbaus wurde abgelöst von kritisch gestimmten jungen Menschen, die auf die Kombination von Wirtschaftswunder und beschwiegener Vergangenheit zunehmend allergisch reagierten. Der von Generalstaatsanwalt Fritz Bauer in Gang gebrachte Auschwitz-Prozess (1963 bis 1965) tat ein Übriges. Das Klima änderte sich rasch, besonders in den Geistes- und Sozialwissenschaften. Der Vietnam-Krieg provozierte scharfe antiamerikanische Töne. Dies alles erzeugte ein explosives Gemisch.

**1** Die beiden Gründungsväter der Universität im Oktober 1909 in Tremezzo am Comer See: Der Unternehmer und Frankfurter Mäzen Wilhelm Merton und der Oberbürgermeister Franz Adickes.

**2** Bankenwelt und Universität entdecken mehr Verbindendes: Kooperation im House of Finance, Stiftungsprofessuren, aber auch der Wille zum kritischen Dialog.



3

**3 Volles Audimax auf dem Campus Westend: Bei der Poetik-Vorlesung von Daniel Kehlmann im Sommersemester 2014. Die Poetik-Vorlesungen gehören bereits seit 1959 zu den Höhepunkten des kulturellen Lebens in Frankfurt; daran änderte auch die Distanz zwischen Bürgern und Universität während der heißen Phase der Studentenbewegung nichts.**

**4 Schon in der offiziellen Einladung zur Eröffnung der Universität stand »Frankfurts Bürgersinn« an erster Stelle.**

**5 Hausbesetzer im Westend in den 1970er Jahren. Diese Aktivitäten und andere Protestaktionen der Studierenden stießen in bürgerlichen Kreisen auf wenig Sympathie. (Foto: Barbara Klemm, s. Seite 125)**

1967 bis etwa 1974, als Frankfurt neben Berlin und dem kleinstädtischen Heidelberg eines der Zentren der »Studentenbewegung« geworden war, begann die große Entfremdung zwischen Stadt und Universität. Wer in der Stadt, bei Banken und Börse, in Industrie und Handwerk oder in der konservativen Presse etwas zu sagen hatte, wandte sich von der Universität ab. Permanente Unruhe, Demonstrationen mit erheblichen Sachschäden, rüder Umgang mit Gelehrten, endlose Störungen und als nutzlos empfundene Sitzungen spalteten nicht nur Stadt und Universität, sondern auch die Universität selbst. Noch Jahrzehnte später waren die Traumata zu spüren.

#### **Die Universität neben Banken, Messe und Museumsufer als eigenes Kraftzentrum**

Erst seit den 1980er Jahren gab es wieder Annäherungen von beiden Seiten. Die Universität pflegte ihre Außenbeziehungen, die städtische Gesellschaft – mit dem für Frankfurt typischen raschen Wechsel der Personen – entdeckte langsam die vielfältigen Potenziale der Universität. Die Stadt selbst nahm mit Walter Wallmann und Hilmar Hoffmann einen neuen

Anlauf, ins kulturelle Lot zu kommen, die Alte Oper und neue Museen aufzubauen und dabei auch die vom Land finanzierte Universität erneut als eigene wahrzunehmen. Petra Roth hat dies als Oberbürgermeisterin mit Nachdruck fortgesetzt. Die Universität tauchte gewissermaßen neben den Banken und der Messe, neben dem Museumsufer und dem Bahnhofsviertel wieder als eigenes Kraftzentrum auf.

Plötzlich gab es Veranstaltungen, Poetik-Vorlesungen und Vortragsreihen, unterstützt von Verlagen und von Banken, zu denen »ganz Frankfurt« in den Räumen der Universität erschien. Ältere Frankfurter, die das 68er-Negativbild in sich aufgenommen hatten, rieben sich die Augen und entdeckten eine neue Universität. Viele von ihnen besuchten nun mit Begeisterung auch die »Universität des dritten Lebensalters«.

Die (Rück-)Verwandlung der staatlichen Universität in eine Stiftungsuniversität (2008) besiegelte diesen Prozess gegenseitiger Annäherung. Nun schien die Anknüpfung an die Grundidee der Jahre um 1914 wieder möglich. Die Vereinigung der Freunde und Förderer der Goethe-Universität wuchs in die Stadt hinein.



4



5

Dass bekannte Persönlichkeiten der Bankenwelt, des Flughafens, der Industrie oder der Anwaltschaft sich jetzt für die Universität engagierten und Ehrensatorinnen und Ehrensatoren wurden, strahlte auf die Stadt zurück. Auch in der Jüdischen Gemeinde wuchs das Zutrauen. Das Fritz Bauer Institut zur Erforschung des Holocaust zog gemeinsam mit der Goethe-Universität in das historisch belastete IG Farben-Haus ein. Neue Stifter meldeten sich.

Und dies alles vereinte sich gewissermaßen in dem städtebaulichen Hochgefühl, als es den Universitätspräsidenten Werner Meißner und Rudolf Steinberg gelang, das historisch und architektonisch zentrale Hauptgebäude der IG Farben als Zentrum der Geistes- und Sozialwissenschaften zu gewinnen und mit größter Unterstützung durch das Land zu einem neuen Campus auszubauen. Nun erhielten auch die Naturwissenschaften einen neuen Campus auf dem Riedberg, und die Medizin baute die Kliniken und Labors am Theodor-Stern-Kai gründlichst um. Seither ist die Universität an drei Standorten hervorragend präsent, zudem vielfältig vernetzt im Rhein-Main-Gebiet, eine

muntere Hundertjährige, deren wissenschaftliches, geistig anregendes und kritisches Potenzial aus dem Leben der Stadt Frankfurt nicht wegzudenken ist. ●



### Prof. Dr. Michael Stolleis

Prof. Dr. Michael Stolleis, 73, war von 1974 bis 2006 Professor für öffentliches Recht und Neuere Rechtsgeschichte an der Goethe-Universität und von 1991 bis 2009 Direktor am Max-Planck-Institut für Europäische Rechtsgeschichte.

[stolleis@rg.mpg.de](mailto:stolleis@rg.mpg.de)



Ehrensenatoren-  
Plakette mit dem  
Konterfei des  
jungen Goethe,  
Entwurf von  
Charlotte Germann-  
Jahn, um 1965.

# Von »Frankfurt« zu »Goethe«

Eine kleine Namensgeschichte der Universität

*von Michael Maaser und Wolfgang Schopf*

»Königliche Universität zu Frankfurt a. M.« – mit diesem Namen konnten sich auch die Frankfurter Stifter arrangieren, formalrechtlich hätte Wilhelm II. den Vortritt gehabt. Goethe, natürlich immer fester Bestandteil des philologischen Bildungskanons, rückte der Universität verhalten näher: zunächst mit seinem Relief über dem historischen Haupteingang, bis es zu seinem 100. Todestag 1932 an der Zeit schien, die Universität nach dem Dichturfürsten zu benennen.

Die »Frankfurter Zeitung« widmete am Sonntag, den 25. Oktober 1914, ihre achtseitige Sonderausgabe einem einzigen Thema »Zur Eröffnung der Universität Frankfurt«. Für eine Woche zuvor, am 18. Oktober 1914, war deren Gründungsakt geplant worden. Das Datum hatte Kaiser Wilhelm II. selbst festgelegt, doch der Kriegsbeginn hielt ihn von der Wahrnehmung seines Frankfurter Termins ab. Die Eröffnung fand daraufhin ein paar Tage später in kleinem Kreise statt.

Franz Adickes, der seine Laufbahn als Frankfurter Oberbürgermeister mit dem Vertrag über die Gründung der Universität vom 28. September 1912 gekrönt hatte, blickte im Leitartikel jener Sonderausgabe auf die lokale und nationale Gemengelage zurück, in der sich der Gründungsplan entwickelte: »Das Schicksalsjahr 1866, in welchem der seit langen Jahrzehnten und seit dem Jahr 1848 immer steigender Heftigkeit geführte Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland zu Gunsten Preußens entschieden wurde, zeitigte in Frankfurter Kreisen zugleich den Gedanken, als Ersatz für den Verlust des Bundestags und der mit ihm gegebenen deutschen und europäischen Stellung Frankfurts hier eine Universität zu begründen. Allein die Gegensätze in Deutschland waren zunächst zu groß und zu mannigfaltig, als daß eine Verwirklichung dieses Gedankens möglich gewesen wäre.«<sup>1</sup>

### Der Frankfurter Kontrapunkt: Der Name ist Programm

Bei der Verwirklichung des Gedankens brauchte das Kind einen Namen. Es auf seine Väter und Mütter zu taufen, hätte eine der über 70 beteiligten Parteien aus Stifterfamilien, wissenschaftlichen Instituten, Vereinen oder kommunalen Körperschaften ungebührlich exponiert. Auch eine Benennung nach dem formalrechtlichen

Gründer Wilhelm II. privilegierte die Universität, wäre heikel gewesen. Zum einen existierte in Straßburg bereits seit 1872 eine »Kaiser Wilhelm Universität« (freilich nach Wilhelm I.), zum anderen repräsentierte Wilhelm II. als *König* das in Frankfurt ungeliebte Preußen, wogegen der *Kaiser* Wilhelm als Patron durchaus nach Geschmack der ehemals Freien Reichsstadt am Main wäre, was die Universität 1914 mit ihrem ersten Siegel zeigt, das ein Bildnis Karls des Großen trägt.

Mit »Universität Frankfurt« als frei gewähltem Namen, der offizielle lautet bis 1918 »Königliche Universität zu Frankfurt a. M.«, einigten sich die Gründer keinesfalls auf eine Notlösung, noch weniger auf eine Geste lokaler Bescheidenheit. Vielmehr formulierten sie in dem Titel ihr Programm: Die Universität setzte den preußisch-wilhelminischen Ideen von 1914 einen Frank-

**1** Vorausschauend: Zwischen den Reliefs von Immanuel Kant und Wilhelm von Humboldt fand bereits 1906 Goethes Porträt seinen Platz an der neobarocken Fassade des Jügelhauses.

**2** Das Jügelhaus, später Hauptgebäude der Universität, wurde finanziert aus dem Nachlass der Frankfurter Carl Christian Jügel-Stiftung.



1



2

furter Kontrapunkt entgegen, gegründet auf den Geist der Paulskirche, auf das Bewusstsein des emanzipierten Bürgertums einer ehemals Freien Reichsstadt und mit der Überzeugung und dem Willen, Universität in Freiheit und

Verantwortung zu verwirklichen.

Dem schien im zweiten Jahrzehnt, gerade der europäischen Katastrophe des Ersten Weltkriegs und dem nationalen Desaster der Willhelminischen Epoche zum Trotz, nichts entgegenzustehen. Die »Universität Frankfurt« führte ihre Idee der ersten deutschen Stiftungsuniversität in den 1920er Jahren zur Blüte.

### **Ikonografische Präsenz: Goethe neben Kant und Wilhelm von Humboldt**

Gleichzeitig rückt Johann Wolfgang Goethe, der als »Dichterstürst« im literaturwissenschaftlichen Curriculum der »Universität Frankfurt« ohnehin seinen natürlichen

Platz einnahm, langsam in den ikonografischen Vordergrund der Universität. An der dortigen Fassade des historischen Hauptgebäudes in der Mertonstraße 17-21, dem Jügelhaus, prangt, flankiert durch Reliefs von Kant und Wilhelm von Humboldt, Goethes Haupt. Das Verhältnis der Vaterstadt zu ihrem nach Weimar entlaufenen »größten Sohn« war lang von dessen Distanz zur alten Heimat überschattet: Goethe hatte 1817 seine Frankfurter Bürgerrechte zurückgegeben, die Ehrenbürgerwürde seiner Geburtsstadt abgelehnt und somit nach dem Urteil vieler Frankfurter seine lokale Herkunft mit Füßen getreten. Das Freie Deutsche Hochstift, heute neben der Goethe-Universität Inbegriff des Frankfurter Goethe-Gedächtnisses, wurde 1859 zu Schillers 100. Geburtstag gegründet, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts weit mehr mit dem Ideal bürgerlicher Emanzipation verbunden wurde, als dies für seinen Weimarer Bruder, den »Fürstenknecht« Goethe, zutraf.

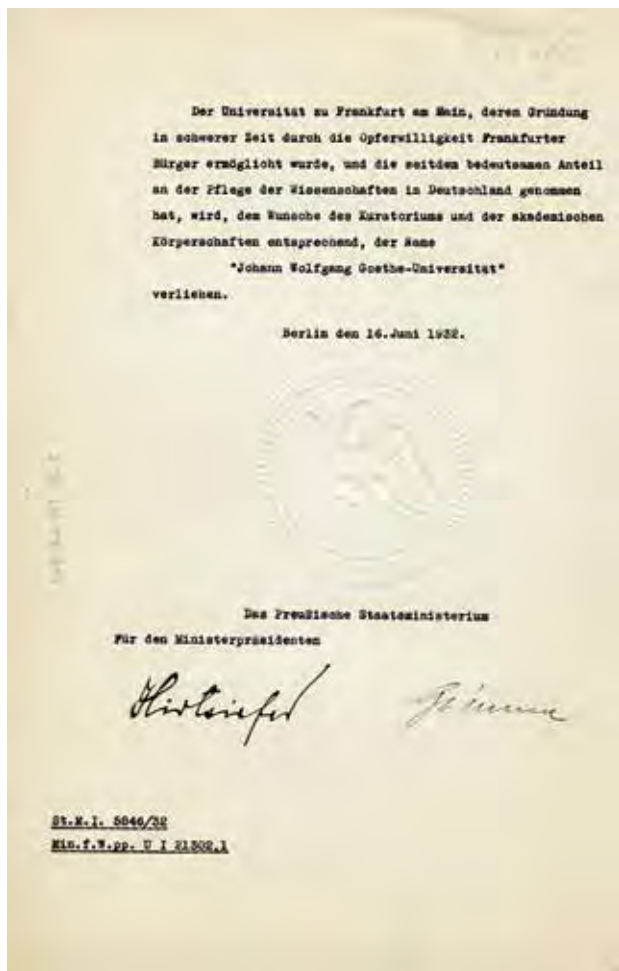
### **Ernst Beutlers und Wilhelm Pfeiffer-Bellis Affinität zum Dichterstürsten**

Mit der Berufung von Ernst Beutler, der 1925 die Leitung von Hochstift und Goethe-Museum übernahm, veränderte sich das Goethe-Bild in der Stadt rasant. Beutler trat 1927 sein Lehramt an der Universität Frankfurt an; er verkörperte die Achse zwischen beiden Institutionen und trug Goethe-Philologie in das kulturelle Bewusstsein der Stadtgesellschaft. An der Universität stieß er dafür auf einen Verbündeten, Wilhelm Pfeiffer-Belli. Der Sohn einer Frankfurter Patrierfamilie übernahm 1916 die Verantwortung für das erhebliche Vermögen seiner Vorfahren. Er erfüllte sich daraufhin den Traum eines Lebens als Privatgelehrter, der seine Ressourcen in den Dienst von Stadt und Universität stellte, aber nur eigener Überzeugung folgte. An der Frankfurter Universität etabliert er die moderne Theaterwissenschaft, in deren Mittelpunkt er Goethes Dramen stellte. In der Stadt wurde er neben Ernst Beutler für Goethe zuständig. Er gab 1929 namens der einschlägigen Institutionen die Schriften zum 100. Jubiläum der Frankfurter Uraufführung von Goethes »Faust« heraus. Und er legte 1932, im großen Goethe-Jahr anlässlich des 100. Todestags des Dichters, ein Netz von Goethe-Zitaten über Frankfurt und dessen Gemäuer: Auszüge aus Goethes Werk, die Fotografien von Goethe'schen Handlungs- oder Lebensorten in der alten Stadt Frankfurt illustrieren, montierte er in dem Buch »Frankfurter Goethestätten«.

Seine weit über das Übliche hinausgehende Affinität zur Frankfurter Literaturgeschichte leitet sich bei Pfeiffer-Belli aus der Familiengeschichte ab. Unter den im Institut für Stadtgeschichte überlieferten Dokumenten seines Nachlasses sticht ein handschriftlicher Stammbaum hervor: Wilhelm Pfeiffer-Belli stammt im vierten Glied von Franz Gontard ab. Dessen Bruder Jacob verheiratete sich mit Susette Borkenstein, der realen Figur einer literaturgeschichtlichen Jahrtausendliebe, nämlich Friedrich Hölderlins Diotima im »Hyperion«, womit Kulturgeschichte, ökonomische Souveränität und Bürgersinn eine geradezu physisch begründete Familienangelegenheit und damit eine Frankfurter Spezialität bildeten.

### **1932 – der doppelte Wendepunkt**

Das Jahr 1932, in dem die »Universität Frankfurt« ihren personenbezogenen Namen erhalten wird, markiert einen doppelten Wendepunkt. Wie nie zuvor wird Goethe zum Ideal bürgerlicher Integrität, das, wie nie zuvor, von der gesellschaftlichen Realität des Nationalsozialismus desavouiert ist. Beides zeigte sich in Thomas Manns letzter großer Rede in der Weimarer Republik. Er hielt sie am 18. März 1932



3

**3 Das Goethe-Jahr 1932** anlässlich seines 100. Todestags war eine vollkommene Gelegenheit, den bedeutenden Sohn der Stadt zum Namensgeber der Universität zu erheben – mit Billigung des Preußischen Staatsministeriums, wie dieses Schreiben belegt.

vor der Preußischen Akademie der Künste zu Berlin, zu Goethes 100. Todestag, über »Goethe als Repräsentanten des bürgerlichen Zeitalters«. Zu Beginn erinnert er sich eines Frankfurter Bildungserlebnisses: »Ich rufe die Empfindungen auf, die mich bestürmten, als ich vor Jahren zum ersten Mal durch Goethes Elternhaus am Hirschgraben zu Frankfurt ging. Diese Treppen und Zimmer waren mir nach Stil, Stimmung, Atmosphäre unbekannt. Es war die »Herkunft«, wie sie im Buche, im Buch meines Lebens steht, und zugleich der Anfang des Ungeheueren. Ich war »zu Hause« und dennoch ein scheuer und später Gast in der Ursprungssphäre des Genius. Heimat und Größe berührten sich. Das Patrizisch-Bürgerliche, museal geworden und Gegenstand leise auftretender Pietät.«<sup>2</sup>

Thomas Mann weiß, dass die von ihm nochmals heraufbeschworene bürgerliche Epoche untergegangen ist. Dem stemmt er sich zum Ende seiner Rede entgegen und erinnert daran, »daß im Bürgerlichen grenzenlose Möglichkeiten liegen, Möglichkeiten unbeschränkter Selbstbefreiung und Selbstüberwindung. Die Zeit ruft das Bürgertum auf, sich dieser seiner eingeborenen Möglichkeiten zu erinnern und sich geistig und sittlich zu ihnen zu entschließen. ... Kein Zweifel, der Kredit, den die Geschichte der bürgerlichen Republik heute noch gewährt, ... beruht auf dem noch aufrechterhaltenen Glauben, daß die Demokratie, was ihre zur Macht drängenden Feinde auch vorgeben, *auch kann*, nämlich eben diese Führung ins Neue und Zukünftige zu übernehmen.«<sup>3</sup>

### Das Privileg des neuen Namens

Zur gleichen Zeit bereiteten sich die universitären Körperschaften auf das Jubiläum ihres künftigen Paten vor. Die Senatsprotokolle berichten von Plänen für eine Goethe-Festwoche, in denen sich der innerhalb der Stadtgesellschaft virulente Goethe-Geist jener Tage widerspiegelt. Zur spannenden Frage der Namensgebung, insbesondere zur Wahl der bürgerlichen Variante, ohne das *von* Goethe, bleibt die Überlieferungslage hingegen dürrig. Jedenfalls



4

zielte ins »Zukünftige« und gleichermaßen Vergebene eine Frankfurter Intervention im Preußischen Staatsministerium, der mit Datum vom 16. Juni 1932 stattgegeben wurde: »Der Univer-

sität Frankfurt am Main, deren Gründung in schwerer Zeit durch die Opferwilligkeit Frankfurter Bürger ermöglicht wurde, und die seitdem bedeutsamen Anteil an der Pflege der Wissenschaften in Deutschland genommen hat, wird, dem Wunsche des Kuratoriums und der akademischen Körperschaften entsprechend, der Name Johann Wolfgang Goethe-Universität verliehen.«<sup>4</sup>

Die Verleihung des Privilegs »Johann Wolfgang Goethe-Universität«, erteilt mit Verweis auf die Frankfurter Universitätsgründung »in schwerer Zeit« des Ersten Weltkriegs, liest sich rückblickend als Verhöhnung. Das Überleben der Stiftung von 1914 und vor allem das ihres Geistes, ungeachtet der Veruntreuung von Stiftungskapital in Reichsdeutschen Kriegs-anleihen, zeugt von der Langmut der Stifter und deren Glauben an die eigene Idee. Jene wurde ein halbes Jahr nach der Umbenennung



5

verraten. Die nationalsozialistische »Gleichschaltung« zielte 1933 unter den Hochschulen insbesondere auf die Johann Wolfgang Goethe-Universität, deren liberaler Geist den Nationalsozialisten ein Graus war.

Auch Ernst Beutler verlor seine Lehrbefugnis, rettete aber große Bestände des Goethe-Museums durch Evakuierungen vor der Zerstörung in den Bombardements. Ihm wurde das Goethe-Haus und seine Frankfurter Umgebung zu einem exterritorialen Gelände unkorrupten Geistes, dessen Verlust in der Bombennacht von 1944 er kaum verschmerzte: »Am 22. März 1944, Goethes Todestag, starb auch das Haus seiner Kindheit, starb die Stadt seiner Jugend ... Solange wir über die selben Plätze schreiten konnten und unser Auge an denselben Fassaden sich erfreuen durfte, die er noch gesehen, solange wir in den gleichen Räumen atmen, seine Treppenstufen emporsteigen, durch die nämlichen Fenster wie er auf Welt und Himmel schauen durften, konnten wir das Gefühl seiner unmittelbaren Nähe haben. Nun das alles nicht mehr ist, hat sich eine Kluft aufgetan. Es ist, als sei er nun erst wirklich gestorben.«<sup>5</sup>

Goethe als Symbol von Humanität und Zivilisation blieb aller Realität entgegen unverwundlich, in Frankfurt wie an seiner Universität. Auf die Symbolkraft jener Zerstörung, der Durch-

4 Thomas Manns Goethe-Rede am Wendepunkt 1932. Noch einmal beschwört er vor dem drohenden Ende der Weimarer Republik die untergehende bürgerliche Epoche.

5 »Frankfurter Goethestätten«: Der Frankfurter Theaterwissenschaftler Wilhelm Pfeiffer-Belli legte 1932 ein Netz von Goethe-Zitaten über Frankfurt.

trennung des Bandes, das – so Beutler – zu Goethe führte, antwortete Frankfurt mit dem Wiederaufbau. Fritz von Unruh, der am 28. August 1948 in der Paulskirche den Goethe-Preis entgegennahm, wurde Zeuge der Arbeit an einem Gebäude physischer wie metaphysischer Architektur; zumindest gab er diesen Eindruck in seiner Goethe-Rede wieder: »Vor ein paar Tagen gelangte ich, über Schuttberge kletternd, zum ersten Mal vor die Reste seines Elternhauses. Oben auf dem neu gezimmerten Holzbelag über dem Erdgeschoß stand Professor Beutler mit dem Stab seiner Getreuen. Handwerker und Steinmetze hämmerten. Maurer bauten für karges Brot die zerbrannten Wände, Stein um Stein, wieder hoch aus dem Staub ... Und während ich diesem, allen Bedenklichkeiten trotzendem Werk zuschaute, da war es mir, als baute sich das ›Andere Deutschland‹ über dem restaurierbaren Gehäuse im Raum der Gnade jene Goethe'sche ›Fortificationslinie‹ wieder auf gegen das Chaos!«<sup>6</sup>

Die Johann Wolfgang Goethe-Universität hatte ab 1945 um das »andere Deutschland« zu werben. Schließlich trugen die zurückkehrenden Exilierten verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen, die von »ihrer« Johann Wolfgang Goethe-Universität nach 1933 verstoßen worden waren, zur deren erneuerter Satisfaktionsfähigkeit bei. Im Gedächtnis der Institution bildet sich das vor allem mit der Rückkehr des Instituts für Sozialforschung und dem Rektorat von Max Horkheimer ab, wobei die Widerstände dagegen im Gedächtnis verblassen. Den-

noch machte die Johann Wolfgang Goethe-Universität ihren Namen im dritten Zyklus, jetzt als staatliche Universität unter der Kuratel hessischer Hochschulpolitik und des bundesrepublikanischen Bildungswesens, wieder alle Ehre.

**Ministeriale Aktennotiz vom Juni 1932:  
»... zweckmässiger, den Namen ›Goethe-Universität‹ zu wählen ...«**

Im Jahr 2008 erhielt die Frankfurter Universität ihren Status als »Stiftungsuniversität« zurück, was nicht mit der rechtlichen, ökonomischen und ideellen Konstitution von 1914 zu vergleichen ist. Dazu benötigten wir eine andere Verfassung, etliche Milliarden an Kapital und neue Adickes und Mertons. Als sich die neue Stiftungsuniversität 2008 per Präsidiumsbeschluss dazu entschied, einen dritten Namen zu wählen: »Goethe-Universität« statt »Johann Wolfgang Goethe-Universität«, werteten das viele Puristen der Universitätsgeschichte als nächsten Verrat. Das Archiv kann beruhigen. Eine ministeriale Aktennotiz zur Namensgebung aus dem Juni 1932 belegt: »Gegen die Vollziehung des Verleihungsbeschlusses bestehen keine Bedenken. Doch würde es m.E. zweckmässiger gewesen sein, den Namen ›Goethe-Universität‹ zu wählen. Diese Bezeichnung ist von den Universitätskörperschaften anscheinend selbst beantragt und würde auch im allgemeinen Sprachgebrauch geläufiger sein.«<sup>7</sup>

Zum 100. Geburtstag gratuliert das Universitätsarchiv Frankfurt seiner *Goethe-Universität* zu deren legitimen Namen. ●

**Anmerkungen**

- 1 Franz Adickes, Der Universität Frankfurt zu ihrer Eröffnung, in: Frankfurter Zeitung, 25.10.1914, S. 1.
- 2 Thomas Mann, Goethe als Repräsentant des bürgerlichen Zeitalters, Rede zum 100. Todestag Goethes, Berlin 1932.
- 3 Ibid.
- 4 Universitätsarchiv Frankfurt, UAF Abt. 903, Nr. 5.
- 5 Ernst Beutler, Essays um Goethe, Wiesbaden 1947, Bd. 2, S. VII.
- 6 Fritz von Unruh, Seid wachsam! Eine Goethe-Rede, Frankfurt am Main 1948 (S. 39, der Band ist nicht paginiert).
- 7 UAF Rektorat alt 101-01, Bl. 13.



**Dr. Michael Maaser**

Dr. Michael Maaser, 50, leitet das Universitätsarchiv Frankfurt und ist Mitglied der Frankfurter Historischen Kommission. Er ist Herausgeber eines Bildungshandbuches (Metzler Verlag 2011 und 2014) und forscht zurzeit zur Geschichte der Frankfurter Studentinnen und Studenten.

[maaser@uni-frankfurt.de](mailto:maaser@uni-frankfurt.de)

**Wolfgang Schopf**

Wolfgang Schopf, 48, studierte an der Goethe-Universität Germanistik und Politologie. Nach einem Jahrzehnt als freiberuflicher Wissenschaftspublizist und Berater baute er von 2000 bis 2009 das Archiv der Peter Suhrkamp Stiftung an der Goethe-Universität auf. Heute leitet er deren Literaturarchiv, eine Kooperation des Fachbereichs Neuere Philologien und des Universitätsarchivs.

[w.schopf@lingua.uni-frankfurt.de](mailto:w.schopf@lingua.uni-frankfurt.de)





## TAGEN AM FORSCHUNGSKOLLEG HUMANWISSENSCHAFTEN

**Ein Ort für Ihre Veranstaltungen im Bereich Bildung und Wissenschaft  
in Bad Homburg vor der Höhe**

Die Distanz und gleichzeitige Nähe des Kollegs zu Frankfurt am Main und zur Goethe-Universität sowie seine ruhige Lage im Park der Villa Reimers bieten einen besonderen Rahmen sowohl für Arbeitskreise und Klausurtagungen als auch für Empfänge, Vorträge, Lesungen und internationale Konferenzen. Vereinbaren Sie Ihre persönliche Führung durch das Forschungskolleg Humanwissenschaften der Goethe-Universität.

### Tagungsräume

In den Konferenzräumen können Veranstaltungen mit bis zu 60 Teilnehmern durchgeführt werden. Für Tagungen mit bis zu 120 Personen steht der Vortragsraum zur Verfügung. Das stilvolle Ambiente des großen Salons der Villa Reimers bietet zudem die Möglichkeit, Diskussionsrunden und Besprechungen in einem eher informellen Rahmen auszurichten.

### Service

Natürlich stellt das Kolleg modernste Veranstaltungstechnik bereit. Die Veranstaltungen werden durch ein Tagungsbüro unterstützt. Auch Übernachtungsmöglichkeiten in benachbarten Hotels können gerne vermittelt werden. Individuelle Serviceleistungen stehen in Absprache mit den Veranstaltern zur Verfügung.

### Module

Die Konferenzräume können tageweise oder halbtags gebucht werden. Bei Tagesveranstaltungen kann zwischen dem Angebot eines Buffets oder dem Servieren warmer Gerichte gewählt werden.

[www.forschungskolleg-humanwissenschaften.de](http://www.forschungskolleg-humanwissenschaften.de) | [info@forschungskolleg-humanwissenschaften.de](mailto:info@forschungskolleg-humanwissenschaften.de) | Telefon 06172/139770



## 1890

Franz Adickes wird Oberbürgermeister der Stadt Frankfurt. Gemeinsam mit dem Unternehmer Wilhelm Merton ist er über zwei Jahrzehnte die treibende Kraft zur Gründung der Universität Frankfurt.

## 1918

Aufgrund finanzieller Schwierigkeiten durch den Ersten Weltkrieg gewährt die Stadt Frankfurt einen höheren Zuschuss. Gründung der Akademie für Arbeit, die Berufsbildung und Allgemeinbildung vermitteln soll.

## 1911–1914

Angehörige des jüdischen Bürgertums spenden zwei Drittel des Gründungskapitals, unter ihnen das Bankier-Ehepaar Georg und Franziska Speyer, Wilhelm Merton sowie die Industriellen Leo Gans und Arthur von Weinberg. Wer mehr eine halbe Million Mark spendet, erhält eine Stimme im Großen Rat der Universität. Im Frühjahr 1913 beträgt das Stiftungskapital 14 594 266 Goldmark. Weitere drei Millionen Mark aus bereits getätigten testamentarischen Zuwendungen kommen hinzu. Die Universität hat von Anfang an den Ruf, die »modernste und bestausgestattete Hochschule« in Deutschland zu sein.

## 1923

Das Stiftungskapital, das überwiegend in Krieganleihen angelegt war, ist fast vollständig entwertet. Die Preußische Regierung übernimmt gemeinsam mit der Stadt Frankfurt die Finanzierung der Universität.

## 1924

1924 wird das Institut für Sozialforschung gegründet. 1930 wird Max Horkheimer sein Direktor. Nach 1945 geht daraus die »Frankfurter Schule« hervor.

# 100 JAHRE GOETHE-UNIVERSITÄT

## 28. September 1912

Unterzeichnung des Stiftungsvertrags der »Königlichen Universität zu Frankfurt am Main« im Römer. Die königliche Genehmigung kommt erst am 10. Juni 1914. Mehrere wissenschaftliche Einrichtungen gehen in der neu gegründeten Universität Frankfurt auf: das Institut für Gemeinwohl, die Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften, die Institute der Dr. Senckenbergischen Stiftung und die daraus entstandenen wissenschaftlichen Vereinigungen, die Senckenbergischen Naturforschende Gesellschaft und der Physikalische Verein, das Neurologische Institut Ludwig Edingers, die Stiftung Carolinum. Neben den klassischen Fakultäten für Medizin, Jura und Philosophie gibt es eigenständige Fakultäten für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften sowie Naturwissenschaften. Auf die Theologie wird verzichtet.

## 1932

Umbenennung in Johann Wolfgang Goethe-Universität.

## 1933

werden 109 von 355 Lehrenden aufgrund des nationalsozialistischen Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums entlassen, weil sie als »jüdisch versippt« gelten. Weitere 16 werden aus politischen Gründen ausgeschlossen. Mit ihrer Vertreibung erlischt das liberal-offene Reformklima an der Universität. Am 5. März wird unter dem nationalsozialistischen Rektor Ernst Kriek die Hakenkreuzfahne auf dem Campus gehisst; fünf Tage später folgt die Frankfurter Bücherverbrennung.

## 16. Oktober 1914

Erste Immatrikulation. 618 Studenten sind 1914 eingeschrieben, darunter 100 Frauen. Dazu kommen 377 Hörer.

## 1935

Gründung des Instituts für »Erbbiologie und Rassenhygiene« unter der Leitung Otmar von Verschuers, an dem auch Ernst Mengele arbeitet.

## 18. Oktober 1914

Wegen des Kriegs eröffnet die Universität mit einer schlichten Ansprache des Rektors Richard Wachsmuth an die Professoren und Studenten in der Aula und nimmt »in aller Stille« des Lehrbetrieb auf.

## 1. September 1939

Schließung aller deutschen Universitäten wegen Kriegsausbruchs. Ab dem 8. Januar 1940 werden in Frankfurt wieder Vorlesungen gehalten, allerdings bleibt die Universität wegen massiver Kohlenknappheit an drei Nachmittagen geschlossen.

## 18. März 1944

In der Nacht zerstört ein schwerer Bombenangriff zahlreiche Universitätsinstitute teilweise oder völlig. Das Universitätsklinikum wird von über 800 Brandbomben getroffen.

## Mai 1944

250 Studenten immatrikulieren sich bei der Wiedereröffnung der Universität. 70 Prozent der Gebäude sind zerstört.

## 25. April 1945

Unter dem neuen Rektor Georg Hohmann beginnt die mehr als ein Jahr währende Entnazifizierung. Viele ehemalige Professoren sind noch im Exil, einige in Gefangenschaft oder verschollen.

Studenten über nichtwissenschaftliche und wissenschaftliche Mitarbeiter bis hin zu Professoren, wählen Vertreter in die neuen Universitätsgremien. Spatenstich für das neue Chemie-Institut auf dem Niederurseler Hang (Umzug 1972).

## 1990–2012

Spatenstich für das Biozentrum (Einzug 1993). Seinen vorläufigen Abschluss findet der Ausbau des Campus Riedberg 2012 mit dem Umzug der Biologen. Benachbart sind die Max-Planck-Institute für Biophysik und für Hirnforschung, das Frankfurt Institute for Advanced Studies (FIAS) sowie das Frankfurter Innovationszentrum FIZ für Existenzgründer.

## 2001–2013

Das ehemalige IG-Farben-Haus wird neuer Hauptstandort der Universität. Der Ausbau des Campus Westend zum

# DATEN UND FAKTEN

## 1951

Nach der Rückkehr von Horkheimer, Adorno und Pollock wird das Institut für Sozialforschung wiedereröffnet. Auch andere Wissenschaftler kehren aus dem Exil zurück, unter anderem der Nationalökonom Fritz Neumark, der Biophysiker Friedrich Dessauer und der Mediziner Oscar Gans.

schönsten Campus Deutschlands wird 2013 mit dem größten Umzug der Universitätsgeschichte weitgehend abgeschlossen. Neben den Universitätsgebäuden sind auf dem Campus auch das House of Finance und das Max Planck-Institut für Europäische Rechtsgeschichte angesiedelt.

## 1967

Das Land Hessen übernimmt die Universität. Seit 1965 war die Stadt Frankfurt nicht mehr in der Lage, die Hälfte der Kosten zu tragen. 3000 Studierende versammeln sich im Sommer 1967, um ihre Solidarität mit dem in Berlin erschossenen Studenten Benno Ohnesorg zu demonstrieren.

## 2006

Die Goethe-Universität wirbt drei Exzellenzcluster ein: »Dynamik makromolekularer Komplexe«, »Herausbildung normativer Ordnungen« und »Herz-Lungen-Systeme« (zusammen mit der Universität Gießen). Alle drei Exzellenzcluster werden 2012 um eine weitere Förderperiode verlängert.

## 1968

Studentenunruhen an der Goethe-Universität nach dem Attentat auf Rudi Dutschke, der auch in Frankfurt dazu aufforderte, »Druck auf die imperialistischen USA« auszuüben. Besetzung der Universität durch den Sozialistischen Deutschen Studentenbund. Die Vertreter der Frankfurter Schule werden, teilweise wider Willen, zu intellektuellen Vorbildern. 1969 lässt Adorno das von Studierenden besetzte Institut für Sozialforschung polizeilich räumen

## 1. Januar 2008

Rückkehr zur Rechtsform der Stiftungsuniversität öffentlichen Rechts.

## 1970

Das neue Universitätsgesetz beendet die »Herrschaft der Ordinarien«. Das bedeutet zugleich den Beginn der »Gruppenuniversität«. Alle Mitglieder der Universität, von

## Aktuelles

162,5 Millionen Euro beträgt die Einwerbung von Drittmitteln im Jahr 2012. Das ist die bisher höchste Summe. 45 322 Studierende sind im Wintersemester 2013/14 an der Goethe-Universität eingeschrieben – ein historischer Rekord. Sie ist die drittgrößte Hochschule Deutschlands. 7000 Studierende haben eine ausländische Staatsangehörigkeit und stammen aus 134 Ländern. 80 Prozent der Studierenden würden die Goethe-Universität laut Umfrage weiterempfehlen. 647 Professoren, darunter 75 Juniorprofessoren, forschen und lehren an 16 Fachbereichen. 40 Prozent besitzen einen ausländischen Pass.



# ERINNERUNGS- KULTUREN

# Kollektives und kulturelles Erinnern

Erinnerungskulturen leben von der Dynamik der Gegenwart

von Christoph Cornelißen

Keine Gemeinschaft kommt ohne kollektive Erinnerungen aus, dazu gehören Gedenkfeiern und Denkmäler ebenso wie Mythen und Rituale oder die Identifikation mit großen Ereignissen oder Persönlichkeiten. Erinnern ist nicht nur identitätsstiftend, es bedeutet auch, sich vergangene Erlebnisse zu vergegenwärtigen – oder wie Marcel Proust es ausdrückt: »Erst im Gedächtnis formt sich die Wirklichkeit.« Wenn die Erinnerungskultur ihre Dynamik aus der Aktualität verliert, ist sie tot.

Seit nunmehr rund zwei Jahrzehnten hat der Begriff »Erinnerungskultur« Eingang in die Wissenschaftssprache, zunehmend aber ebenso in den öffentlichen Sprachgebrauch gefunden.<sup>1</sup> Inzwischen gehört er sogar zu einem Leitbegriff der modernen Kulturforschung.

Was er jedoch im Einzelnen tatsächlich meint, ist abhängig von Redeanlässen, Zielgruppen und Kontexten. So sprechen Politiker meistens dann von Erinnerungskultur, wenn sie auf den allgemeinen Imperativ und die daraus resultierende moralische Verpflichtung zum öffentlichen Erinnern an Vorgänge aus der nationalen, regionalen oder lokalen Vergangenheit anspielen. Gewisse Ähnlichkeiten sind übrigens bei Universitätsjubiläen auch beobachtbar. In einem weiteren Verständnis wird Erinnerungskultur als ein lockerer Sammelbegriff für die Gesamtheit des nicht spezifisch wissenschaftlichen Gebrauchs der Geschichte in der Öffentlichkeit aufgefasst. Aufgrund der Forschungsentwicklung der letzten Jahrzehnte erscheint es jedoch sinnvoller, unter Erinnerungskulturen alle denkbaren Formen der bewussten Erinnerung an historische Ereignisse, Institutionen, Prozesse und Persönlichkeiten zu verstehen, als deren Träger Individuen, soziale Gruppen oder sogar Nationen in Erscheinung treten. Dies schließt dann auch den wissenschaftlichen Diskurs ein, der schon allein wegen seiner unauf-

hebbaren Einbindung in die Gesellschaft als integraler Bestandteil moderner Erinnerungskulturen eingeordnet werden sollte.

Erinnerungskultur in diesem weiten Sinn hebt darauf ab, dass die Vergangenheit genutzt wird, um historisch begründete Identitäten zu formieren. In den wissenschaftlichen Studien zu Erinnerungskulturen werden Textsorten aller Art, Bilder und Fotos, Denkmäler, Bauten, Feste, Rituale sowie symbolische und mythische Ausdrucksformen genauso wie gedankliche Ordnungen untersucht. Historisch betrachtet verdankt sich das Forschungskonzept »Erinnerungskultur« in starkem Maße den Vorüberlegungen des französischen Soziologen Maurice Halbwachs zum »kollektiven Gedächtnis«. Danach benötigt das Individuum für seine Erinnerung Anhaltspunkte, »die außerhalb seiner selbst liegen und von der Gesellschaft festgelegt worden sind«. Deswegen könne man von der sozialen Bedingtheit des Erinnerns sprechen.

## Was das »kollektive Gedächtnis« vom »kulturellen Gedächtnis« unterscheidet

Aufbauend auf dieser Definition konzentrierte sich die Diskussion der letzten Jahre vor allem auf zwei weitere Schlüsselbegriffe: das »kollektive« und das »kulturelle« Gedächtnis. Das »kollektive Gedächtnis« bezieht sich auf ein

**1** Eine in aller Welt wahrgenommene Demutsgeste, die Eingang in das kollektive Gedächtnis gefunden hat: Willy Brandts Kniefall von Warschau am 7. Dezember 1970. Der Kniefall war ein wirkungsmächtiges Symbol, mit dem der damalige Kanzler um Vergebung für die deutschen Verbrechen des Zweiten Weltkriegs bat.



2

**2 Unvergessen der »sozialistische Bruderkuß« zwischen dem sowjetischen Staatspräsidenten Leonid Breschnew und dem DDR-Staatsvorsitzenden Erich Honecker zum 30. Jahrestag der DDR 1979. Nach seiner Rede nahm Breschnew die Brille ab, umarmte Erich Honecker und küsste ihn auf den Mund. Unter Staatsmännern des Ostblocks war der Bruderkuß – meist auf die Wange – Ausdruck der Verbundenheit zwischen den sozialistischen Staaten. Er geht übrigens auf ein Ritual der russisch-orthodoxen Kirche zurück. (Foto: Barbara Klemm, s. S. 125)**

**3 Gemeinsame Gedenkfeier als historisches Zeichen für die Versöhnung zwischen den einstigen »Erbfeinden« Frankreich und Deutschland: Der französische Staatspräsident François Mitterrand und Bundeskanzler Helmut Kohl reichen sich 1984 bei Verdun demonstrativ die Hände – zum Gedenken an die Gefallenen des Ersten und Zweiten Weltkriegs.**

gesellschaftliches »Kurzzeitgedächtnis«; dem sind in der Regel drei aufeinanderfolgende Generationen zuzurechnen, die zusammen eine »Erfahrungs-, Erinnerungs- und Erzählgemeinschaft« bilden können. Während dieses »kollektive Gedächtnis« im unaufhörlichen Rhythmus der Generationenabfolgen meist leise und unmerklich vergeht, wird unter »kulturellem Gedächtnis« ein epochenübergreifendes Konstrukt verstanden: Im Allgemeinen wird damit der jeder Gesellschaft und jeder Epoche eigentümliche Bestand an Wiedergebrauchstexten, -Bildern und -Riten bezeichnet, »in deren »Pflege« sie ihr Selbstbild stabilisiert und vermittelt«. <sup>2</sup>

Erinnerungskulturen sollten aber nicht, wie es oft geschieht, als statische Gedächtnisse von Gruppen verstanden werden, sondern vielmehr als ein dynamischer Prozess, in dem politische und gesellschaftliche Aspekte ausgehandelt werden. Wenn man also Erinnerungskulturen moderner Gesellschaften untersucht, geht es darum, das In-, Mit- und Nebeneinander eines von diversen Erinnerungskonzurrenzen geprägten dynamischen Geschehens auszuloten. Je nach Generationszugehörigkeit, Geschlecht, Religion, Ethnie oder auch sozialen wie milieubedingten Zusammenhängen werden die gleichen Vorgänge unterschiedlich erinnert, auch deswegen, weil die Wortführer der jeweiligen Gruppen spezifische soziale Autobiografien konstruieren, die dann den Individuen eine zumindest partielle Identitätsfindung erlauben. Wir dürfen daher weder in sozialer

noch in chronologischer Hinsicht Erinnerungskulturen als dauerhaft betrachten, sie auch nicht als solche vermitteln. Vielmehr lassen sich je nach Land und dem Grad der Autonomie zivilgesellschaftlicher Organisationen spezifische Funktionsweisen und Dynamiken von Erinnerungskulturen aufzeigen, deren Hauptakteure differenziert beobachtet werden sollten.

**Im Zentrum der Erinnerungskultur: Opfer lösen die Figur des Helden ab**

Betrachtet man Erinnerungskulturen über längere historische Perioden, so lässt sich feststellen, dass all das, was über Erinnerungskulturen tradiert wird, einem permanenten Wandel unterliegt. Interessante Beispiele hierfür bietet der Blick auf den Untergang der kommunistisch beherrschten »Volksregime«, was nicht nur in Osteuropa eine markante Zäsur abgab. Denn seitdem haben sich wie in einem Zeitraffer massenhaft verschüttete Gedächtnisse erneut an der Oberfläche zurückgemeldet, während sie zuvor über Jahrzehnte marginalisiert oder sogar unterdrückt worden waren. Dies bezieht sich vor allem auf die kontroverse Erinnerung an die stalinistischen Massenverbrechen, aber auch auf die nun erneut massiv beförderte Erinnerung an die Protagonisten der nationalen Kulturen. Hiervon zeugen unter anderem die Denkmalsetzungen, Straßenbenennungen und Gedenkreisen seit Ende der 1980er Jahre.

Es nimmt daher kaum Wunder, dass vor allem in diesem Raum seit 1989/1990 eine heftige Konkurrenz zwischen unterschiedlichsten Opfergruppen um einen vorderen Platz in den öffentlichen Erinnerungskulturen ausgetragen wird. Dabei sticht die starke Konzentration auf die jeweils »eigenen« Opfer ins Auge. Der Streit um die jeweils legitimen, genauer: politisch sanktionierten Erinnerungen wird jedoch seit



3

Jahren ebenso im äußersten Westen Europas konfliktreich geführt, vor allem seitdem im Gefolge des Untergangs der spanischen und portugiesischen Diktaturen das dort auferlegte Schweigegebot aufgebrochen ist. Dies hat dazu geführt, dass Politik und Gesellschaft in Spanien erstmals intensiv über die Umstände und Folgen des Spanischen Bürgerkriegs diskutieren und hierbei auch die Verbrechen beider Seiten weit aus klarer benennen, als dies vorher der Fall gewesen ist.

Ein noch weitschweifender Blick auf die europäische Gedächtnis-Landkarte vermag jedoch zu zeigen, dass auch in vielen anderen Ländern vorher scheinbar festgefahrene Erinnerungsmuster seit der Wende 1989/1990 ins Rutschen geraten sind. In Deutschland hat dies beispielsweise in den letzten Jahren zu einer bemerkenswerten Wiederkehr der öffentlichen und zunehmend medial vermittelten Erinnerungen an die Massenzwangswanderungen gegen Ende und auch noch nach Abschluss des Zweiten Weltkriegs geführt, die ja nicht nur Millionen Deutsche in ganz Osteuropa erfassten, sondern auch Polen, Ukrainer und andere Nationalitäten. Gleichzeitig sind in den ehemals von deutschen Truppen im Zweiten Weltkrieg besetzten Ländern die nationalen Widerstandsnarrative immer stärker hinterfragt worden.

Auch hier ist eine aktuelle Tendenz in den verschiedenen europäischen Ländern, teilweise sogar darüber hinausreichend erkennbar: Während in der Vergangenheit die nationalen Narrative meist die Figur des Helden bevorzugt haben, rücken seit Beginn der 1990er Jahre die Opfer ins Zentrum der Erinnerungskulturen. Dahinter scheint ein grundsätzlicher Paradigmenwechsel von der historischen Heroisierung zur historischen Viktimisierung auf, was von Kritikern als eine Suche nach Entlastung gewertet worden ist, denn die Identifizierung mit den Opfern ermögliche es, sich von ambivalenten Erinnerungen zu befreien, ja sie verspreche sogar eine Erlösung, und sie ermögliche eine Tätersgrenzung. Man kann und sollte die Änderung jedoch vor allem mit dem politisch-kulturellen Wertewandel der 1970er und 1980er Jahre erklären, welcher in der Erinnerungskultur eine grundsätzliche Abkehr vom Fokus auf die eigene Nation und damit zugleich von einem heroischen Fortschrittsdenken einleitete. Damit ging eine kulturelle Pluralisierung und Individualisierung von Erinnerungen einher, was insgesamt eine »opferidentifizierte Erinnerungskultur« begünstigte.<sup>3</sup>

Neuerdings ist die starke – auch von der Europäischen Union geförderte – Tendenz zur Europäisierung von Erinnerungskulturen zu beobachten. Sie tendiert dazu, die ältere Fas-

sung einer Meister-Geschichte wiederzubeleben, die Europa ausschließlich als einen Kontinent der noblen Traditionen zeichnet, als einen Kontinent der Menschenrechte und der Demokratie, eben als Europa der westlichen Zivilisation. Damit ist sogar das Bestreben zur Universalisierung von Erinnerungskulturen auszumachen, wesentlich gefördert von der öffentlich inszenierten Erinnerung an den Holocaust. Der Völkermord an den Juden wurde spätestens seit der Stockholmer Internationalen Holocaust-Konferenz 2000 von vielen Regierungen zu einem gemeinsamen, wenn auch negativen Hauptbezugspunkt der europäischen



4

Erinnerungskultur bestimmt. Dies hat jedoch inzwischen zu durchaus problematischen Erscheinungen geführt, werden doch die Anlässe wie Gedenkveranstaltungen immer stärker nur noch für eine zeitlose Ermahnung zur Humanität instrumentalisiert und lenken hierüber von einer Beschäftigung mit dem realen historischen Geschehen ab. Kurz: In den Erinnerungskulturen ist eine schleichende Enthistorisierung der Vergangenheit zu beobachten, es fehlt die notwendige Dynamik der Erinnerungskultur, was wohl nicht allein auf Historiker irritierend wirken sollte.

### Das »virtuelle Erinnern« und seine Folgen

Es gibt noch weitere wichtige Aspekte: Denn einerseits hat sich das Erscheinungsbild fast aller europäischen Gesellschaften im Zuge der internationalen Migration während der letzten vier bis fünf Jahrzehnte fundamental gewandelt, was zwangsläufig die Heterogenität kollektiver oder auch kulturell normierter Erinnerungen

4 Tag der deutschen Einheit – zum ersten Mal wurde er am 3. Oktober 1990 gefeiert mit den politisch Verantwortlichen und Wegbereitern. Als Nationalfeiertag erinnert er an die Deutsche Wiedervereinigung, die mit dem »Wirksamwerden des Beitritts der Deutschen Demokratischen Republik zur Bundesrepublik Deutschland [...] am 3. Oktober 1990« vollendet wurde. (Foto: Barbara Klemm, s. S. 125)

**5 Schindlers Liste und das »virtuelle Erinnern«.** Als der Regisseur des Films, Steven Spielberg, das Bundesverdienstkreuz bekam, sagte der damalige Bundespräsident Roman Herzog: »Und je mehr uns die Gegenwart lebendiger Zeitzeugen abhanden kommt, desto wichtiger wird es, andere Formen zu finden, die uns unsere Geschichte sinnlich erfahren lassen. Mit Ihrem Film »Schindlers Liste« haben Sie dem Grauen und der Hoffnung Gesichter gegeben.«



5

### Anmerkungen

- 1 Ich folge hier weitgehend: Christoph Cornelißen, Erinnerungskulturen Version: 2.0 In: Docupedia-Zeitgeschichte, 22.10.2012, URL: [http://docupedia.de/zg/Erinnerungskulturen\\_Version\\_2.0\\_Christoph\\_Corneli.C3.9Fen?oldid=84892](http://docupedia.de/zg/Erinnerungskulturen_Version_2.0_Christoph_Corneli.C3.9Fen?oldid=84892).  
Siehe jetzt auch: Aleida Assmann, Das neue Unbehagen an der Erinnerungskultur. Eine Intervention, München 2013.
- 2 Jan Assmann, Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität, in: Jan Assmann/Tonio Hölscher (Hrsg.), Kultur und Gedächtnis, Frankfurt am Main 1988, S. 9-19, hier S. 15.
- 3 Martin Sabrow, Held und Opfer. Zum Subjektwandel deutscher Vergangenheitsbewältigung im 20. Jahrhundert, in: Margit Frölich u. a. (Hrsg.) Das Unbehagen an der Erinnerung – Wandlungsprozesse im Gedenken an den Holocaust, Frankfurt am Main 2012, S. 37-54.

erheblich erhöht hat. Andererseits zeichnet sich im Hinblick auf die Medien der Erinnerung ein fundamentaler Wandel ab. Das »virtuelle Erinnern«, das in publikumswirksamen Filmen wie »Schindlers Liste« oder auch neuerdings in Fernsehproduktionen wie »Unsere Mütter, unsere Väter« einen wesentlichen An Schub erfahren hat, ist schon länger auf dem Vormarsch.

Es unterstützt oder es ersetzt immer stärker die klassischen Formen der erinnerungskulturellen Selbstverständigung über den politischen Gedenkdiskurs oder öffentlich inszenierte Veranstaltungen an den Nationalfeiertagen und bei anderen historischen Ereignissen (zum Beispiel zur Erinnerung an das Ende des Ersten oder auch Zweiten Weltkriegs), mit weitreichenden Folgen. Denn es befördert massiv die Individualisierung der Erinnerung oder auch eine Privatisierung der Vergangenheit. Bis zu einem gewissen Grad wurzelt der Trend zur Universalisierung des Erinnerns in dieser Virtualität.

Angesichts dieser Tendenzen empfiehlt sich nicht nur bei wissenschaftlichen Untersuchungen, sondern auch in der geschichtskulturellen Praxis ein selbstreflexiver Umgang mit öffentlichen beziehungsweise privaten Erinnerungen, das bedeutet, über den eigenen Umgang mit dem erinnerten Ereignis intensiv nachzudenken. Dazu gehört auch, mit den grundlegenden Missverständnissen aufzuräumen, dass öffentliches Erinnern in vielen Bereichen von Politik

und Gesellschaft etwas grundsätzlich Positives bedeutet, wohingegen das Vergessen oder vielleicht anders gewendet: das Schweigen über das Erinnerte oft leichtfertig als ein Verdrängen eingestuft wird. Tatsächlich aber gehört das Vergessen abseits aller imperativistischen Reden genauso wie das Erinnern zur Bewältigung des Lebens. Beide lassen sich für unterschiedlichste Zwecke instrumentalisieren, auch negative, hat doch gerade die nur noch zu einer diffusen Pathosformel geronnene Erinnerung oft genug aggressiven Zwecken gedient.

### Innere Widerstände gegen verordnete Erinnerungsgemeinschaften

Erinnerungen, die für politische Zwecke – wie etwa über Kriegerdenkmäler oder auch künstlich definierte Traditionen (man denke an den Antifaschismus in der DDR) – ausgenutzt werden, rufen jedoch gerade bei den Nachwuchswachsenden eine emotionale Skepsis hervor, ja innere Widerstände gegen eine Zwangsintegration in verordnete Erinnerungsgemeinschaften. Vielleicht gilt dies auch bei einem Universitätsjubiläum zu bedenken, wenn es denn wirklich die Studierenden und auch alle anderen Gruppen einer akademischen Institution in die kritische Rückbesinnung auf die Gründung und Geschichte der eigenen Institution einbeziehen will. ●



### Prof. Dr. Christoph Cornelißen

Prof. Dr. Christoph Cornelißen, 55, studierte Geschichte und Anglistik an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf und an der University of Stirling (Schottland). Nach Stationen als Professor an den Universitäten Kiel und Düsseldorf hat Cornelißen seit April 2012 die Professur für Neueste Geschichte an der Goethe-Universität inne. Seine Forschungsschwerpunkte sind Geschichte Westeuropas im 19. und 20. Jahrhundert, Historiografie-Geschichte, Geschichte der Erinnerungskulturen.

[cornelissen@em.uni-frankfurt.de](mailto:cornelissen@em.uni-frankfurt.de)





6 Das Holocaust-Mahnmal in Berlin: Seit 2005 erinnern die 2711 Beton-Stelen an die von den Nationalsozialisten ermordeten europäischen Juden. Der Entwurf stammt von dem amerikanischen Architekten Peter Eisenman. Inzwischen zeigen sich bereits erhebliche Risse in den hohlen Betonkörpern.



Von der  
akademischen  
Immatrikulationsfeier  
zum »unistart«

Selbstverständnis im Wandel: Eine Geschichte  
von Umdeutungen einer Tradition und ihrer Rituale

*von Janine Aures*

**Immatrikulationsfeiern gehörten zum festen Ritual der universitären Kultur, bis in den 1960er Jahren bewusst mit dieser Tradition gebrochen wurde. Heute werden die Studierenden an der Goethe-Universität beim »unistart« begrüßt. Ist diese Veranstaltung ein Brückenschlag zwischen Gegenwart und alten Zeiten oder eher ein Spiegel des sich wandelnden universitären Selbstverständnisses?**

*»Liebe Kommilitoninnen! Liebe Kommilitonen!  
Ein Student im ersten Semester, der den Eingang zur Johann Wolfgang Goethe-Universität suchte und der Meinung war, daß der Haupteingang auch an der Hauptstraße, nämlich der Senckenberg-Anlage, liegen müßte, war aufs höchste betroffen, als er sich in der Vorhalle bereits ausgestopften Tieren gegenüber sah. Unversehens war er ins Senckenberg-Museum hineingeraten und mußte sich darüber aufklären lassen, daß dies nicht die eigentliche Universität wäre.*

*In der Tat: Die Universität ist kein Museum, und diejenigen, die der Ansicht sind, sie sei es, scheinen den Haupteingang nicht gefunden zu haben.«<sup>1</sup>*

**M**it diesen schwungvollen Worten begrüßte der Rektor der Universität Frankfurt Helmut Viebrock, Professor für Anglistik, die Studienanfänger im Wintersemester 1958/1959. In der Tat war auch die Begrüßung der Studienanfänger nichts weniger als statisch oder gar museal. Als Forum für Selbstdarstellung nach außen und Selbstvergewisserung nach innen sind Immatrikulationsfeiern Abbild des sich wandelnden Selbstverständnisses der Universität im Spiegel ihrer Repräsentation. Aber ihre Geschichte ist auch eine, die von Umdeutungen und wechselseitigen Aneignungen eines Rituals erzählt.

Sie lässt sich in drei Phasen unterteilen. Von der Gründung der Universität 1914 bis zum Gesetz zur hessischen Hochschulreform 1966 gab es zu Beginn jedes Semesters eine in der Ausführung weitgehend gleichbleibende, universitätsweite akademische Immatrikulationsfeier, deren Ablauf bei der Gründung der Universität bereits geregelt worden war. Mit dem starken Anstieg der Studierendenzahlen traten Begrüßungsveranstaltungen der Fachbereiche,

Fächer und Fachschaften an ihre Stelle. Seit dem Wintersemester 2004/2005 gibt es mit »unistart: Begrüßung – Messe – Party«, organisiert von CampusService, einer Tochtergesellschaft der Goethe-Universität, erstmals wieder eine universitätsweite Begrüßungsfeier.<sup>2</sup> Nimmt der »unistart« damit Bezug auf eine abgelegte akademische Tradition? Und macht der Rückgriff aus dieser einen universitären Erinnerungsort, gleichsam als Brückenschlag zwischen Gegenwart und »mythischer« Stifterzeit?

### **Das Ritual als Erinnerungsort und das Gedächtnis des Kollektivs**

Universitäten sind soziale Räume, die von einer hohen Fluktuation der meisten Lehrenden und Lernenden, aber von der Konstanz von Traditionen und Ritualen geprägt sind. Bis zur Mitte des letzten Jahrhunderts waren diese Rituale meist deutlicher ausbuchstabiert und verbindlich für alle Mitglieder der »communitas«. Der Rechtsordnung entsprach die Prestigeordnung.<sup>3</sup> Nachdem große, sichtbare Rituale in den 1970er Jahren weitgehend verschwunden sind, erleben sie seit der Jahrhundertwende eine Renaissance.<sup>4</sup>

Rituale wie eine akademische Immatrikulationsfeier sind in erster Linie Initiationsrituale, die der Reproduktion einer Gesellschaft dienen. Doch sie erschöpfen sich nicht in der gegenwärtigen Konstitution einer Gruppe, sondern richten den Blick immer auch zurück, was sie zu idealen Kandidaten für Pierre Noras historiografisches Konzept der Erinnerungsorte macht.<sup>5</sup> Nora trifft zunächst eine fundamentale Unterscheidung zwischen dem, was er Geschichte und dem, was er Gedächtnis nennt. Beide sind (konträre) Arten der Bezugnahme auf Vergangenes. Mit Geschichte ist die Geschichtswissenschaft gemeint, die die Vergangenheit zum



1

**1** Immatrikulationsfeier in der Aula der Universität im Jahre 1964. Alles hatte noch seine Ordnung: Die Professoren und Amtsträger im Talar und in der ersten Reihe, dann durften die Erstsemester-Studenten Platz nehmen.

**2** Der Rektor Max Horkheimer 1952 bei der Verpflichtung einer Studentin per Handschlag. In seiner Rede appellierte der aus den USA remigrierte Sozialphilosoph an die Studenten, mit kompromisslosem Willen an »einer besseren Einrichtung der Welt« mitzuarbeiten und sich in der studentischen Selbstverwaltung zu engagieren.

**3** Deckblatt der Universitätsatzung aus dem Jahre 1914. Darin war bereits vorgesehen: Eintragung ins Matrikelbuch durch den Rektor und »Aushändigung der Immatrikulationsurkunde gegen die Angelobung in die Hand des Rektors, Gehorsam den Universitätsgesetzen und der akademischen Obrigkeit beweisen zu wollen«.

**4** »unistart« – eine Messe und mehr, so beginnen die Studierenden heute ihr Studium.

**5** Begrüßung der Erstsemester durch den Frankfurter Oberbürgermeister Peter Feldmann 2012 im Audimax auf dem Campus Westend.



2

Objekt ihrer Untersuchung macht, und die um der Objektivität willen einen Keil zwischen sich und die Vergangenheit treibt. Gedächtnis ist nach Nora mündliche Überlieferung, Tradition, Erinnerung, jedoch nicht von Individuen, sondern von Kollektiven. Was Gedächtnis von Geschichte unterscheidet, ist vor allem, dass jenes an eine Trägergruppe gebunden ist und lebendige Kontinuität ausdrückt, ein Hineinreichen und -wirken der Vergangenheit in die Gegenwart. Er konstatiert für die industrialisierten Gesellschaften des späten 20. Jahrhunderts, dass das Gedächtnis mit der Dissoziation vieler traditioneller Trägergruppen von der Geschichte gänzlich verdrängt zu werden droht.

Dies ist der Moment, in dem Erinnerungsorte entstehen oder auch bewusst installiert werden. Sie nehmen eine Zwischenposition ein,



3

sind durch ihre symbolische Aufladung Regler der Präsenz von Vergangenheit in der Gegenwart und lassen sich dennoch mit historiografischen Methoden untersuchen. Ihre zentralen Kennzeichen sind eine identitäts- oder gemeinschaftsstiftende Wirkung für die Trägergruppe und ein symbolischer Überschuss. Eine Universität ist eine solche Erinnerungsgemeinschaft mit den vielfältigsten Erinnerungsorten. Welchen Platz aber nimmt vor diesem Hintergrund die akademische Immatrikulationsfeier ein?

#### Eintritt in die »communitas universitarum«

In der Satzung der »Königlichen Universität zu Frankfurt« sind in Abschnitt VII (Die Studierenden) die Paragraphen 55 bis 57 als administrative Eckpunkte der Immatrikulation aufgeführt: Eintragung ins Matrikelbuch durch den Rektor und »Aushändigung der Immatrikulationsurkunde gegen die Angelobung in die Hand des Rektors, Gehorsam den Universitätsgesetzen und der akademischen Obrigkeit beweisen zu wollen«. <sup>6</sup> Mit der Urkunde erhielt der Student ein Heft mit Vorschriften, eine Erkennungskarte und ein Anmeldebuch für die Vorlesungen, meldete und trug sich bei der Fakultät seiner Wahl ein und hatte damit das akademische Bürgerrecht erlangt. Die Zeremonie fand in einem feierlichen Rahmen in der Aula im Jügelhaus statt. Das Orchester spielte, das Professoren-Kollegium war vollständig versammelt und trug Talar. Auch das öffentliche Interesse war groß. Abweichungen vom rituellen Protokoll ergaben sich in den 1960er Jahren durch die stark ansteigenden Studierendenzahlen. Immer mehr Elemente des ursprünglich sehr persönlichen rituellen Aktes wurden delegiert.

Nach dem Soziologen Pierre Bourdieu bestätigen die Initiationsriten (die er »Einsetzungsriten« oder »rites d'institution« nennt) die soziale Ordnung der betrachteten Gruppe. Auf »magische« Weise ließen sie eine kontingente



4



5

oder gar willkürliche Grenzziehung zwischen Initiierten und Nichtinitiierten wie naturgegeben aussehen.<sup>7</sup> Als Akt der Einsetzung, als Erschaffung durch Benennung, kann die Anrede der Studierenden – auch der Neuimmatrikulierten – als »Kommilitoninnen und Kommilitonen« verstanden werden. Damit waren sie unausgesprochen aufgerufen, dem Status, der ihnen – gewissermaßen als Vorschuss – verliehen worden war, zu entsprechen. Auch die Frage des feierlichen und repräsentativen Rahmens war für Initiationen essenziell, denn nur so konnte der Blick auf die Institution als Ganzes und als eine in sich ruhende Größe gelenkt werden, in die der Student aufgerufen war, sich zu integrieren.

#### Auf dem Weg zum Erinnerungsort:

##### Die »communitas« bröckelt

Gewissermaßen als Vorgeschmack auf die Studentenbewegung avancierte die akademische Immatrikulationsfeier im Sommersemester 1960 zum Austragungsort von Auseinandersetzungen um die anstehende Hochschulreform. Nachdem der Rektor Willy Hartner seine Rede über »akademische Freiheit und Persönlichkeitsbildung« beendet hatte, trat der AstA-Vorsitzende Hans-Walter Siebert ans Rednerpult und nutzte die Gelegenheit, die Versammelten darauf hinzuweisen, dass »die studentische Mitverantwortung in der Hochschule noch nicht gebührend berücksichtigt worden sei und die Forderungen der Studenten noch nicht akzeptiert seien«.<sup>8</sup>

Der Versuch, die Wirkung der Veranstaltung zu unterlaufen – Lehrende sprachen in der Folge vom verletzten »akademischen Burgfrieden« – zeigt, dass zumindest einige der Studierenden das Aufnahme-ritual nicht mehr für sakrosankt hielten. Damit hatte es einen beträchtlichen Teil seiner »magischen« Integrationskraft verloren. Die Gemeinschaft war aufgekündigt worden.

Gleichzeitig war die Immatrikulationsfeier zu diesem Zeitpunkt noch kein Erinnerungsort im eigentlichen Sinne. Denn die Konflikte, die in ihrem Umfeld entstanden, hatten die praktische Ausgestaltung des Rituals zum Inhalt; es waren gegenwartsbezogene Machtkämpfe, die auf einer symbolischen Ebene ausgetragen wurden. Es fehlte die rückblickende Bezugnahme auf sie selbst als Symbol.

#### »unistart«: Statt ritueller Geschlossenheit Vielfalt der Möglichkeiten

Ist nun der »unistart« ein Ort der Erinnerung? Die Begrüßung ähnelt von der äußeren Form her sehr der Immatrikulationsfeier. Die Studienanfänger werden ins Audimax im Hörsaalzentrum auf dem Campus Westend eingeladen, wo ein Mitglied des Stadtrats und des Präsidiums sie an der Goethe-Universität willkommen heißen. Anschließend spricht der AstA-Vorsitzende. Die Veranstaltung hat alle rechtsverbindlichen (und interaktiven) Rudimente, die in ihrer Vorgängerin noch präsent waren, abgelegt oder ausgelagert. Statt Eid und Handschlag auszutauschen, erhalten die Studienanfänger gegen Vorlage ihrer Eintrittskarten eine Tasche der Universität, die eine Bindung an die Institution (alle Taschen sind in Format und Logo identisch) und den eigenen Jahrgang vermitteln soll (die Farbe ist in jedem Semester eine andere).

Mit der Messe gibt es ein neues und interaktives Element, aber auch eine Bühne ohne Regisseur: Die Universität selbst tritt kaum in Erscheinung, was der Veranstaltung einen unverbindlichen, transitorischen Charakter verleiht. Die Messe liefert Information, doch keine Orientierung. Damit geht der Veranstaltung der verbindliche und verbindende Charakter der Immatrikulationsfeier ab. Sie wird zu einer Begrüßungsveranstaltung, die sich in das große und vielfältige Angebot der Fachbereiche und Fachschaften als eine Möglichkeit unter vielen einreicht.

#### Anmerkungen

- 1 Helmut Viebrock, Immatrikulationsrede Wintersemester 1958/59, in: Frankfurter Universitätsreden Heft 24, Frankfurt a. M. 1960, 31.
- 2 +9 UniReport, unistart: Begrüßung – Messe – Party. Universität begrüßt Erstsemester, in: UniReport, Jahrgang 37, 17.11.2004, 2
- 3 Marian Füssel, Gelehrtenkultur als symbolische Praxis. Rang, Ritual und Konflikt an der Universität der Frühen Neuzeit (Symbolische Kommunikation in der Vormoderne), Darmstadt 2012, 27.
- 4 Falk Bretschneider/Peer Pasternack, Die Rituale der Akademiker In: Bretschneider, Falk/Pasternack, Peer (Hrsg.) Akademische Rituale. Symbolische Praxis an Hochschulen (Hochschule Ost Jg. 8, Quartal 3./4.), Leipzig 1999b, 9-46.
- 5 Vgl. beispielsweise Pierre Nora, Zwischen Geschichte und Gedächtnis (Fischer Forum Wissenschaft Figuren des Wissens, 12295), Frankfurt am Main 1998.
- 6 Satzung der Königlichen Universität zu Frankfurt a. M., §§ 55-57.
- 7 Pierre Bourdieu, Les rites comme actes d'institution, in: Actes de la recherche en sciences sociales 43, 1982, 58-63.
- 8 Die Rede selbst ist nicht überliefert, die Zitate entstammen FAZ Nr. 115, 17. Mai 1960, 23 (zit. nach UAF 842-02, Bl. 3).

## STUDIERENDE PUBLIZIEREN DIE ERGEBNISSE IHRER SUCHE ONLINE

**D**en forschenden Blick mit den Methoden des Fachs auf die Universität richten – das ist das Konzept des Lehrforschungsprojekts »USE – Universität studieren – Studieren erforschen«. USE ist eines der zentralen Projekte von GU 100 und wird auch vom Programm »Starker Start ins Studium« getragen. Es ermöglicht den Studierenden auch, ihre Ergebnisse auf einer eigens geschaffenen Online-Plattform zu veröffentlichen.

Studierende des Fachs Geschichte, unter ihnen auch Janine Aures mit ihrem Beitrag über Immatrikulationsfeiern, haben im Sommersemester 2013 nach Erinnerungsorten der Goethe-Universität gesucht und so nach ihrer Identität und nach Selbstbildern gefragt. Hierfür haben sie sich in einem ersten Schritt das theoretisch-methodische Konzept erarbeitet: Erinnerung wird dabei nicht allein als individuelle Gedächtnisleistung von Personen betrachtet, sondern als sozial vermittelt, als Teil einer kollektiven Erinnerung. Form und Inhalt von Erinnerung werden verstanden als Ausdrucksformen sozialer Praxis, die Aufschluss geben über das Selbstverständnis einer Gemeinschaft.

Auf dieser Grundlage wurden Erinnerungsorte der Frankfurter Universität zunächst in einem Wiki gesammelt und in der Gruppe

diskutiert. Für viele Studierende ist die Verstrickung des IG-Farben-Konzerns in die nationalsozialistischen Verbrechen ein wichtiger Teil der Erinnerung dieser Universität. Sie haben ihn festgemacht am IG-Farben-Haus, dem Campus Westend insgesamt oder dem Wollheim-Memorial. Andere haben den Kramer-Stuhl als Zeichen der Erinnerung an den Universitätsbaumeister Ferdinand Kramer untersucht, die Stiftungsuniversität als Institution, die Universitätsbibliothek, das Alzheimer-Denkmal, Rituale wie Immatrikulationsfeiern oder auch die Casino-Besetzung als Erinnerungsorte identifiziert und für ihre Hausarbeiten untersucht.

Im Wintersemester 2013/2014 haben einige Studierende aus der Gruppe ihre Ergebnisse zusammengefasst und für die Publikation sprachlich aufbereitet. Dabei wurden sie unterstützt von der FAZ-Redakteurin Dr. Florentine Fritzen.

Die Ergebnisse sind publiziert unter [www.use.uni-frankfurt.de/erinnerungsort](http://www.use.uni-frankfurt.de/erinnerungsort)

**Privatdozentin Dr. Barbara Wolbring**, Historikerin und Koordinatorin »Starker Start ins Studium«, Zentrum Geisteswissenschaften.

So verstärkt sich der Eindruck, dass der »unistart« nicht wie die Immatrikulationsfeier den Anspruch zu haben scheint, durch rituelle Geschlossenheit einen gemeinsamen Ausgangspunkt für alle zu schaffen, sondern vielmehr die Vielfalt der Möglichkeiten aufzuzeigen, was man als unbedarfter Studienanfänger im Allgemeinen mit Universität verbindet.

Ist der »unistart« damit als Erbin der Immatrikulationsfeier zu bezeichnen, als Trend zur Rückbesinnung auf traditionsreiche und sichtbare Rituale? Einerseits bewahrt die Veranstaltung die äußere Form und damit die rituelle Grundaussage eines kollektiven Willkommensgrußes. Gleichzeitig verschweigt man, dass es eine Vorgängerveranstaltung dieser Art je gegeben hat. Der Webauftritt erwähnt die Immatrikulationsfeier nicht, und im UniReport-Artikel über die erste »unistart«-Veranstaltung findet sich gar der Satz: »Erstmals in der

90-jährigen Geschichte der Universität Frankfurt wurden alle Studienanfängerinnen und Studienanfänger mit einer großen fächerübergreifenden Begrüßungsveranstaltung an der Universität empfangen.«<sup>9</sup> Den Veranstaltern kommt es sichtlich darauf an, einen modernen und innovativen Eindruck auf die Studienanfänger und Pressevertreter zu machen.

Die Immatrikulationsfeier kann daher nicht als universitärer Erinnerungsort bezeichnet werden. Sie bildet für den »unistart« keine Vorlage, auch wenn dies gerade im Zuge des Umzugs der Universität auf den Campus Westend und der (Rück-)Umwandlung in eine Stiftung ein nahe liegender gedächtnispolitischer Schritt gewesen wäre. Zumal, da gerade mit der Stiftungsuniversität in zahlreichen Publikationen die Rückbindung an die Gründungszeit gesucht wird.

Doch die Wiederbelebung des ganzen rituellen Komplexes der Immatrikulationsfeier könnte vielleicht auch Assoziationen wachrufen, die nicht in das heutige Profil der Universität passen wollen, wie das Ideal einer ganzheitlichen Bildung durch akademische Freiheit, die sich nur schwer mit einer modularisierten Studienstruktur vereinbaren lässt. Dennoch schwebt der »unistart«, so wenig die Veranstaltung selbst die Bezüge herstellt, nicht ganz im luftleeren Raum. Unausgesprochen ist die Immatrikulationsfeier auch im rituellen Rahmen von »unistart« noch präsent. ●



### Janine Aures

Janine Aures, 24, studiert Geschichte, Musikwissenschaft und Philosophie im 9. Semester an der Goethe-Universität. Die Grundlage für diesen Beitrag bildete eine Hausarbeit im Rahmen des Seminars »Die Universität als Erinnerungsort« bei Privatdozentin Dr. Barbara Wolbring im Sommersemester 2013.

[janine.aures@t-online.de](mailto:janine.aures@t-online.de)

JOHANN WOLFGANG GOETHE  
UNIVERSITÄT

## ERINNERUNGSORTE

### **DAS EINGANGSPORTAL DES ALTEN HAUPTGEBÄUDES**

Wegen der wachsenden Studierendenzahlen meinte der Uni-Architekt Ferdinand Kramer das vorhandene neobarocke Hauptportal, das zu dem Gebäude passte, durch einen breiten Zugang ersetzen zu müssen. Er öffnete das Gebäude im modernen Sinn und schuf eine große Zahnlücke. Das galt als Symbol für die demokratische Öffnung der Universität.

Notker Hammerstein



2



1



3



4

## 1 DAS STUDENTENHAUS

Das Studentenhaus auf dem Campus Bockenheim war eine in der Nachkriegszeit einmalige Einrichtung an einer deutschen Universität. Der Senat hatte es zwar vor allem aus sachlichen Erwägungen geplant, weil die meisten Studentenwohnheime bei den Bombenangriffen im Zweiten Weltkrieg zerstört worden waren. Aber im Vorfeld seiner Errichtung hatte vor allem die Nähe zur amerikanischen Militärregierung das Interesse an dem pädagogischen Auftrag der Universitäten geweckt. Die Bewohner sollten in einer clubartigen Atmosphäre und durch Seminare und Kolloquien eine demokratische Erziehung und Weitung ihres Horizonts erfahren. Zur offiziellen Einweihung am 21. Februar 1953 erschien Bundespräsident Theodor Heuss. In seiner Ansprache setzte er das Gebäude in den Kontext der Universitätsreform. ahv

## 2 DER LEGENDÄRE HÖRSAAL VI

Generationen von Studenten, aber auch viele Bürger verbinden mit dem Hörsaal VI auf dem Campus Bockenheim prägende Erinnerungen. Hier hielt Adorno in den 1960er Jahren seine legendären Vorlesungen; hier fanden die Poetik-Vorlesungen stand, die bis heute – nun auf dem Campus Westend – zu den kulturellen Highlights in der Rhein-Main-Region zählen (im Bild Uwe Johnson, Sommersemester 1979). Mit 650 Sitzplätzen war er der größte Hörsaal der Goethe-Universität, im neuen Audimax auf dem Campus Westend haben 1 200 Besucher Platz. ulja

## 3 DIE »ALTE« PHARMAZIE

Das Gebäude der Institute für Lebensmittelchemie und für Pharmazie wurde 1954 bis 1957 nach den Plänen des Universitätsarchitekten Ferdinand Kramer erbaut. Nach der Übersiedlung der Institute auf dem Campus Riedberg wurde der Bau mit dem gelb-braunen Klinkermauerwerk 2000 unter Denkmalschutz gestellt. Kramers Anspruch, funktional zu bauen und dabei auch die Bedürfnisse künftiger Nutzer zu berücksichtigen, ist eingelöst worden. Nach einer dreijährigen Grundsanierung wurde das Gebäude 2013 von 160 Forschern des LOEWE Biodiversität und Klima Forschungszentrums (BiK-F) bezogen. Die Skelettbauweise ermöglichte eine flexible Aufteilung der Räume, da im Gebäudeinneren keine tragenden Wände nötig sind. Auch mit den filigranen Blendschutzgittern an der Südfassade des Gebäudes war Kramer seiner Zeit voraus. Sie gewährleisteten einen gleichmäßigen Lichteinfall und schützten klimaneutral vor Sonnenhitze. ahv

## 4 KNALL AUF FALL: DER AFE-TURM UND SEIN ENDE

41 Jahre beheimatete der Afe-Turm in seinen 38 Stockwerken die Fachbereiche Gesellschafts- und Erziehungswissenschaften und die Psychologie, am 2. Februar 2014 um 10 Uhr verwandelte sich der 116 Meter hohe Koloss des Beton-Brutalismus mit einem fühlbar tiefen Rumms in einen riesigen Schuttberg – Ergebnis einer punktgenauen Aktion mit 950 Kilogramm Sprengstoff. »Afe« steht für das, was es schon nicht mehr gab, als der Turm 1972 fertig war: die Abteilung für Erziehungswissenschaften. Turm-Nostalgiker trauern der speziellen Atmosphäre, dem »Hort des freien Denkens« für Generationen von Studierenden, noch nach – mit den kritischen Seminaren, den autonomen Tutorien, dem selbstverwalteten Turm-Café. ulja





5



6



7



8

## 5 GEDENKEN AN DIE KZ-OPFER DER IG FARBEN

»Niemand kann aus der Geschichte seines Volkes austreten. Man soll und darf die Vergangenheit nicht auf sich beruhen lassen, weil sie sonst auferstehen und zu neuer Gegenwart werden könnte.« (Jean Améry, 1975) Dem fühlt sich die Goethe-Universität besonders verpflichtet, seitdem sie das historisch belastete IG-Farben-Haus im Jahr 2001 bezogen hat. Die große Gedenktafel am Haupteingang des Gebäudes erinnert an die Verquickung des größten Chemiekonzerns der Welt mit dem Terrorregime der Nazis und vor allem an die Zehntausenden von KZ-Häftlingen, die in dem Konzentrationslager Buna-Monowitz Zwangsarbeit leisten mussten – die meisten wurden anschließend ermordet. Weitere Gedenkort auf dem Campus Westend sind das Norbert-Wollheim-Memorial und die Ausstellung zur Geschichte des IG-Farben-Hauses auf verschiedenen Ebenen des Gebäudes. ulja

## 6 »BODY OF KNOWLEDGE«

Die Skulptur »Body of Knowledge« des spanischen Künstlers Jaume Plensa ist längst zum Wahrzeichen der Goethe-Universität auf dem Campus Westend geworden. Die markante, acht Meter hohe Figur schmückt die Freifläche zwischen Hörsaalzentrum und Casino-Anbau. Aus einzelnen Buchstaben acht verschiedener Alphabete zusammengesetzt, symbolisiert die transparente Figur in Form eines sitzenden menschlichen Körpers das, was die Universität ausmacht. Plensa formuliert dies so: »Unser Körper ist der Sitz des Geistes. Die Universität ist eine Ausweitung unseres Körpers. Ein Versammlungsort, an dem sich Menschen und Ideen, Tradition und Zukunft zu Zwiegesprächen treffen und das Netz menschlichen Wissens weben.« Gestiftet wurde die Skulptur 2010 von der Ehrensenatorin der Universität Johanna Quandt. ulja

## 7 DIE CHEMIE AUF DEM CAMPUS RIEDBERG

Das Chemiegebäude war die Keimzelle des heutigen Campus Riedberg. 1973 wurde der mit modernen Geräten ausgestattete Neubau auf dem Niederurseler Hang bezogen, nachdem das alte Gebäude in der Robert-Mayer-Straße bereits mehrfach für auffällig erklärt worden war. Es sollte das erste von insgesamt drei Gebäuden sein und einen unterirdischen U-Bahn-Anschluss erhalten. Diese Pläne wurden fallen gelassen, weil die Studentenzahlen in den folgenden Jahren doch nicht so stark wuchsen. Trotzdem war das Gebäude schon bald zu eng, weil ein Teil der Chemie, die auf dem Klinikums-gelände untergebracht war, auf Drängen des Prädekans Gerhard Quinkert ebenfalls auf den neuen Campus zog. Abgeschlossen wurde der Umzug der Chemie 1983, nachdem der Erweiterungsbau für die physikalische Chemie und Didaktik der Chemie, den Hörsaaltrakt und die Bibliothek fertig gestellt worden war. Karl Hensen

## 8 TURM ODER EISKELLER? KULTURDENKMAL MITTEN IN DER PEG-BIBLIOTHEK

Brachte Heinrich Hoffmann die Idee für den Eiskeller in seiner »Anstalt für Irre und Epileptische« aus England mit und ließ sie dort, wo sich heute die Bibliothek im PEG-Gebäude befindet, realisieren? Die Archäologen Prof. Dr. Hans-Markus von Kaenel und Dr. Thomas Maurer sind davon überzeugt: Dies ist ein Industriedenkmal, denn derartige Eiskeller waren bis ins späte 19. Jahrhundert in Europa sehr verbreitet. Das Landesamt für Denkmalpflege Hessen hatte sich allerdings nach dem Fund schnell auf diese Position festgelegt: »ehem. Wachturm der ersten Frankfurter Landwehr, später Mühle, dann Eiskeller der Städtischen Irrenanstalt.« Auf jeden Fall hat das Kulturdenkmal inspirierende Wirkung! ulja

1888 GEGRÜNDET

## GEORG SPEYER-STIFTUNG

### STIFTUNGSZWECK:

Förderung des wissenschaftlichen Unterrichts an Akademien,  
für Schulen und Handwerkerlehren sowie eines Nachschulwesens

### MITGLIEDER:

1888: Adressaten an dem folgenden Mitgliedern der Georg Speyer Stiftung:  
Herrn Siegmund Thack von Georg & Franziska Speyer



BAUSTIFT

## ALEXANDER & OTTO HAUCK VON METZLER

1813 GESTIFTETE SUMME:

100.000 Mark

„FÜR DIE ZU FRANKFURT AM MAIN  
ZU ERRICHENDE UNIVERSITÄT.“

STIFTER  
GESTERN  
UND  
HEUTE

# 36 Stifter für eine Idee

## Eine studentische Ausstellung zum Jubiläum

Es ist 18:50 Uhr an einem Mittwochabend. Das PA-Gebäude auf dem Campus Westend ist hell erleuchtet. Während draußen die ersten Gäste stehen, ist im Innern ein junger Mann in Hemd und Sakko damit beschäftigt, einen roten Teppich von den letzten Flusen zu befreien. In wenigen Minuten werden die ersten Besucher der Ausstellung »36 Stifter für eine Idee« in den Saal treten, über den frisch gesaugten Teppich laufen und das Ergebnis von drei Jahren Arbeit begutachten.

**E**s war ein langer Weg von der ersten Übung am Historischen Seminar im Wintersemester 2010/2011 bis zur Eröffnung der Ausstellung am 9. April 2014. Aus den insgesamt circa 120 Studierenden, die im Verlauf der letzten Jahre an dem Projekt mitgearbeitet haben, hat sich eine Gruppe von sieben studentischen Kuratoren gebildet: Pascal Balló, Katharina Busch, Lucia Gerharz, Sebastian Haas, Markus Häfner, Alexander Hofmann und Erika Wagner. Unter der Leitung von Dr. Torben Giese, Lehrbeauftragter am Historischen Seminar der Goethe-Universität und Kurator im Stadtmuseum Wiesbaden, haben sie in der finalen Phase – innerhalb der letzten zwölf Monate – das Projekt zum Abschluss gebracht.

Ging es in der ersten Übung noch darum, überhaupt ein Ausstellungskonzept zu entwickeln und sich grundsätzlich mit der Geschichte der Universität auseinanderzusetzen, standen die Studierenden ein Semester später bereits vor der Qual der Wahl. Zur Auswahl standen unter anderem Ideen zur Namensgebung der Universität oder das Studentenwerk als Teil der studentischen Lebenswelt. Schließlich stimmten wir demokratisch darüber ab und einigten uns auf ein Konzept, das die Beteiligung jüdischer Stifter bei der Universitätsgründung beleuchtet. Was uns allen zuvor nicht bewusst war: Die Goethe-Universität wurde von Frankfurter Bürgern gestiftet,

maßgeblich von Angehörigen des jüdischen Frankfurter Wirtschaftsbürgertums. Sie war also eine Universität von Bürgern für Bürger.

### **Professuren standen erstmals auch jüdischen Gelehrten offen**

Doch wer waren diese Menschen, die ihr privates Kapital in die Gründung einer Universität investierten? Welche Motive trieben sie an? Je mehr wir uns mit der Entstehung der Universität beschäftigten, desto klarer wurde, dass der Einfluss der jüdischen Stifter prägend für die Satzung und Gestaltung der zu gründenden Universität gewesen war. Zwischen 1911 und 1914 stifteten sie mehr als zwei Drittel des Gesamtkapitals der Universität.

Bei Betrachtung der Satzung fiel auf: Die Universität Frankfurt war bei ihrer Gründung die erste und einzige Universität, in deren Gründungsvertrag festgehalten war, dass Professuren grundsätzlich unabhängig von jeglicher Konfession zu besetzen seien. Zur damaligen Zeit ein absolutes Novum. Denn obwohl Juden an deutschen Hochschulen studieren durften, war es ihnen nicht möglich, Lehrstühle innezuhaben. Viele der jüdischen Stifter machten diesen Paragraphen daher zur Bedingung ihrer Schenkung. Um sicherzugehen, dass dies auch praktisch umgesetzt wurde, ließen sich die Stifter die aktive Einflussnahme

**1** Auf farbigen Würfeln und an Tischen präsentiert die Ausstellung »36 Stifter« im Foyer des Präsidialgebäudes Biografien der Menschen, die sich für die Gründung der Frankfurter Universität einsetzten.

bei der Besetzung von Lehrstühlen im Gründungsvertrag zusichern.

Durch ihren Stiftungscharakter war die neu errichtete Universität in Frankfurt nicht nur von Geldern des Staats unabhängig, sondern



2

**2** Julia Heraeus-Rinnert, Vorstandmitglied der Freunde und Förderer und Georg-Wilhelm Henze bei der Ausstellungseröffnung.

**3** Vier von 36 Stiftern: Das Ehepaar Georg und Franziska Speyer, der Unternehmer Arthur von Weinberg und der Frankfurter Oberbürgermeister Franz Adickes.

auch frei von jeglichen Konfessionszwängen. Vor diesem Hintergrund ist es nicht verwunderlich, dass man sich auch offen für linksliberale Wirtschaftstheorien zeigte, die sonst im Kaiserreich nicht gelehrt wurden. Zu den Stiftern gehörten nicht nur Privatpersonen wie Max Neißer, Wilhelm Merton oder Henry und Emma Budge, sondern auch Unternehmen wie die Binding Brauerei oder das Bauunternehmen Holzmann. Auch andere Stiftungen und Institutionen beteiligten sich an der Gründung der Universität. So stellten etwa der Physikalische Verein Räume oder die Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft ihre Sammlungen zur Verfügung.

**Studentische Kuratoren übernehmen Patenschaften für Stifter**

In den folgenden Semestern nahm das Konzept weiter Gestalt an, so dass neben den Inhalten der Ausstellung nun auch über deren Umsetzung diskutiert wurde. Unterschiedliche Ausstellungsmethoden rückten in den Blick. Manche beruhten auf der Idee, man müsse sich den Stiftern über persönliche Gegenstände nähern, andere waren abstrakter und forderten den völligen Verzicht auf Objekte. Während die Übungsteilnehmer immer wieder wechselten, kristallisierte sich eine konstante Arbeitsgruppe heraus, die sich auch nach der letzten Lehr-

veranstaltung im Sommersemester 2013 kontinuierlich traf.

In dieser Konstellation einigten wir uns schließlich darauf, dass eine Auseinandersetzung mit den Stiftern nur möglich war, wenn wir uns den einzelnen Personen annäherten. So entstand die Idee, dass jeder studentische Kurator für einen jüdischen Stifter seiner Wahl eine »Patenschaft« übernehmen sollte. Inzwischen rückten jedoch auch immer mehr praktische Fragen in den Fokus. Wo sollte die Ausstellung stattfinden? Wer würde das Projekt finanzieren, und wie könnte die gestalterische Umsetzung aussehen? Fragen, die es nun in zweiwöchigen Teamsitzungen zu beantworten galt: vom Brandschutz über Verdunklungsmethoden und Beleuchtung bis hin zum Catering am Eröffnungsabend.

Auch der Aufbau der Ausstellung musste organisiert und koordiniert werden. Die wesentlichen Elemente wurden von Technikern aufgebaut und angeschlossen. Im Fall der »Wissensinsel«, die zu den zentralen Elementen der Ausstellung zählt, war erneut Teamwork gefragt. Diesmal in praktischer Form: gemeinsam Kisten zusammenkleben und anschließend in der richtigen Ordnung verankern. Die letzten Arbeiten vollendeten wir erst wenige Stunden vor der Eröffnung. Die »Wissensinsel« bündelt schlagwortartig und bildhaft wichtige Meilensteine bis zur Gründung, Informationen zu den nicht jüdischen Stiftern, den Besonderheiten der Universität Frankfurt und der Rolle der Vorgängereinstitute.



3

**Informationen und Rahmenprogramm**

Die Ausstellung ist vom 10. April bis zum 26. Oktober, montags bis freitags zwischen 11 und 17 Uhr im PA-Gebäude der Goethe-Universität (Campus Westend) zu sehen.

[www.facebook.com/36Stifterfuertolleranz](http://www.facebook.com/36Stifterfuertolleranz)



### Ein Dialog zwischen Studierenden, Stiftern und Ausstellungsbesuchern

Dank der Unterstützung des GU100-Teams aus den Abteilungen Marketing und Kommunikation und Fundraising, das alle zentralen und dezentralen Jubiläumsveranstaltungen koordiniert und sämtliche für das Jubiläum benötigten Mittel aus nicht universitären Quellen eingeworben hat, ließ sich ein Großteil der veranschlagten Ausstellungskosten bereits decken. Einen Restbetrag mussten wir jedoch bei Investoren einwerben. Wir suchten und fanden Stifter für unser Stifterprojekt. Im Zuge dessen kam auch die Idee auf, es solle im Rahmen der Ausstellung die Möglichkeit geben, etwas zu stiften. In Zusammenarbeit mit dem Gestaltungsbüro Markgraph, das die architektonische Umsetzung unserer Ausstellungsidee übernahm, entstand die Idee, sich mit jedem einzelnen der 36 jüdischen Stifter an einen Tisch zu setzen und so mehr über ihn und seine Motive erfahren zu können. Das können Stifter durch die Stiftung eines Stuhls ermöglichen. Wir hoffen, dass wir bis zum Ende der Ausstellung für jeden der 36 Stifter einen eigenen Stuhl haben werden.

Am Abend des 9. April war es schließlich soweit: Alle sieben studentischen Kuratorinnen und Kuratoren trugen einen Stuhl zu »ihrem« Stiftertisch. Die Stühle waren im Vorfeld von unterschiedlichen Personen und Institutionen gestiftet worden. An den Tischen unserer »Paten« kommen auch wir Kuratoren zu Wort

– via Bild- und Audioaufnahme –, wodurch ein Dialog zwischen studentischem Kurator, jüdischem Stifter und Ausstellungsbesucher ermöglicht wird. ●



### Die Autoren

Wissenschaftsminister Boris Rhein mit den studentischen Kuratoren der Ausstellung »36 Stifter für eine Idee«.

(von links) Sebastian Haas, Projektleiter Dr. Torben Giese, Dr. des. Markus Häfner, Alexander Hofmann, Pascal Balló, Katharina Busch, Lucia Gerharz und Erika Wagner. Bis auf Sebastian Haas, der evangelische Theologie studiert, sind alle Historiker.

[lucia.gerharz@stud.uni-frankfurt.de](mailto:lucia.gerharz@stud.uni-frankfurt.de)

<http://use.uni-frankfurt.de/36stifter>



# Die stillen Stifter

Ein Porträt von Johanna Quandt und Dr. Jochen Hückmann

*von Astrid Ludwig*



**H**aben Sie alles, was Sie brauchen?« Das wird Professor Dr. Thomas Klingebiel sicherlich gern gehört haben. Wann wird dem Chefarzt der Frankfurter Universitätsklinik für Kinder- und Jugendmedizin schließlich schon mal ernsthaft eine solche Frage gestellt? Es war 2013, beim Sommerfest des Frankfurter Vereins für krebskranke Kinder, als die Unternehmerin Johanna Quandt, Witwe des Industriellen Herbert Quandt, Klingebiel und seine Klinik auf dem Campus Niederrad besuchte. Kostspielige, nicht zur Grundausstattung gehörende medizinische Geräte fehlen immer. In der Frankfurter Kinderklinik war es ein kindgerechter Magnetresonanztomograf (MRT), eine hochmoderne Diagnosehilfe bei Tumorerkrankungen, Infektionen oder auch neurologischen Leiden. Die jungen Patienten profitieren nicht nur von den besseren Diagnose-Ergebnissen, im Inneren dieser geräuscharmen Neuentwicklung sind die lauten Klopferäusche, die Kinder oft geängstigt haben, kaum noch wahrnehmbar.

#### **Ein besonderes Weihnachtsgeschenk**

Seit Dezember 2013 steht dieser MRT nun für die jungen Patienten am Theodor-Stern-Kai bereit. 1,3 Millionen Euro stellte Johanna Quandt für das Gerät zur Verfügung, das in Hessen einzigartig ist. »Es war ein Weihnachtsgeschenk für die Kinder und die Klinik«, sagt Johanna Quandt. Rechtzeitig zum Fest wurde es installiert; der Name der Auftraggeberin hat dabei wohl auch nachgeholfen.

»Bei diesem Projekt musste ich nicht lange überlegen, ob ich es unterstütze«, sagt die 88-jährige Stifterin, die nicht nur das Universitätsklinikum, sondern auch viele Projekte und Einrichtungen der Goethe-Universität unterstützt. »Ich freue mich, wenn ich Nützliches tun und dazu beitragen kann, jungen Menschen zu helfen.« In ihrer fuchsiafarbenen Trachtenjacke sitzt die alte Dame, das weiße Haar sorgsam frisiert, in einem der Konferenzräume des Günther-Quandt-Hauses in Bad Homburg. Bodentiefe Glasfronten an zwei Seiten des Raumes geben den Blick frei auf große Bäume, Rasen,

Rosen und die Skulptur zweier Eichhörnchen – Sinnbild fleißiger Vorratssammler.

Johanna Quandt gibt selten Interviews. Ihr verstorbener Mann Dr. Herbert Quandt, als dessen persönliche Assistentin sie zunächst in Frankfurt arbeitete, gilt als Retter der Bayerischen Motoren Werke, die er 1959 vor der Insolvenz bewahrte und dem Unternehmen die Möglichkeit gab, sich zu einem weltweit erfolgreichen Automobilkonzern zu entwickeln. Schon seit über fünf Jahrzehnten lebt sie in Bad Homburg äußerst zurückgezogen. »Mir liegt es überhaupt nicht, mit Geld anzugeben«, betont sie. »Außerdem hat es ja auch mein Mann verdient, nicht ich.«

»Dabei musste ich ganz still sein, aber das war ich schon immer«, lacht sie.

Als Teenager hatte sie selbst ein Medizin-Studium erwogen, doch dann kam der Zweite



1

Weltkrieg. Sie musste als Helferin in der ostpreußischen Landwirtschaft und als Krankenschwester im Lazarett arbeiten. Nach dem Krieg war dann an ein Studium nicht zu denken, »und wir hatten auch kein Geld dafür«. Die junge Johanna Bruhn machte stattdessen eine Ausbildung zur medizinisch-technischen Assistentin und ging für ein paar Monate in die USA – »in die Nähe von Detroit«. »Das Interesse an medizinischen Themen war bei mir aber immer präsent«, erinnert sie sich.

Es sind daher vor allem medizinische und naturwissenschaftliche Vorhaben, die Johanna Quandt an der Goethe-Universität unterstützt. Das FIAS, Frankfurt Institute for Advanced Studies, auf dem Campus Riedberg eng mit der Universität verbunden, erhielt 2008 eine Förderung von drei Millionen Euro. Dort hatte sie bereits 2007 für 3,3 Millionen Euro auch die Johanna-Quandt-Forschungsprofessur eingerichtet. Die auf zehn Jahre angelegte Professur ist heute mit dem Neuroinformatiker Professor Dr. Jochen Triesch besetzt, der zuvor an der Universität von San Diego lehrte. »Den haben wir bei den Amerikanern abgeworben«, freut sich Johanna Quandt. 2009 gründete die Industriellen-Witwe die Johanna-Quandt-Universitäts-Stiftung, damit genießt die Goethe-Universität eine besondere Rolle in den Aktivitäten der Mäzenin. Als weitere medizinisch-wissenschaftliche Institution unterstützt sie – wegen des Großvaters und der familiären Wurzeln – die Berliner Charité, für die sie bereits 2005 die Stiftung Charité ins Leben rief. Ihrer Berliner Stiftung gelang es unlängst, den Medizin-Nobelpreisträger von 2013, Thomas Südhof, der in Stanford/USA forscht, für drei Jahre als »Visiting Fellow« nach Berlin zu holen.

**1** Johanna Quandt gratuliert einer Deutschlandstipendiatin. Die Förderung der jungen Menschen liegt ihr besonders am Herzen. Im Jubiläumsjahr der Universität ermöglichte sie 265 Studierenden die Förderung durch das Deutschlandstipendium.

**2** Die Großskulptur »The Body of Knowledge«, das Symbol für Offenheit, Internationalität und Transparenz der Universität auf dem Campus Westend (siehe auch S. 39), stiftete die Bad Homburger Unternehmerin. Hier bei der Einweihung 2010 gemeinsam mit dem katalanischen Künstler Jaume Plensa (rechts) und Uni-Präsident Prof. Dr. Werner Müller-Esterl.



2

Mit der Medizin verbindet Johanna Quandt frühe Kindheitserinnerungen. Ihr Großvater Max Rubner war Mediziner und Ernährungswissenschaftler. Er übernahm 1891 an der Berliner Universität den Lehrstuhl für Hygiene von seinem berühmten Vorgänger Robert Koch. Die gebürtige Berlinerin erinnert sich daran, dass sie als Kind auf Großvaters Schoß sitzen durfte.



Vier bis fünf Projekte pro Jahr fördert die Johanna-Quandt-Universitäts-Stiftung in Frankfurt. Berücksichtigt werden dabei auch geistes- und sozialwissenschaftliche Veranstaltungen, wie etwa die »World Business History Conference« der Wirtschaftshistoriker im Frühjahr 2014. Johanna Quandt unterstützt aber auch das zur Universität gehörende Forschungskolleg Humanwissenschaften in Bad Homburg. So finanzierte sie dort beispielsweise Forschungsstipendien für Soziologen und Medienwissenschaftlern zum »Digitalen Selbst«.

Die Mäzenin hat der Goethe-Universität auch ihr neues Wahrzeichen auf dem Campus Westend geschenkt: die Plastik »The Body of Knowledge« des spanischen Künstlers Jaume Plensa. Diese Großskulptur aus Buchstaben aller Sprachen der Welt gefällt der Stifterin besonders wegen der Symbolik für Offenheit, Internationalität und Transparenz. »Die passt gut da hin«, findet sie.

### **226 Deutschlandstipendien: »Ich finde es wichtig, junge und engagierte Menschen zu unterstützen«**

Zu ihren »Lieblingsstiftungskindern« zählen seit 2011 die Deutschlandstipendien für junge Studierende. Diese Stipendien werden vom Bund und von Stiftern finanziert: 300 Euro bekommen die Studierenden im Monat, Stifter und Bund zahlen jeweils die Hälfte. Je mehr Spender, desto mehr Geld aus der Staatskasse. Seit 2011 hat die Bad Homburger Unternehmerin sich mit 70 000 Euro pro Jahr an diesem Programm beteiligt. Zum 100. Geburtstag der Universität hat sie ihr Engagement nochmals erhöht: Statt der bisherigen 39 Stipendien pro Jahr ermöglichte sie es 2014, dass weitere 226 Studierende in den Genuss des Deutschlandstipendiums kommen. So konnte die Goethe-Universität insgesamt 606 vergeben und rangiert damit im Vergleich der deutschen Hochschulen auf Platz 1. Wenn die Universität zu Beginn des Semesters Stifter und Stipendiaten einlädt, dann mischt sich Johanna Quandt gern unter die Anwesenden, »um die jungen Leute zu treffen und mit ihnen zu sprechen. Ich finde es wichtig, junge und engagierte Menschen in einer frühen Phase ihres Studiums zu unterstützen«, betont die 88-Jährige.

Die Goethe-Universität ernannte Johanna Quandt, die sich neben ihrer finanziellen Unterstützung auch von 1987 bis 1998 im Beirat der Vereinigung der Freunde und Förderer der Goethe-Universität engagierte, 2006 zur Ehrensenatorin. In ihrer Dankesrede sprach sie wenig über sich selbst, dafür umso mehr über die Kinderklinik und die Hilfe für kranke Kinder. Zum Schluss zitierte sie den Dichter und Lyriker Matthias Claudius, der 1799 an seinen Sohn schrieb:

»Hilf und gib gerne, wenn Du hast und dünke dir darum nicht mehr.«

### **Reihenhaus unweit der Universität – Bescheidenheit ist eine Zier**

Geld zu stiften und sich dafür persönlich feiern zu lassen, das käme auch ihm nie in den Sinn. Dr. Jochen Hückmann ist der stille, der dezent zurückhaltende Typ. Bescheidenheit ist eine Tugend, die ihm schon als Kind vermittelt wurde. Im dunklen Anzug sitzt er auf dem Sofa im heimischen, holzgetäfelten Arbeitszimmer; der Blick wandert zum Fenster, hinaus in den Garten. Die Familie lebt im Frankfurter Holz-



3

hausenviertel, nicht weit entfernt vom neuen Uni-Campus Westend – nicht in einer luxussanierten Altbauvilla, sondern in einem Reihenendhaus, geräumig und gepflegt, aber keineswegs protzig. Dem promovierten Ökonom wird nachgesagt, mit seinem privaten Geld sparsam umzugehen. Im Vorfeld des 100. Geburtstages der Goethe-Universität gab der 71-Jährige dennoch 500.000 Euro aus seiner Privatschatulle, um junge Wissenschaftler zu fördern. Dass die Universität diese Spende 2012 »Hückmann-Fonds« nannte, scheint ihm eher unangenehm zu sein, er spricht lieber vom »Innovationsfonds«.

Über drei Jahrzehnte stand der Enkel des Firmengründers Friedrich Merz an der Spitze des Frankfurter Pharmaunternehmens. Viele verbinden die Firma nur mit »Merz Spezial Dragees«, den seit Jahrzehnten weithin bekannten Schönheitspillen. Dass Merz mit Memantine seit 2002 auch einen Alzheimer-Wirkstoff produziert, ist weniger bekannt. Das Medikament wurde ein »Blockbuster« auf dem hart umkämpften, internationalen Pharma-Markt,

**3** Die Goethe-Card für den Stifter: Bei der Ernennung zum Ehrenbürger der Goethe-Universität erhält Dr. Jochen Hückmann seine persönliche Goethe-Card vom Uni-Präsidenten Müller-Esterl.

entwickelt in jahrelanger hartnäckiger Forschung. Ein Mittelständler, der in der Spitzenforschung mitmischte. Auch das passt zu Dr. Jochen Hückmann und dem Frankfurter Familienunternehmen, das nicht an die Börse geht und seine Arzneimittel in Reinheim im Odenwald und im sachsen-anhaltischen Dessau produziert: klein, aber fein, bodenständig und innovativ.

Wissenschaft und Forschung, darin liege die Zukunft Deutschlands, bekräftigt der 71-Jährige – dieses Credo ist entscheidend für seine Unterstützung der Goethe-Universität. Die öffentliche Wahrnehmung seiner eigenen Person ist ihm dabei unwichtig: »Das brauche ich nicht. Es geht um die Universität.« Gutes zu tun, macht ihm Freude; und er möchte gern andere motivieren, sich ebenfalls zu engagieren und zu stiften.

#### »Stiften hat Tradition in unserer Familie.«

Hückmann und die Pharmafirma Merz stiften und spenden seit fast drei Jahrzehnten für die Goethe-Universität. Welche Summen inzwischen auf die Konten der Universität geflossen sind, hat der frühere Vorstandschef »bewusst nie« nachgehalten. »Stiften hat Tradition in unserer Familie, die sich als Teil des Frankfurter Bürgertums begreift. Und als Frankfurter spendet man »natürlich« fürs Städel, die Senckenbergische Gesellschaft und für die Frankfurter Universität.« 1985, zum Andenken an den 100. Geburtstag seines Großvaters, den er sehr verehrt, wollte Hückmann »etwas Bleibendes schaffen, das an den Firmengründer Friedrich Merz erinnert«. Zunächst dachte er an einen Forschungspreis. Doch der damalige Universitäts-Präsident Prof. Hartwig Kelm riet



#### Astrid Ludwig

Astrid Ludwig, 49, arbeitet seit 30 Jahren als Redakteurin. Ein Schwerpunkt der freiberuflich tätigen Journalistin sind Themen aus dem Hochschul- und Wissenschaftsbereich.

[ludwig\\_astrid@t-online.de](mailto:ludwig_astrid@t-online.de)

ihm, eine Gastprofessur zu stiften – sie ist heute eine der ältesten Stiftungsgastprofessuren der Universität.

Kooperationen zwischen Universität und Unternehmen wurden auch damals schon bisweilen kritisch in der Öffentlichkeit betrachtet. »Wir waren allerdings Mittelständler und standen nicht in der Schusslinie«, erinnert sich der ehemalige Firmenchef, der 2012 vom operativen Geschäft in den Aufsichtsrat wechselte. Er selbst hält den Austausch zwischen industrieller und universitärer Forschung für unverzichtbar. »Jeder kann vom Know-how des anderen profitieren.« Gleichwohl betont der Mäzen, dass er und sein Unternehmen nie versucht haben, Einfluss auf Richtung oder Art der Forschung zu nehmen.

Die Friedrich-Merz-Stiftungsgastprofessur ermöglicht es der Goethe-Universität, jedes Jahr international renommierte Wissenschaftler aus dem Bereich Pharmazie, Biochemie und Medizin nach Frankfurt einzuladen, die hier forschen, lehren und öffentliche Vorträge halten. Im Frühjahr 2014 signalisierte Merz: Die Stiftungsgastprofessur wird um weitere fünf Jahre verlängert. »Mir und auch den Mitgesellschaftern ist es wichtig, mit der Gastprofessur exzellente Forscher nach Frankfurt zu holen und internationale Kontakte für die Universität aufzubauen«, erläutert Hückmann seine Motivation. Auch die nächste Generation trage das aus Überzeugung mit, betont er.

Hückmann ist selbst kein Naturwissenschaftler. Mit Blick auf das eigene Familienunternehmen hätten ihn unternehmerische Herausforderungen und Wirtschaftsstrategien immer mehr gereizt, sagt er. In Marburg, Saarbrücken und Würzburg studierte er daher Wirtschaftswissenschaften. An der Universität Innsbruck promovierte er, in Ohio (USA), an der liberalen Antioch University, studierte er anschließend als Post-Doc. Ohne ein offenes, internationales Klima gebe es keine herausragende Forschung, die Erfahrung hat Hückmann auch während seiner Zeit in den USA gesammelt. Dieses Klima möchte er in Frankfurt fördern. »Das nützt der Universität und damit auch den Unternehmen, die auf gute Wissenschaftler, Innovation und Forschergeist angewiesen sind.« Eine Reihe von Doktoranden oder Wissenschaftlern ist so auch in das Familienunternehmen gekommen.

#### Ein Fonds zur freien Verfügung:

##### »Nur innovativ sollen die Projekte sein«

Bei seinem jüngst eingerichteten Innovationsfonds überlässt es Hückmann dem Universitäts-Präsidium, wie es das Geld für junge Wissenschaftler einsetzt. »Das ist nicht an medizinische oder pharmazeutische Projekte gebunden – nur innovativ soll es sein«, fordert der Frankfurter.

Der 71-Jährige und das Familienunternehmen Merz stehen noch für eine ganze Reihe weiterer Projekte: So unterstützt Hückmann aus privaten oder Firmenmitteln unter anderem die Deutschlandstipendien, die Night of Science auf dem Campus Riedberg; auch das Alzheimer-Denkmal auf dem Campus Westend hat die Merz-Familie mitfinanziert. 2008, anlässlich des 100-jährigen Firmenjubiläums, stiftete das Unternehmen zwei Doktorandenstipendien. Außerdem ist Hückmann förderndes Mitglied bei der Vereinigung der Freunde- und Förderer der Goethe-Universität und wirkte im Stiftungskuratorium der Goethe-Universität mit.

Zum 100. Geburtstag der Universität spendete Jochen Hückmann zudem den »Innovationspreis für Lebenswissenschaften« in Höhe von 100.000 Euro. Die Auszeichnung für besonders innovative und kreative Forscher wird einmalig im Jubiläumsjahr 2014 vergeben. Der Preis hat eine eindeutige Bindung: »Die Forschung muss einen konkreten Nutzen für Patienten haben.«

Die Goethe-Universität hat Hückmann 2012 für sein Engagement zum Ehrenbürger

ernannt. Das hat ihn – bei aller Zurückhaltung – doch erfreut; »eine sehr schöne Auszeichnung«, lächelt er. Unterdessen hat sich der Unternehmer auch vom Chefposten im Aufsichtsrat von Merz zurückgezogen. 2012 hatte das Unternehmen mit 950 Millionen Euro Umsatz die beste Geschäftsbilanz seit seinem Bestehen. »Man muss loslassen können«, sagt er – auch als langjähriger Firmenchef. Geruhig wird es deshalb kaum in seinem Leben: Hückmann ist passionierter Jäger. Mit Pferd und Zelt zog er auch schon mehrmals los, um einsam durch Alaska zu reiten. Die Naturverbundenheit liegt in der Familie. Der Großvater hatte bei Groß-Bieberau im Odenwald einen Bauernhof. Vielleicht ermöglicht Hückmann seine neue Freiheit auch, mal an Bürgervorlesungen der Goethe-Universität teilzunehmen.

Großvater Friedrich Merz hat übrigens die von ihm erfundenen »Merz Spezial Dragees« selbst eingenommen. »Er ist 95 geworden«, sagt Enkel Jochen Hückmann. Ob er ebenfalls zu den Dragees greift, verrät er nicht. Das gebietet die Diskretion. ●

Anzeige

# Frankfurt am Main Meeting Point



## Sie forschen – wir vermitteln

- ... Hotelzimmer
- ... Veranstaltungsräume
- ... Rahmenprogramme
- ... und wir unterstützen Sie bei Ihrer Kongressbewerbung

### Frankfurt Convention Bureau

Tourismus+Congress GmbH Frankfurt am Main  
Kaiserstraße 56, 60329 Frankfurt am Main  
Tel. 069/21 23 87 03, Fax 069/21 23 07 76  
congress@infofrankfurt.de



[www.frankfurt-convention-bureau.de](http://www.frankfurt-convention-bureau.de)

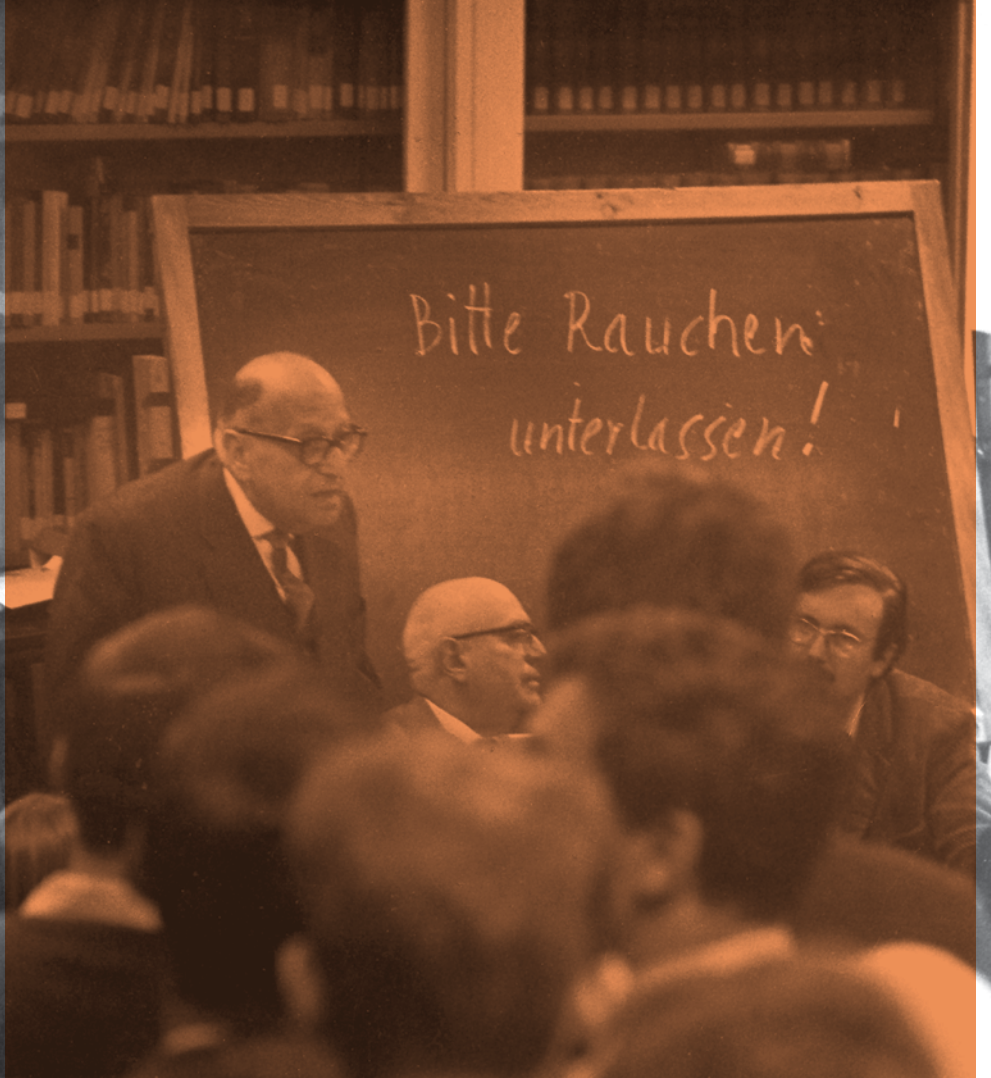


Foto: Barbara Klemm

# FÄCHERKULTUREN

# Von Horkheimer und Adorno bis zu ihren Urenkeln

»Frankfurter Schule« im Wandel der Zeiten:  
Vom »ungeliebten Nestling« zum »international konkurrenzfähigen geistes- und sozialwissenschaftlichen Großunternehmen«

von Rolf Wiggershaus

Als Rainer Forst, Professor für politische Theorie und Philosophie an der Frankfurter Universität, 2012 den Leibniz-Preis erhielt, hieß es in der Laudatio, er führe die »philosophische Tradition der Frankfurter Schule mit Jürgen Habermas und Axel Honneth auf höchstem Niveau« fort. In diesem Jahr wird das Frankfurter Institut für Sozialforschung 90 Jahre alt, und die Anfänge der »Frankfurter Schule« liegen ungefähr 85 Jahre zurück – Anlässe genug, um zu fragen: Wie hat sich die »Frankfurter Schule« gewandelt?

Von der Unwahrscheinlichkeit der Frankfurter Schule sprach einmal der Soziologe Stefan Breuer. Hätte beispielsweise der 25-jährige Ökonom und linke Mäzen Felix Weil (1898-1975) nicht 1923 durch die Stiftung eines Instituts für Sozialforschung an der Frankfurter Universität dem Marxismus eine wissenschaftliche Heimstatt jenseits des Parteienstreits und des Fächer- und Themenkanons des Universitätsbetriebs verschafft – gäbe es dann heute den Exzellenzcluster »Normative Orders«? Damals sorgten der Berliner Hochschulreformer Carl Heinrich Becker und die Großzügigkeit der Stiftung in einer Zeit knapper Finanzen und steigender Studentenzahlen dafür, dass – so der Historiker Wolfgang Schivelbusch – »die widerstrebende Universität schließlich den ungeliebten Nestling annahm«.

Die entscheidende Weichenstellung erfolgte, als der erste Leiter Carl Grünberg (1861-1940) unheilbar erkrankte und aus Felix Weils Freundeskreis der Philosoph Max Horkheimer (1895-1973) zum Zuge kam. Der 35-jährige Sohn eines vermögenden Stuttgarter Textilfabrikanten, der während des Ersten Weltkriegs Juniorchef im väterlichen Unternehmen gewesen war, wurde 1930 gleichzeitig Ordinarius für Sozialphilosophie und Direktor des Instituts für Sozialforschung. Zu seinem publizistischen Debüt wurde eine Kritik an Karl Mannheim (1893-1947), der

mit seiner 1929 erschienenen Aufsatzsammlung *Ideologie und Utopie* über Nacht berühmt geworden und sogleich auf den Soziologie-Lehrstuhl der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Frankfurt berufen worden war. Marx sei es um die Scheidung wirklicher Erkenntnisse vom verklärenden Schein der Ideologie und um die Veränderung bestimmter gesellschaftlicher Zustände gegangen, Mannheim aber sei »mit einigen Stücken aus der Rüstkammer des Marxismus« in die Höhe verantwortungsloser blinder Philosophie zurückgekehrt, warf Horkheimer dem Kollegen vor.

**»Dialektik der Aufklärung« –  
oder Horkheimers und Adornos Abschied von  
der Utopie klassenloser Naturbeherrschung**

»Der Philosoph lebt in der wirklichen Welt«, hatte Horkheimer einst als junger Philosophie-Dozent betont und sein »ideengeschichtliches« Verfahren als Notlösung gerechtfertigt. Nun nutzte er seine neue Doppelposition für das interdisziplinär angelegte Unternehmen einer kritischen Zeitdiagnose. Sein Doppeltalent als Denker und Wissenschaftsorganisator zeigte sich darin, dass er vielseitig begabte und weitgehend außerhalb des Universitätsbetriebs aktive Personen für ein gemeinsames Unternehmen zusammenzuführen und zu begeistern vermochte: Mitarbeiter des Instituts wie Erich

Fromm (1900-1980), Soziologe und Psychoanalytiker, und Leo Löwenthal (1900-1993), Pädagoge und Literaturwissenschaftler, oder dem Institut Nahestehende wie Theodor W. Adorno (1903-1969), Philosoph und Musiker, der seinerseits wieder eng befreundet war mit Intellektuellen, Schriftstellern und Journalisten wie Walter Benjamin (1892-1940) und Siegfried Kracauer (1889-1966).

Als die Machtübernahme der Nationalsozialisten Horkheimer und das Institut zur Flucht in die USA zwang, steigerte das den Zusammenhalt einer intellektuellen-Arbeitsgemeinschaft, die mit der im Exil weiter erscheinenden »Zeitschrift für Sozialforschung« über ein unabhängiges Publikationsorgan verfügte. Mit ihrer Arbeit an einer »Theorie der Gesamtgesellschaft« sahen sich die »jungen Gelehrten verschiedener Fächer« an der Seite der »vorwärts strebenden Kräfte der Menschheit« (Zeitschrift für Sozialforschung 2/1933, Vorwort).

Das Ideal einer künftigen Gesellschaft bestand für den Horkheimer-Kreis Mitte der 1930er Jahre in der »Herrschaft der klassenlosen Menschheit über die Natur« (Horkheimer, Gesammelte Schriften, Bd. 12, Frankfurt/M. 1985, S. 246). Die Entfesselung technisch-instrumenteller Vernunft im Umgang mit der äußeren Natur sollte das Ende der Ausbeutung von Menschen ermöglichen.

Ende der 1930er, Anfang der 1940er Jahre schickte Horkheimer sich einerseits an, endlich zusammen mit Adorno das seit Langem geplante große theoretische Werk in Angriff zu nehmen, andererseits bemühte er sich darum, den Institutsbetrieb aufrechtzuerhalten und Fördermittel für diverse Projekte zu bekommen. In eines, hieß es im Juli 1939 in einem Brief, habe er »mehr libido gesteckt als in andere« (HGS, Bd. 16, Frankfurt/M. 1995, S. 615); in das über Antisemitismus. Mit Adorno war er sich einig: Das sollte auch ohne Fördermittel durchgeführt werden.

Es kam zu einer Verschränkung der gänzlich selbstbestimmten Arbeit an den »Philosophischen Fragmenten«, die später unter dem Titel *Dialektik der Aufklärung* zu Ruhm gelangten,



3

und dem Antisemitismus-Projekt, bei dem es zur Zusammenarbeit mit dem American Jewish Committee kam. Als verbindendes Element ergab sich eine Theorie der misslungenen, verfehlten, entgleisten westlichen Zivilisation. Statt die Entfesselung der Produktivkräfte im Rahmen einer vernünftigen und gerechten Gesellschaft zu erwarten, kritisierten Adorno und Horkheimer eine Fixierung auf Naturbeherrschung, die keinen Raum für eine Selbstreflexion der Natur im Menschen und damit auch nicht für ein Ende verwilderter Selbstbehauptung bot – oder richtiger: für ein Loskommen der menschlichen Spezies vom »survival of the fittest«.

### Interaktion und Kommunikation – oder wie Habermas Gesellschaftstheorie auf neuer Basis fortzusetzen sucht

Die Rückkehr von Horkheimer und Adorno nach Frankfurt war zwar die erfolgreiche Rückkehr von Emigranten, die im Nachkriegsdeutschland den Wiederanschluss an eine unterbrochene, zerstörte, missbrauchte Tradition ermöglichten. Doch die Rückkehr bedeutete auch: statt Weiterarbeit an »der Theorie« Weitergabe des Angesammelten mit pädagogischen Mitteln. Als demokratisch engagierte

Remigranten und kulturkritische Zeitgenossen waren die beiden Philosophie- und Soziologie-Professoren und Leiter des Instituts für Sozialforschung attraktive, aber schwer fassbare Protagonisten von etwas Anderem, das vage blieb. Dies versuchte Jürgen Habermas, der 1956 27-jährig Adornos Assistent am Institut wurde, durch eine Unentschiedenheit der Autoren der *Dialektik der Aufklärung* zu erklären. Sie betraf die Frage, ob es um die Wiederherstellung eines »sympathetischen Zusammenhangs« mit der Natur gehen müsse oder ob »universale Versöhnung« eine überschwängliche

Idee sei (Habermas, *Philosophisch-politische Profile*, Frankfurt/M. 1981, S. 177).

Für ihn selbst – geschult durch die philosophische Anthropologie von Philosophen und



1

1 Aus den »Philosophischen Fragmenten« entstand das Schlüsselwerk der kritischen Theorie: »Dialektik der Aufklärung«.

2 429 West 117th Street, New York – das Institut für Sozialforschung im Exil.

3 Das 1950/51 neu errichtete Gebäude des Instituts für Sozialforschung an der Senckenberganlage: Ein schlichter funktionaler Bau im Stil der 1950er-Jahre.



2

Soziologen wie Heidegger und Rothacker, Freyer und Gehlen – war klar: Menschen sind darauf angewiesen, Natur als Gegenstand möglicher technischer Verfügung zu behandeln. Doch es gibt noch einen anderen Bereich der Entfaltung gesellschaftlicher Kräfte: den der Interaktion und Kommunikation – angelegt im Menschen als sprach- und handlungsfähigem Wesen, wirksam werdend als »die geheimnisvolle Kraft der Intersubjektivität, Verschiedenes zu vereinigen, ohne es aneinander anzugleichen«, sich entfaltend in der »Öffentlichkeit als Raum des vernünftigen kommunikativen



Umgangs miteinander« (Zwischen Naturalismus und Religion, 2005, S. 16 pass.).

Die als das Hauptwerk von Habermas geltende *Theorie des kommunikativen Handelns* entstand fern von Frankfurt, wo er nach Adornos Tod im Jahre 1969 kein produktives Potenzial mehr sah. Als hypothetische Zeitdiagnose ergab sich Anfang der 1980er Jahre: Die systemisch regulierten Bereiche von Wirtschaft und administrativer Macht, ausdifferenziert aus der kommunikativ regulierten »Lebenswelt«, drohen ihrerseits die Alltagskultur zu durchdringen, zu »kolonisieren«. Das Werk klang aus, als wolle Habermas nach der Ablösung des Arbeits- und Produktionsparadigmas durch das Paradigma verständigungsorientierten Handelns auf neuer Basis Horkheimers Projekt einer interdisziplinä-

ren kritischen Gesellschaftstheorie wieder aufnehmen. Die Theorie des kommunikativen Handelns empfehle sich »als Rahmen, innerhalb dessen die interdisziplinär angelegte Erforschung des selektiven Musters der kapitalistischen Modernisierung wieder aufgenommen werden kann«.

Doch zurück nach Frankfurt kam Habermas 1983 als Philosophie-Professor ohne Verbindung zum Institut für Sozialforschung oder zu den Sozialwissenschaftlern der Universität. Den bedeutenden Leibniz-Preis, den er 1986 als Erster erhielt, nutzte er für die Bildung einer kleinen rechtstheoretischen Arbeitsgemeinschaft. Dafür nahm er nur zwei Drittel des Preisgelds in Anspruch. In *Faktizität und Geltung* (1992) traut er dem sowohl mit den Systemen der Wirtschaft und der administrativen Macht als auch mit der Lebenswelt verknüpften Recht zu, moderne Gesellschaften insgesamt zu integrieren. Seine Vorschläge zur Klärung des paradigmatischen Hintergrundverständnisses von Recht und Verfassung zielen darauf, das Bewusstsein für die soziale Wirksamkeit der normativen Voraussetzungen bestehender Rechtspraktiken zu stärken – und auf die Einsicht, dass der moderne Rechtsstaat »ohne radikale Demokratie nicht zu haben und nicht zu erhalten ist« (Habermas, *Faktizität und Geltung*, Frankfurt/M. 1993, S. 13).

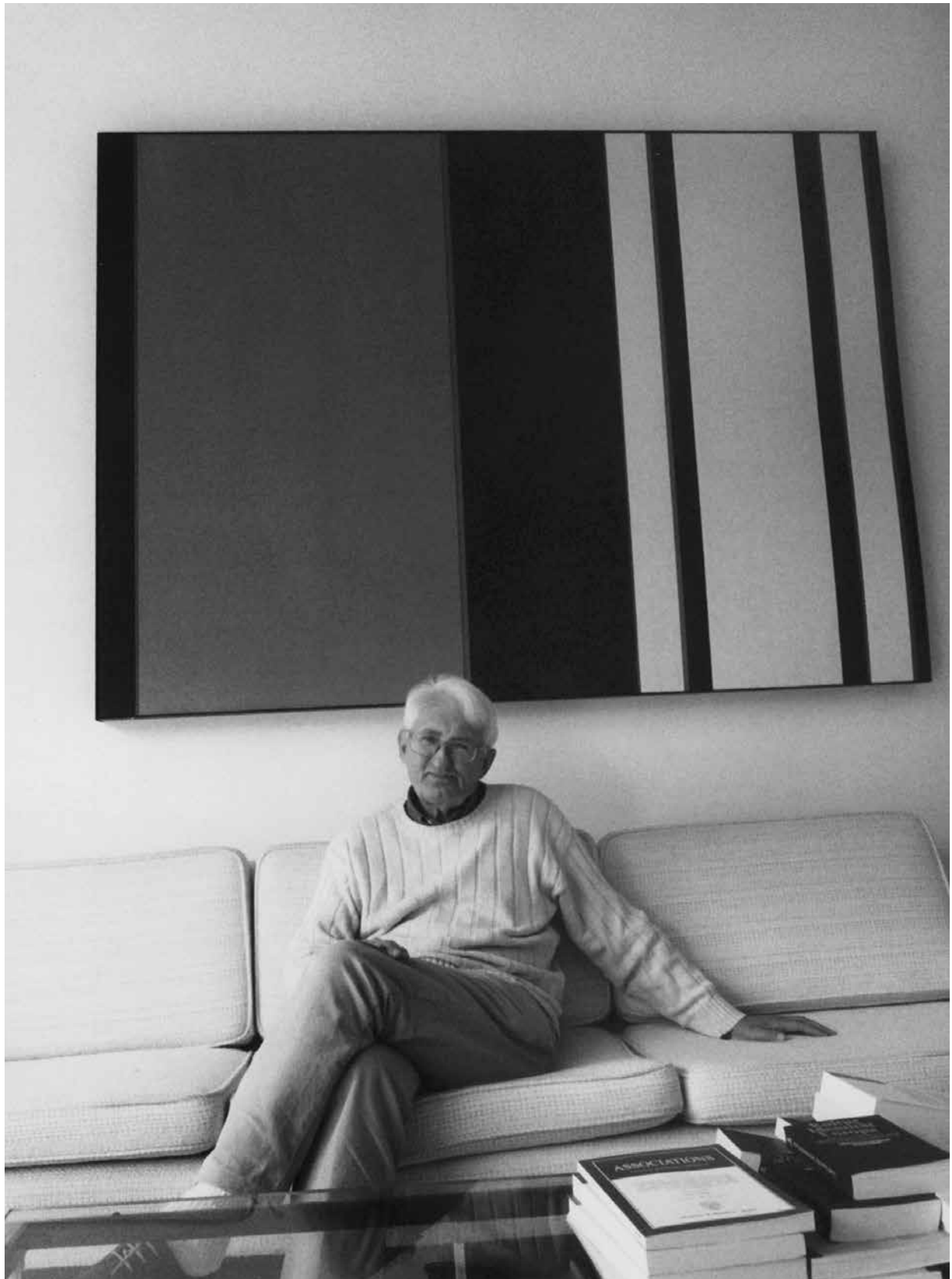
#### Institutionen der Anerkennung – oder Honneths neues sozialetisches Vokabular

In den Augen von Axel Honneth, der in den 1980er Jahren Habermas' Assistent an der Universität Frankfurt war und sich dort mit seiner Studie *Kampf um Anerkennung* habilitierte, war Habermas' Zeitdiagnose ähnlich pessimistisch wie die von Horkheimer und Adorno. Doch immerhin kommt das gefährdete Potenzial des Menschen in den Blick: die Fähigkeit zu kommunikativer Verständigung. Es fehlt aber die Berücksichtigung und Klärung moralisch relevanter gesellschaftlicher Erfahrungen. Sie entzündeten sich, so Honneth, an der Verletzung von im Ver-

4 Horkheimer und Adorno 1964 beim 15. Soziologentag in Heidelberg, rechts hinter ihnen Jürgen Habermas, Nachfolger Horkheimers auf den Doppellehrstuhl für Philosophie und Soziologie.

5 Adorno und Horkheimer 1955 im Kreis ihres interdisziplinären Forscherteams, unter ihnen neben Philosophen und Soziologen auch Psychologen, Germanisten, Wirtschaftswissenschaftler und Statistiker.





6 Jürgen Habermas in seinem Haus in Starnberg, 1999. Ein Meisterporträt von Barbara Klemm (s. Seite 125). Habermas war von 1971 bis 1982 Direktor am Max-Planck-Institut zur Erforschung der Lebensbedingungen der wissenschaftlich-technischen Welt in Starnberg. Dann kehrte er an die Goethe-Universität zurück, wo er von 1983 bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1994 die Professur für Philosophie mit dem Schwerpunkt Sozial- und Geschichtsphilosophie übernahm. (s. auch Rezension der neuesten Habermas-Biografie von Stefan Müller-Doohm, Seite 156)



lauf der Sozialisation entwickelten Identitätsansprüchen. Zu den mit der Aufnahme kommunikativer Beziehungen verbundenen Erwartungen gehört die Erwartung sozialer Anerkennung. Von ihr hängt die Identitätsentwicklung des Menschen im Ganzen ab. Wird das Paradigma der Kommunikation nicht mehr nur so aufgefasst, dass es um rationale Verständigung geht, sondern auch und besonders um die Bedingungen von Anerkennung, bleibt die Zeitdiagnose nicht mehr

sowohl zu Horkheimers und Adornos *Dialektik der Aufklärung* wie auch zu institutionenvergessenen kantianischen Gerechtigkeitstheoretikern vorstellt, die sich mit dem Problem konfrontiert sehen, einen Zusammenhang zwischen ihren normativen Konstruktionen und der gesellschaftlich-historischen Wirklichkeit herzustellen. Er rekonstruiert, in Hegels Spuren gehend, eine 200-jährige Geschichte moderner Gesellschaften als eine »am Leitfaden der sozialen Verwirkli-



in das enge Schema einer Rationalitätstheorie gepresst. Sie wird soziologischer.

Als der Sozialphilosoph Honneth 2001 außerdem Direktor des Instituts für Sozialforschung wurde, erinnerte das an die Ausgangskonstellation der Frankfurter Schule. Das übergreifende Forschungsthema sollen jetzt statt Autoritätsverhältnisse und Vorurteilsstrukturen »soziale Paradoxien im gegenwärtigen Kapitalismus« bilden. Man kann dabei sogar an die *Dialektik der Aufklärung* denken, die aufzeigt, wie ein normatives Versprechen in sein Gegenteil, Aufklärung in den Mythos dessen, was der Fall ist, verkehrt wird. Doch der Ähnlichkeit sind Grenzen gesetzt durch die Orientierung am Paradigma der Kommunikation und durch das positive linkshegelianische Selbstverständnis: »Anders als Horkheimer und Adorno, die unter dem Eindruck des Faschismus und des Stalinismus die Errungenschaften demokratischer Gesellschaften – etwa die Freiheitsgewinne, die sie gebracht haben – nie recht zu sehen vermochten und sie unter ihre Verfallsgeschichte subsumierten, gehen wir davon aus, dass Gesellschaftstheorie und empirische Sozialforschung sich auf positive normative Standards stützen können, die sich aus der sozialen Wirklichkeit herausdestillieren lassen.« (Honneth/Sutterlüty: Normative Paradoxien der Gegenwart – Eine Forschungsperspektive, in: WestEnd 1/2011, S. 72).

In *Das Recht der Freiheit* (2011) hat Honneth vorgeführt, wie er sich einen Gegenentwurf

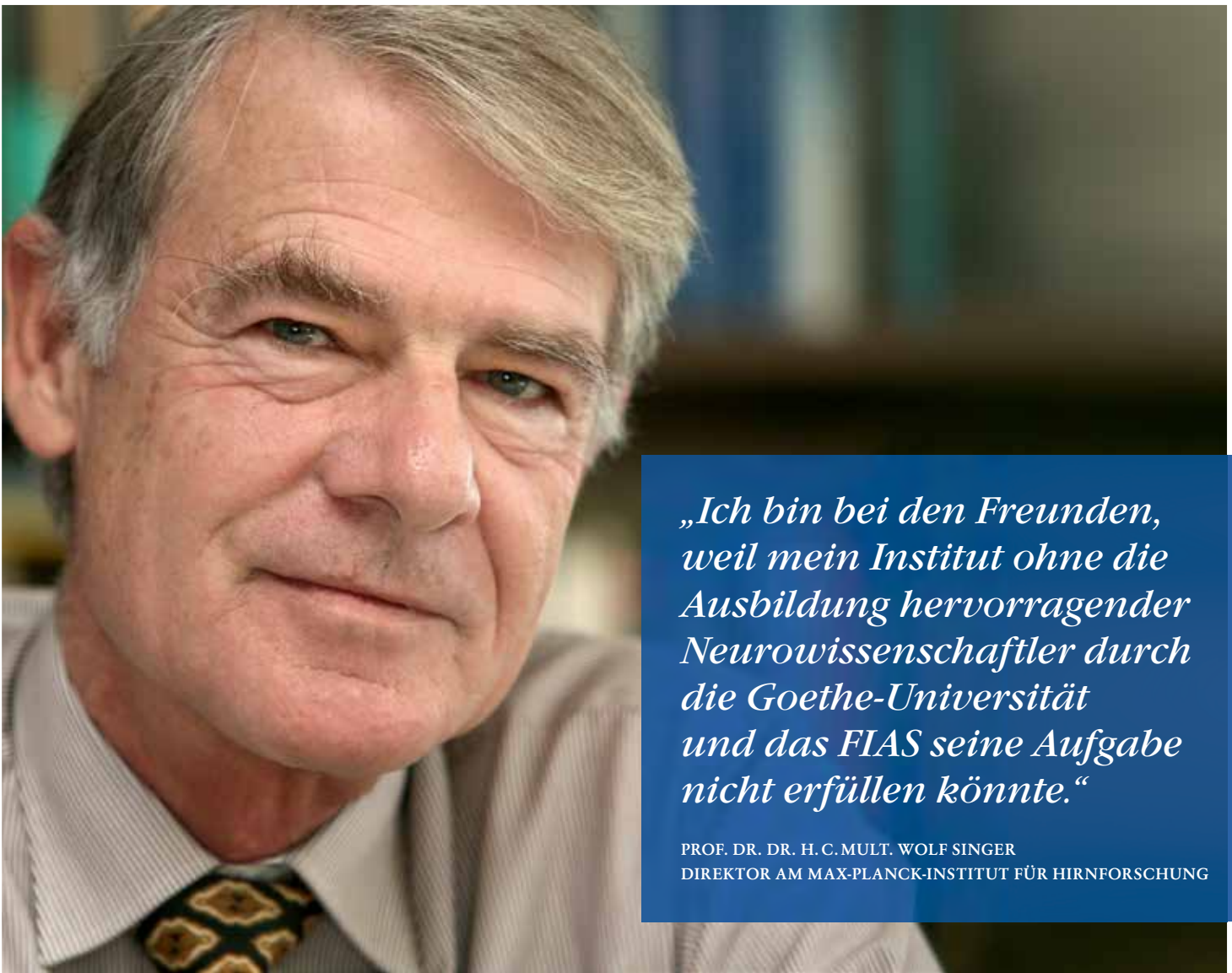
von individueller Freiheit orientierte Fortschrittsdiagnose« in der Erfahrung von wechselseitiger Anerkennung ihre soziale Freiheit realisieren können«. Fehlentwicklungen und Pathologien kommen durchaus in den Blick, erscheinen aber nun als Versäumnisse bei der Ausschöpfung objektiver Möglichkeiten der Realisierung sozialer Freiheit. Diese Orientierung an Institutionen zusammen mit dem Festhalten am Paradigma der Kommunikation macht in mancher Hinsicht problemblind – vor allem, wo es um den Umgang mit Natur geht. (Beispiele dafür wären Geo-Engineering und Human Enhancement, darunter werden medizinische Interventionen verstanden, die nicht auf Therapie von Krankheiten, sondern auf eine Verbesserung nichtpathologischer Merkmale abzielen.) oder um die Rolle des Naturverhältnisses in der menschlichen Sozialisation.

### **Die Dynamik normativer Ordnungen – oder das weite Forschungsfeld der Urenkel mit der Idee einer gerechten Weltordnung im Blick**

Als von einer spezifischen »Frankfurter Handschrift« geprägt begreift sich auch ein weiteres Frankfurter Unternehmen. Ende 2007 nahm der Exzellenzcluster »Die Herausbildung normativer Ordnungen« oder kurz »Normative Orders« die Arbeit auf. Dessen Hauptinitiatoren

**7** Der Sozialphilosoph Axel Honneth hat Horkheimers Doppelrolle wieder eingenommen: Er ist sowohl Professor an der Goethe-Universität als auch Direktor des Instituts für Sozialforschung. Er hat die sozialen Paradoxien im gegenwärtigen Kapitalismus zum zentralen Forschungsthema des Instituts gemacht.

**8** Wie Jürgen Habermas wurde auch der politische Philosoph Rainer Forst mit dem Leibniz-Preis der Deutschen Forschungsgemeinschaft ausgezeichnet. Gemeinsam mit dem Rechtsphilosophen Klaus Günther ist Forst Sprecher des international hoch angesehenen Exzellenzclusters »Die Herausbildung normativer Ordnungen«.



*„Ich bin bei den Freunden,  
weil mein Institut ohne die  
Ausbildung hervorragender  
Neurowissenschaftler durch  
die Goethe-Universität  
und das FIAS seine Aufgabe  
nicht erfüllen könnte.“*

PROF. DR. DR. H. C. MULT. WOLF SINGER  
DIREKTOR AM MAX-PLANCK-INSTITUT FÜR HIRNFORSCHUNG

# Machen Sie mit! Werden Sie ein Freund der Goethe-Universität!

Name, Vorname \_\_\_\_\_

Straße \_\_\_\_\_

PLZ, Ort, Staat \_\_\_\_\_

Die folgenden Angaben helfen, unsere Angebote auf Ihre Interessen abzustimmen.

Wie wurden Sie auf die Freunde aufmerksam? \_\_\_\_\_

Tätigkeitsfeld \_\_\_\_\_

Studium/Ausbildung \_\_\_\_\_

Studium an der Goethe-Universität  Ja  Nein

Ich bin Mitglied der Alumnivereinigung des Fachbereichs \_\_\_\_\_

Telefon \_\_\_\_\_ Telefax \_\_\_\_\_

E-Mail \_\_\_\_\_ Geburtsdatum \_\_\_\_\_

## BEITRITTSERKLÄRUNG

Ich möchte Mitglied werden und die Vereinigung von Freunden und Förderern der Goethe-Universität Frankfurt am Main e.V. unterstützen

- als **Freund:** Jahresbeitrag ab 70 Euro \_\_\_\_\_
- als **Förderer:** Jahresbeitrag ab 200 Euro \_\_\_\_\_
- als **Donator:** Jahresbeitrag ab 500 Euro \_\_\_\_\_
- als **Firmenmitglied:** Jahresbeitrag ab 500 Euro \_\_\_\_\_

## EINZUGSERMÄCHTIGUNG

Bitte buchen Sie den Jahresbeitrag von meinem Konto ab.

Name \_\_\_\_\_

IBAN \_\_\_\_\_

BIC/SWIFT-Code \_\_\_\_\_ Bankinstitut \_\_\_\_\_

Datum, Unterschrift \_\_\_\_\_

Bitte senden Sie den ausgefüllten Coupon an folgende Adresse:

**Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität  
Frankfurt am Main e.V. Postfach 11 19 32, D-60054 Frankfurt am Main**

Die Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e.V. ist als gemeinnütziger Verein anerkannt. Spenden und Mitgliedsbeiträge sind steuerlich in vollem Umfang absetzbar.

Mit meiner Unterschrift stimme ich der Speicherung meiner Angaben in einer nur zu Vereinszwecken geführten computergestützten Datei zu.

**Bankverbindung:** Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e.V., Deutsche Bank AG,

IBAN DE76500700100700080500, BIC/SWIFT-Code DEUTDE33HAN30

und Sprecher – Rainer Forst und Klaus Günther, Professor für Rechtstheorie, Strafrecht und Strafprozessrecht – gehörten zu Habermas' rechtstheoretischer Arbeitsgemeinschaft. Beide sehen in dem Forschungsprojekt »Normative Orders« eine politisch-organisatorisch konkretisierte Fortführung der Habermas'schen Diskurstheorie. »Die einzige idealistische Versuchung, der nachzugeben wir uns erlauben«, so Forst und Günther, die auch die Rolle philosophischer Koordinatoren innehaben, »besteht in der zu überprüfenden Vermutung, dass auch noch so einseitige und parteiliche normative Ansprüche gleichzeitig von einem Verlangen nach Rechtfertigung getragen sind, das auf Prozeduren einer wie schwach auch immer begründeten rationalen Überzeugungsbildung unter Gleichen zielt.« (Forschung Frankfurt 2/2009, S. 25). Während es in Honneths *Recht der Freiheit* darum geht, aus der gesellschaftlichen Wirklichkeit die Institutionen oder Praktiken herauszudestillieren, die für die Verwirklichung eines sozialen Freiheitsverständnisses geeignet scheinen, geht es bei »Normative Orders« um die konfliktreichen Prozesse der Herausbildung und Veränderung normativer Ordnungen im Kontext der Globalisierung.

Dabei sind im Hintergrund aus der Alltagssprache vertraute Schlüsselbegriffe wie »gerechte Weltordnung« oder »globale Gerechtigkeit« wirksam, die eine Vielfalt von Erwartungen und Forderungen bündeln. Theoretische Begriffe wie »Normativität« und »normative Ordnung«, »Rechtfertigungsnarrativ« und »Recht auf Rechtfertigung«, Formulierungen wie »Rechtfertigung der Macht« und »Macht der Rechtfertigung« oder »normative Kraft des Faktischen« und »faktische Kraft des Normativen« dienen als orientierende Kategorien und Perspektiven bei den mehr als 30 Forschungsprojekten der ersten fünfjährigen Förderperiode und den knapp 30 der zweiten. Ungefähr 200 beträgt die Zahl der langfristig oder zeitweise beteiligten Professoren und Mitarbeiter aus einem breiten Spektrum von Disziplinen, das von Philosophie und Rechtswissenschaft bis zu Ökonomie und Ethnologie reicht. Mehr als ein Dutzend Bände einer eigenen Buchreihe »Normative Orders« sind seit 2011 erschienen. Sie versammeln Beiträge zu Themen wie Menschenrechte und Volkssouveränität in Europa, Moral und Sanktion, Rechtfertigungsnarrative. Zur Begründung normativer Ordnungen durch Erzählungen oder Effektiv oder gerecht? Die normativen Grundlagen von Entwicklungspolitik.

Zweifellos handelt es sich um ein, wie es im November 2008 im UniReport hieß, »international konkurrenzfähiges geistes- und sozialwissenschaftliches Großunternehmen«. Gleichzeitig kann man in diesem kollektiven und interdisziplinären

Projekt ein Unternehmen sehen, das eine »Frankfurter Tradition« fortsetzt, zu der auch die Studien über *Autorität und Familie* (1936) gehören, ein über 1000 Seiten umfassender Band mit den disparaten Beiträgen von mehr als zwei Dutzend Mitarbeitern, und ebenso die *Studies in Prejudice* (1949/1950) mit ihren fünf Bänden höchst disparater Art zu Potenzial und Funktion des Antisemitismus. Diese Projekte zeugen allerdings auch von den Problemen, die sich bei groß angelegten arbeitsteiligen Untersuchungen ergeben. Dazu gehört, dass bei einer größeren Zahl von Beteiligten Problembewusstsein und theoretische Perspektive selten übereinstimmen und disziplinäre Grenzen und thematische Festlegungen selten ein fortlaufendes wechselseitiges Klüger-Machen zulassen.

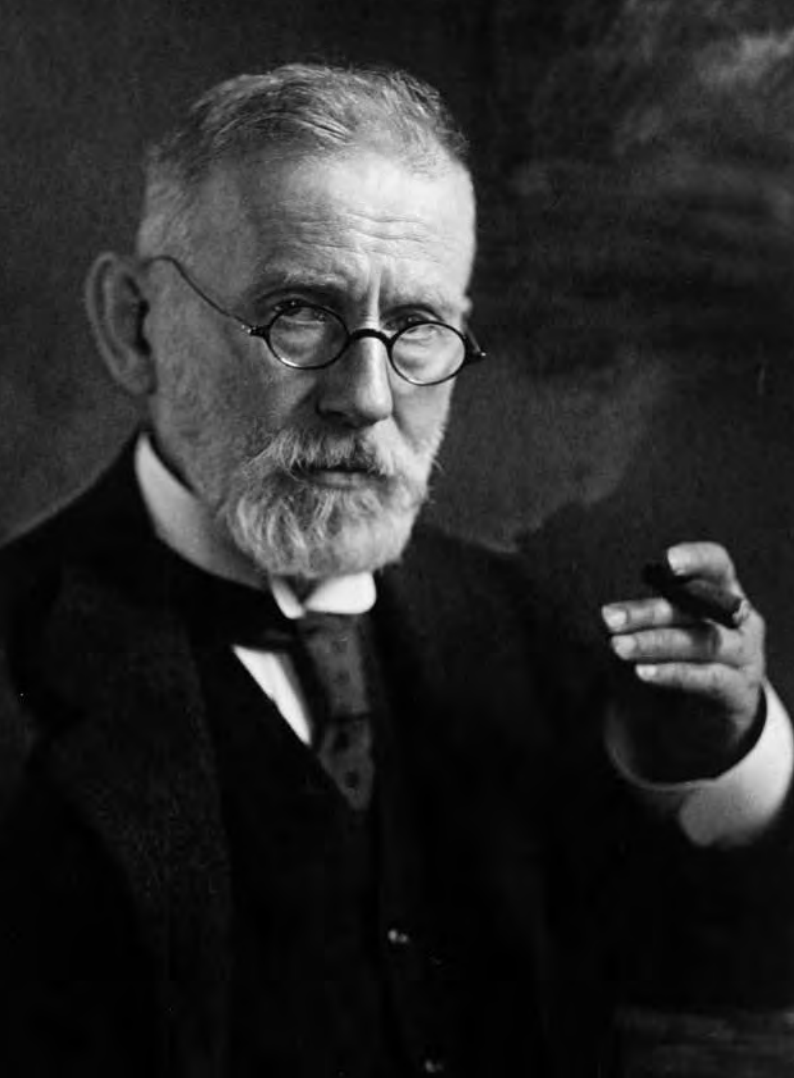
So betrachtet man dV\_ Exzellenzcluster »Normative Orders«, zu dessen Verbund auch das Institut für Sozialforschung gehört, am besten als ein Experiment, das zeigt, was Horkheimers und Adornos Urenkel vermögen, wenn es darum geht, im Zeitalter der Globalisierung kritische Zeitdiagnose zu betreiben. Zu den Projekten der zweiten Förderphase gehört auch eines über »Nachhaltige Entwicklung, Global Governance und Gerechtigkeit«. Dabei soll es unter anderem auch um die Relevanz von Geo-Engineering für die Klimapolitik gehen. Vielleicht wird so sogar noch der Bogen zu jenem Thema geschlagen, das durch das Paradigma der Kommunikation verdrängt wurde und dessen Aktualität die Autoren der *Dialektik der Aufklärung* so früh erkannten: Wir sind ein Teil der Natur – und haben es noch nicht zu einer normativen Ordnung gebracht, die uns zu einem nachhaltigen Umgang mit ihr befähigt. ●



### Dr. Rolf Wiggershaus

Dr. Rolf Wiggershaus, 69, ist ein hervorragender Kenner der Geschichte und der Theorie der »Frankfurter Schule« und ihres Umkreises; er hat zu diesem Themenkomplex zahlreiche Bücher und Aufsätze veröffentlicht. Wiggershaus, der Philosophie, Soziologie und Germanistik in Tübingen und Frankfurt studiert hat, ist seit den 1970er Jahren als Buch- und Funkautor sowie als Dozent tätig. Neben der »Frankfurter Schule« und der »Kritischen Theorie« gilt sein besonderes Interesse dem Verhältnis von Natur und Gesellschaft.

[wiggersh.r@t-online.de](mailto:wiggersh.r@t-online.de)



# Wissenschaftliche Schulen damals und heute

Was der Mediziner Paul Ehrlich und der Physiker Horst Schmidt-Böcking  
gemeinsam haben

*von Heike Jünger*

Manche Wissenschaftler haben die Gabe, andere zu inspirieren. Sie ziehen talentierte junge Menschen an, sind gut vernetzt und bringen wiederum erfolgreiche Forscher hervor. Heike Jüngst spürt dem Erfolgsrezept der Begründer wissenschaftlicher Schulen an einem historischen und einem zeitgenössischen Beispiel nach.

**M**it Blick auf Frankfurts Skyline vor seinem Bürofenster sieht Reinhard Dörner jeden Tag aufs Neue bestätigt: Er hat einen privilegierten Arbeitsplatz. Reinhard Dörner ist Quantenphysiker, und er ist glücklich, eben nicht dort drüben in den Bankentürmen der Finanzmetropole zu arbeiten. Keine Profite generieren zu müssen, keinen wirtschaftlichen Zwängen zu unterliegen.

Der Physikprofessor schätzt das Klima der Freiheit von Forschung und Lehre. Er schwärmt von den Möglichkeiten seines Instituts auf dem Campus Riedberg der Goethe-Universität. Dem Neubau, von dem er in der Cafeteria sitzend ins Labor schauen kann. Fragen stellen zu dürfen und dafür bezahlt zu werden. Man merkt dem Mann an, er ist Wissenschaftler aus Überzeugung: »Zu Beginn der Menschheitsgeschichte war es überlebensnotwendig, die Natur wenigstens teilweise beherrschen zu können. Über die Jahrtausende entstand daraus eines der fantastischsten Projekte der Menschheitsgeschichte, eines, das wir niemals abschließen werden: die Natur zu verstehen«, sagt der 52-Jährige. »Daran mitarbeiten zu können, ist ein wunderbares Privileg.«

Reinhard Dörner ist überzeugt: »Sie können die Quantenmechanik nur durch Fragen erklären.« Wissen könne da manchmal sogar hinderlich sein. Er folgt mit diesem Denkkonzept der Schule seines Vorgängers Horst Schmidt-Böcking, einem der renommiertesten Quantenphysiker weltweit. Schmidt-Böcking ist Dörners akademischer Ziehvater. Dieser habe ihn schon früh auf wichtige Fragen gestoßen.

### Das Unsichtbare sichtbar machen

»Sie müssen dumme Querdenkerfragen stellen und Sie müssen eine Idee haben, wenn sie eine wissenschaftliche Schule etablieren wollen«, sagt

Horst Schmidt-Böcking mit einem verschmitzten Lächeln. Also eine Idee davon, welche Fragen neue Antworten in der großen weiten Welt der Quantenmechanik bringen. Und: »Sie müssen tiefer bohren als noch vor 100 Jahren.« Der inzwischen emeritierte Professor spricht aus langjähriger Erfahrung. Die grundlegenden Erkenntnisse seien schließlich gewonnen, die großen Fortschritte gemacht worden in der Welt der Quanten. Max Planck, Otto Stern, Niels Bohr. Aber es gebe nach wie vor noch viel zu entdecken und zu beweisen. Man glaubt es Schmidt-Böcking sofort. In seinen Augen blitzen Entdeckergeist und Tatendrang. Nach wie vor.

Er selbst entwickelte Anfang der 1980er Jahre ein Messverfahren für die Forscher der Quantenphysikszene: das COLTRIMS-Detektionssystem. Eine Art Mikroskop, das detaillierte Einblicke in das Innenleben von Atomen und Molekülen erlaubt. Mithilfe der COLTRIMS-Methode lassen sich Reaktionen in Atomen und Molekülen dreidimensional verfolgen. Unsichtbares wird mit dem COLTRIMS-Mikroskop sichtbar.

»Physiker sind wie Kinder. Sie wollen spielen«, grinst Schmidt-Böcking. »Wir versuchen, etwas zu messen und geben den Grad der Wahrheit an.« Im Falle des COLTRIMS-Detektionssystems ist der Grad der Wahrheit ein bis dato unerreicht hoher, so präzise arbeitet es. Schmidt-Böcking erhielt dafür als erster Nicht-Amerikaner den renommierten Davisson-Germer-Preis der American Physical Society. Nach dem Nobelpreis ist das die wichtigste Auszeichnung auf dem Gebiet der Physik.

Schmidt-Böcking schuf mit dem COLTRIMS-Detektionssystem das Handwerkszeug für viele neue Erkenntnisse in der Quantenphysik. Im Nebeneffekt legte er damit auch den Grundstein für eine wissenschaftliche Schule. Gezielt hinarbeiten könne man weder auf den Erfolg noch

**1** Der Arzt und Immunologe Paul Ehrlich und der Physiker Horst Schmidt-Böcking.



## 2 Historisches Labor Paul Ehrlichs im Georg-Speyer-Haus.

auf die Gründung einer Schule, sagt er retrospektiv. Aber man müsse immer ein bisschen besser sein als andere. »Sie müssen schon im schnelleren Bob sitzen.«

Unsichtbares sichtbar machen. Das wollte auch Paul Ehrlich, erzählt sein Biograf Axel Hüntelmann. Da unterschieden sich der Quantenphysiker der Gegenwart und der berühmte Mediziner aus dem 19. Jahrhundert nicht. Farbe macht Unsichtbares sichtbar. Das war Paul Ehrlichs Methode.

Den Mediziner Ehrlich interessierte vor allem das Innenleben von Blut. Zellen. Eindringlinge wie Bakterien und Viren. Die Gesetzmäßigkeiten des Immunsystems. Mit diagnostischen Färbemethoden für Blutzellen und Mikroorganismen wollte Paul Ehrlich mehr erfahren über deren Struktur, die Prozesse der Immunabwehr verstehen. So fand er heraus, wie Antikörper arbeiten. Paul Ehrlich erhielt 1908 für seine immunologischen Arbeiten den Nobelpreis für Medizin.

### **Eine wissenschaftliche Schule zu gründen, darauf habe es Paul Ehrlich nie angelegt.**

Auch Ehrlich »spielte« lieber, lacht Axel Hüntelmann. Schon als junger Student in den 1870er Jahren färbte Ehrlich in aufwendigen Versuchsräumen Gewebe, zunächst von Tieren.

Ehrlich habe gestohlenen Tauben Farbe ins Gehirn injiziert, worauf sich die Köpfe blau gefärbt haben sollen, gibt der Wissenschaftshistoriker Hüntelmann zum Besten. Von einem solchen Experiment habe Ehrlichs Schwester Anna Knoche später berichtet. Es gebe zahlrei-

che solcher Anekdoten. Überliefert sei auch der Running Gag »Ehrlich färbt am längsten«, mit dem ihn seine Kommilitonen aufzogen. Man merkt Axel Hüntelmann an: Er mag den Protagonisten seiner Forscherbiografie.

Ehrlichs Leben und Arbeiten war geprägt durch hohes Engagement. Persönlich, finanziell, ideell. Ihm fehlten die Strukturen einer Universität. Er arbeitete in Instituten. Zunächst in Berlin. Später in Frankfurt am Main, dem Georg-Speyer-Haus, einem chemotherapeutischen Institut. Den Ruf zum ersten Präsidenten der 1914 gegründeten Goethe-Universität lehnte er ab.

Trotz fehlendem Lehrstuhl wirkten auch Ehrlichs Forschungsergebnisse Schulen bildend, sagt Hüntelmann, vor allem in der Immunologie und der Chemotherapie. Ehrlichs Wissen darum, wie bakterielle Giftstoffe und die vom Körper gebildeten Gegengifte sich neutralisieren können, ermöglichte es ihm, das Diphtherieserum und eine Arznei gegen Syphilis, das Salvarsan, zu entwickeln. Diese Erfindung war spektakulär. Bahnbrechend und wegweisend. Bis in die Gegenwart.

### **Forschung braucht konsequentes Management**

Geduld, Geschick, Geld und Glück – vier Gs benötige es für wissenschaftlichen Erfolg, zitiert Axel Hüntelmann Paul Ehrlich und übersetzt: Methoden systematisieren, Netzwerke bilden und pflegen, Gelder einwerben, Resultate interpretieren und veröffentlichen, Mitarbeiter motivieren – das sind die Säulen einer wissenschaftlichen Schule. Daran hat sich bis heute nichts geändert.



In der Wissenschaftsgeschichte spricht man von Schulen, wenn Wissenschaftler der Denktradition eines wegweisenden Vorgängers folgen oder wenn Wissenschaftler ähnlicher Orientierung zusammenarbeiten. Für den Physiker Reinhard Dörner ist Forschung eine Haltung. Lifestyle. Eine Einstellung auch zum Leben. Ein Grenzgang zwischen Physik und Philosophie. Und Teamarbeit. »Diese Art von Physik lebt nicht von einer Person, die auf eine bestimmte Art denkt. Sie lebt von dem Team, von der Gemeinschaft, die gemeinsam gute Ideen hat und umsetzt«, sagt Dörner. Geistige Wahlverwandtschaften. Das schweißt zusammen. Und macht erfolgreich. Erst vergangenes Jahr wurde Reinhard Dörner von der Universität Frankfurt zum »Wissenschaftler des Jahres« gewählt.

Eine Ehrung, die vor allem seinem 40-köpfigen Team gebührt, sagt er. Reinhard Dörner ist ein leiser, bedachter, ein bescheidener Mann. Warum er so erfolgreich ist? Dörner antwortet nicht sofort. Lehnt sich zurück, überlegt. »Man ist da so reingewachsen mit den Jahren«, sagt er achselzuckend. Mit Horst Schmidt-Böcking habe er einen wissenschaftlichen Ziehvater gehabt am Frankfurter Institut für Kernphysik, der ihm heute noch ein Vorbild sei. Auch in Sachen Mitarbeiterführung. Menschlichkeit und Respekt sorgen für Vertrauen.

»Ohne die richtigen Mitarbeiter könnte es nie eine wissenschaftliche Schule und eine wissenschaftliche Idee geben«, sagt auch Schmidt-Böcking. »Sie müssen diese Leute finden, und Sie müssen sie motivieren können.« Vertrauen im Team ist das Kapital des Instituts. »Wir kön-

nen uns in einem akademischen Umfeld erlauben, menschliche Umgangsformen zu pflegen. So wie in einem Freundeskreis. Anders als in der freien Wirtschaft.« Reinhard Dörner legt Wert auf diese Feststellung. Der freundschaftliche, familiäre Umgang miteinander ist Voraussetzung für die Arbeit in der Welt der Quanten, die jeglicher Alltagserfahrung widerspricht, in der nichts sicher und alles möglich ist.

Als Außenstehende ist man überrascht von der heiteren Atmosphäre bei den Quantenphysikern auf dem Riedberg. Eine entspannte Leichtigkeit liegt in der Luft.

Der inzwischen 75-jährige Horst Schmidt-Böcking kommt immer noch mehrmals die Woche in sein Büro auf dem Riedberg. Die Mitarbeiter seines Nachfolgers Reinhard Dörner lassen ihn teilhaben an ihren Arbeiten, fragen ihn um Rat. Nach wie vor. Als wissenschaftlicher Ideengeber ist Horst Schmidt-Böcking ebenso geschätzt wie als warmherziger Menschenfreund beliebt. Sein Geheimnis? Schmidt-Böcking antwortet wie ein besonnener Vater: »Sie müssen die jungen Leute machen lassen. Das Benzin in den Tank füllen, damit sie losfahren können. Und auffangen, wenn mal was schiefgegangen ist.«

Der Mann hat eine bildreiche Sprache. Seine Vorlesungen seien immer ein großes Vergnügen gewesen, erinnert sich Reinhard Dörner schmunzelnd. Schule ist immer nur so gut wie ihre Schulleitung. Da hilft es auch, ein Sympathieträger zu sein.

Die große Gabe, abstrakte Theorien bildreich zu erklären, besaß auch Paul Ehrlich. Hatte er

**3** Reinhard Dörner mit seiner Arbeitsgruppe in der Beschleunigerhalle des Instituts für Physik.

# Raum...



Campus Westend

beeindruckend



Campus Bockenheimer

traditionell



Campus Riedberg

modern

## ... für Ihre Veranstaltung

**Sie suchen Veranstaltungsräume,  
die Ihnen etwas anderes als  
Hotels, Kongress-Center und  
Tagungszentren bieten?**

Dann sind Sie bei uns richtig! Die Johann Wolfgang Goethe-Universität bietet Ihnen für jede Art von Veranstaltung die passenden Räumlichkeiten.

An den drei Frankfurter Standorten Westend, Bockenheimer und Riedberg stehen Ihnen Konferenz- und Seminarräume, Festsäle, die Eisenhower-Rotunde, Hörsäle und die historische Aula mit moderner technischer Einrichtung zu Verfügung. Überzeugen Sie sich selbst von den vielen Möglichkeiten!

Fordern Sie gleich unser Informationsmaterial an oder besuchen Sie uns auf unserer Website unter [www.campuslocation-frankfurt.de](http://www.campuslocation-frankfurt.de). Wir freuen uns auf Ihre Anfrage und stehen für weitere Auskünfte gerne zur Verfügung!

Räume – so individuell wie Ihre Veranstaltung.



eine Idee, erzählte er sie immer zuerst seiner Frau und den beiden Töchtern. Wissenschaftliche Laien. Menschliche Lackmusstreifen für die Plausibilität seiner Theorien, berichtet Axel Hüntelmann. Und ähnlich wie heute Schmidt-Böcking verstand es auch Paul Ehrlich, mit einem einnehmenden, freundlichen Wesen seine Mitarbeiter zu motivieren, wenn sie bei den langen Versuchsreihen die Geduld verloren. Für solche Lehrer geben Schüler ihr Bestes.

### Klappern gehört zum Handwerk

Geradezu ein Meister war Paul Ehrlich in Sachen Öffentlichkeitsarbeit. Unermüdlich warb er für seine Ideen, verschickte Sonderdrucke an Wissenschaftler weltweit ebenso wie an potenzielle Geldgeber. Ehrlich hielt sich damit im Gespräch, verschaffte seinen Arbeiten auf diese Weise Legitimität und Akzeptanz. Und er behielt die Deutungshoheit darüber. Für seine Zeit war Ehrlich aus heutiger Sicht ein großartiger Netzwerker, sagt Biograf Hüntelmann. Die vielen ausländischen Gastforscher an Ehrlichs Frankfurter Institut taten ein Übriges, Ehrlichs Konzepte weiterzubreiten. Wissenschaftliche Schulen brauchen Dialog, die Idee Verbreitung.

Es sind die Veröffentlichungen und Patente, die am Ende zählen. Damals wie heute. Sie sind die Währungen, nach denen gerechnet wird in den Naturwissenschaften. Vor allem auf internationalen Konferenzen. Horst Schmidt-Böcking und sein Team gingen mit ihren Erkenntnissen noch einen Schritt weiter. Als sie das Potenzial ihrer COLTRIMS-Untersuchungsmethode erkannten, erzählt Schmidt-Böcking mit nachdenklichem Blick, da diskutierten sie lange miteinander. Was nun? Wie soll man mit dieser Erfindung umgehen? Im eigenen Institut als Wettbewerbsvorteil nutzen? Weltweit veröffentlichen? Oder das COLTRIMS-Mikroskop in Serie bauen und auch anderen Laboren zur Verfügung stellen? Man entschied sich für Letzteres: »Wir wollten viele an dieser Idee teilhaben lassen. So entsteht Schule«, sagt Schmidt-Böcking nicht ohne Stolz. Heute zählen COLTRIMS-Apparaturen zur Standardausrüstung von mehr als 100 Forschungslaboren in aller Welt.

### Ideen müssen passen

Schulenburg habe vor allem etwas mit Spezialisierung zu tun, mit Ausdifferenzierung, erklärt Wissenschaftshistoriker Hüntelmann. Und er ist überzeugt: »Man muss nicht genial sein, um wissenschaftlichen Erfolg zu haben. Der wissenschaftliche Erfolg ist immer auch abhängig von den soziokulturellen Begebenheiten.«

Wissenschaftler sind immer auch Kinder ihrer Zeit, und Forschungsergebnisse machen

nur dann Schule, wenn sie auch eine gesellschaftliche Relevanz haben. Paul Ehrlich etwa hätte 20 Jahre früher mit seinen Arbeiten wenig Chancen gehabt. Er experimentierte zu einer Zeit, in der Wissenschaft noch in den Kinderschuhen steckte und Empirie mehr zählte als theoretische Gedankengebäude, denen im Experiment erst nachgegangen werden musste. Doch für die damals großen Krankheiten Diphtherie und Syphilis brauchte es eine Lösung. Vor diesem Hintergrund waren Ehrlichs Medikamente eine Verheißung. Für die Gesellschaft und den Staat.

Auch die Erfindung des COLTRIMS-Detektionssystems folgt durchaus einer zeitgeschichtlichen Logik. Anfang der 1980er Jahre des vergangenen Jahrhunderts verlor die Atomenergie in Deutschland rasant ihr Image als die Technologie der Zukunft. Kernphysik wollte kaum noch jemand studieren. Horst Schmidt-Böcking erzählt, wie sehr er selbst geschockt ist von den Reaktorunfällen in Tschernobyl, in Fukushima. Sein Blick zeigt noch immer eine gewisse Fassungslosigkeit. Er wandte sich völlig gegen die Kernenergie. Da passte es perfekt in die Zeit, ein Beobachtungsinstrument wie COLTRIMS entwickelt zu haben. LED, Transistor, Laser, Maser, Elektronenmikroskop, Kernspinresonanz – bei allen diesen Geräten spielen quantenphysikalische Effekte eine zentrale Rolle. »Ohne uns gäbe es die moderne Medizin nicht«, sagt Horst Schmidt-Böcking selbstbewusst. Als Wissenschaftler interessierten sich Physiker immer für die Lösung von Problemen. Lösungen, die den Menschen dienen. Lösungen, die Schule machen. ●



### Heike Jüngst

Heike Jüngst, geboren 1963, studierte Erziehungswissenschaften und Psychologie in Berlin und arbeitet als Journalistin unter anderem für die Deutsche Welle. Sie lebt in Frankfurt am Main.

[hjuengst@web.de](mailto:hjuengst@web.de)

[www.heike-juengst.de](http://www.heike-juengst.de)



# Gelebte Grenzüberschreitungen

Interdisziplinarität und Transdisziplinarität: Wie können sie gelingen?

*von Beate Meichsner*

**Inter- und Transdisziplinarität sind ein Versuch, das Spezialwissen verschiedener Disziplinen miteinander zu verbinden, um die komplexen Fragestellungen unserer Zeit beantworten zu können. Beate Meichsner hat im Gespräch mit Wissenschaftlern unterschiedlichster Disziplinen Chancen und Grenzen, Möglichkeiten und Stolpersteine interdisziplinärer und transdisziplinärer Forschung eruiert.**

**T**ransdisziplinarität und Interdisziplinarität sind Begriffe, die nahezu jeder Wissenschaftler jeglicher Disziplin schon einmal verwendet hat. Man glaubt, ihre Bedeutung zu kennen, doch wird sie bei näherer Betrachtung unscharf. Deshalb zuerst der Versuch einer Begriffsklärung gefolgt von Beispielen praktischer Umsetzung an der Goethe-Universität.

Fragt man in wissenschaftlichen Kreisen, wie wohl die in zahlreichen Forschungsanträgen, Publikationen oder Vorträgen benutzten Begriffe »Interdisziplinarität« und »Transdisziplinarität« eigentlich definiert sind, bekommt man oftmals folgende Antwort: Interdisziplinarität sei die Zusammenarbeit verschiedener, aber noch nah verwandter Disziplinen wie zum Beispiel innerhalb der Naturwissenschaften. Bei Transdisziplinarität handele es sich dagegen um die forschende Zusammenarbeit weit jenseits der eigenen Disziplingrenzen – also zum Beispiel gemeinsame Forschung von Natur- und Geisteswissenschaftlern. Beides ist – wie so manches – nicht ganz falsch, aber es ist auch nicht ganz richtig.

Genauer gesagt beschreibt Interdisziplinarität die innerwissenschaftliche Zusammenarbeit verschiedener Disziplinen. Dabei wird das Wissen aus verschiedenen Fachbereichen, etwa aus der Biochemie und der Politikwissenschaft, zur Lösungsfindung einer wissenschaftlichen Fragestellung genutzt. Transdisziplinarität geht darüber hinaus und verbindet wissenschaftliches und praktisches Wissen miteinander. Oder anders ausgedrückt: Transdisziplinäre Forschung geht nicht ausschließlich von wissenschaftlichen Fragestellungen aus, sondern von gesellschaftlichen Problemen, etwa der Klimaerwärmung, und bindet bei ihrer Forschung auch das Wissen gesellschaftlicher Gruppen ein. Im Falle der Klimaerwärmung beispielsweise das Wissen von

Landwirten. Transdisziplinäre Projekte überschreiten also ebenso wie interdisziplinäre Projekte die Disziplingrenzen. Zusätzlich binden diese Projekte aber auch die gesellschaftliche und politische Perspektive bei der Lösung von Problemen ein.

### **Zwei Kulturen – Zusammenarbeit möglich**

Interdisziplinarität ist mit großer Wahrscheinlichkeit eine Reaktion auf die fortschreitende Spezialisierung und Differenzierung der zeitgenössischen Wissensgesellschaft. Denn insbesondere seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts hat die immer stärkere Spezialisierung und Verselbstständigung in den Wissenschaften den ganzheitlichen Blick auf größere Zusammenhänge erschwert. Oft war eine Entfremdung der Einzelwissenschaften die Folge. Im Jahr 1959 konstatierte der englische Physiker und Literat C. P. Snow sogar die Existenz von zwei Wissenschaftskulturen: die geisteswissenschaftlich-literarische Kultur einerseits und die naturwissenschaftlich-technische Kultur andererseits. Aus Snows Sicht war die Kluft so groß, dass er eine Verständigung zwischen diesen beiden Denkwelten nicht mehr für möglich hielt. Die Angehörigen der zwei Kulturen könnten nicht miteinander sprechen. Eine Aussage, die jeglicher inter- oder gar transdisziplinärer Forschung widersprechen würde.

Gerade von der modernen Forschung erwartet man zunehmend inter- und transdisziplinäre Perspektiven und eine angemessene Vermittelbarkeit der gewonnenen Erkenntnisse. Naturwissenschaftler werden mit gesellschaftspolitischen und ethischen Fragestellungen konfrontiert, und Sozial- und Wirtschaftswissenschaftler müssen in der Lage sein, naturwissenschaftliche Ergebnisse einzuschätzen und umzusetzen. Globale Probleme wie HIV/AIDS,

die Überalterung der Bevölkerung oder der Klimawandel stellen Wissenschaftler aus den verschiedensten Bereichen vor große Herausforderungen. Fächerübergreifende und transdisziplinäre Ansätze und Methoden haben deshalb zu Beginn des 21. Jahrhunderts eine entscheidende Bedeutung.

Aber während früher Interdisziplinarität durchaus etwas Besonderes war, lassen sich heute eine Verwässerung des Begriffs und eine Anwendung auf unzählige verschiedene Forschungs- und Gesellschaftsbereiche feststellen.

### Sprachprobleme sind lösbar

Unter welchen Bedingungen funktioniert Inter- und/oder Transdisziplinarität? Ist es tatsächlich so, dass die gemeinsame Forschung umso reibungsloser funktioniert, je verwandter die beteiligten Fächer sind? »Egal wie nah oder wie weit die Disziplinen voneinander entfernt sind, um sinnvoll arbeiten zu können, ist es notwendig, einen Teil der Sprache der anderen zu lernen«, betont Prof. Jochen Triesch vom Frankfurt Institute for Advanced Studies (FIAS), einem von der Goethe-Universität gegründeten »think tank« für interdisziplinäre theoretische Forschung in den Naturwissenschaften. Der Physiker befasst sich unter anderem mit Computational Neuroscience und forscht im Rahmen des Interdisziplinären Zentrums für Neurowissenschaften Frankfurt (IZNF) auch über die visuelle Wahrnehmung. Dabei hat Triesch Methoden entwickelt, mit denen sich die Augenbewegungen verfolgen und messen lassen, um damit zum Beispiel ein Computerprogramm zu steuern.

»In einem gemeinsamen interdisziplinären Projekt mit der Psychologin Prof. Monika Knopf von der Abteilung für Entwicklungspsychologie der Goethe-Universität haben wir an sechs bis acht

Monate alten Säuglingen erforscht, ob und wie sie lernen, die Konsequenzen des eigenen Handelns vorausszusehen«, berichtet Jochen Triesch. Die Säuglinge betrachten einen Computerbildschirm und können durch das Blicken auf einen »Schalter« das Erscheinen von Tierbildern verursachen. Gemeinsam konnten die Forscher zeigen, dass die Säuglinge sehr rasch lernen, das von ihnen verursachte Erscheinen der Tierbilder vorherzusehen. Bei einer solchen Zusammenarbeit geht es beiden beteiligten Parteien um das Thema »Lernen und Gedächtnis« – allerdings von ganz verschiedenen Ansatzpunkten aus. Dennoch oder gerade deshalb strahlen die Ergebnisse in die eigene Forschung zurück.

### Forschung an den Grenzflächen zu Nachbardisziplinen

Interdisziplinäre Forschung reizt Triesch vor allem deshalb, weil sie an den Grenzen der eigenen Disziplin passiert und sich diese Grenzen dadurch immer wieder verändern. »An diesen Grenzflächen gibt es viele Anknüpfungspunkte zu Nachbardisziplinen – und sehr viele potenziell interessante Forschungsfragen«, davon ist der Neurowissenschaftler überzeugt. »Und die Zusammenarbeit funktioniert wirklich hervorragend«, betont er, »auch über alle Sprachgrenzen hinweg – wenn man bereit ist, »Vokabeln« zu lernen, um Begriffe der anderen Disziplin auch wirklich zu begreifen. Wenn man seine eigene Forschung einem fachfremden Wissenschaftler verständlich machen kann, wie etwa in unseren Doktorandenseminaren am FIAS, dann kann man das auch gegenüber der Öffentlichkeit.«

### Funktionierendes System unter einem Dach

Dass Interdisziplinarität und Transdisziplinarität besser funktionieren, wenn die beteiligten Wissenschaftler mehr oder weniger unter einem Dach arbeiten, davon sind auch die Biologin Prof. Katrin Böhning-Gaese, Direktorin des Frankfurter Biodiversität und Klima Forschungszentrums (BiK-F), und der Soziologe Dr. Thomas Jahn, Mitglied des BiK-F Leitungsgremiums und Sprecher der Leitung des ISOE – Institut für sozial-ökologische Forschung – überzeugt. Nicht zuletzt deshalb wurden am Zentrum übergreifende Arbeitsgruppen eingerichtet, die sich regelmäßig treffen, sogar zu einem informellen gemeinsamen Frühstück. Zudem ist das ISOE auch nur einen Steinwurf vom BiK-F entfernt. »Bei den Studierenden sind jedenfalls interdisziplinäre Ansätze durchaus gefragt«, betont Böhning-Gaese – allerdings dürften sie aus Sicht der Studierenden bei dem stark verschulerten Studium keine Zusatzbelastung darstellen.

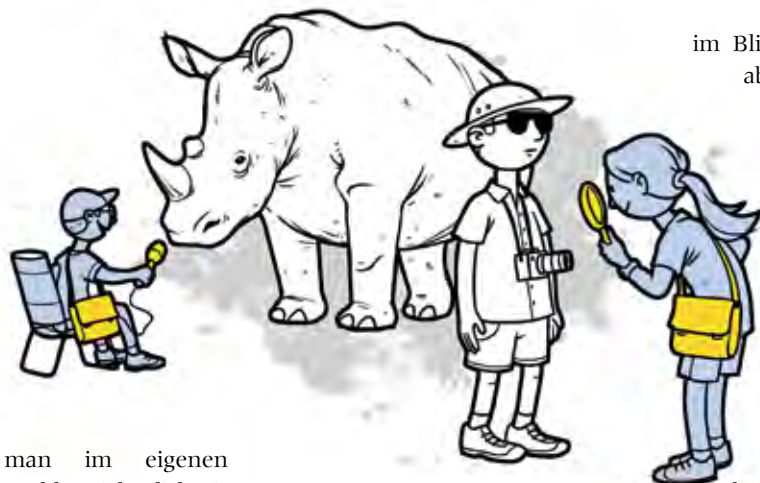
»Bei unseren interdisziplinären Forschungsprojekten kann es schon mal vorkommen, dass Diskussionen dreimal so lang dauern, als wenn



### Dr. Beate Meichsner

Dr. Beate Meichsner, 58, studierte Chemie an den Universitäten in Köln und München. Nach Tätigkeiten in der chemischen Industrie und beim Fonds der Chemischen Industrie arbeitet sie seit 1999 als freie Wissenschaftsjournalistin für verschiedene Zeitschriften, Unternehmen, Organisationen sowie wissenschaftliche Einrichtungen.

[beate.meichsner@t-online.de](mailto:beate.meichsner@t-online.de)



man im eigenen Fachbereich diskutiert«, bemerkt Böhning-Gaese mit der notwendigen Portion Humor. »Wenn gemeinsame Projekte datengetrieben sind, gestaltet sich die Zusammenarbeit relativ einfach. Schwieriger kann es sein, sich über die angewandten Methoden zu verständigen. So verläuft die Zeitachse, in der Geologen denken, zum Beispiel meist in der Richtung von neu – also heute – nach alt, während es bei den Biologen genau umgekehrt ist.«

### Bereitschaft und Fähigkeit zur Verknüpfung

»Man darf nicht vergessen, dass bei aller projektbezogenen Zusammenarbeit jeder einzelne Wissenschaftler ein Spezialist ist und bleiben muss. Was er oder sie allerdings haben muss, ist die Bereitschaft und die Fähigkeit zur Verknüpfung mit anderen Disziplinen«, betont Jahn. »Die wissenschaftliche Exzellenz und Verantwortung müssen erhalten bleiben, transdisziplinäre Forschung ist ein arbeitsteiliger Prozess. Natürlich sind Doppelqualifikationen von Vorteil – sie müssen dann aber auch wertgeschätzt werden!«

Mögliche Stolpersteine in der Zusammenarbeit, da sind sich beide Wissenschaftler einig, gibt es in drei Punkten: Zunächst einmal hinsichtlich des Verständnisses der jeweils anderen Sprache. Als zweites geht es um die kognitive Problematik, also darum, zu verstehen, was und wie in der jeweils anderen Disziplin gearbeitet wird und wie das unterschiedlich erzeugte Wissen zu einem gemeinsamen Ergebnis integriert werden kann. Und nicht zuletzt muss man sich darüber einigen, wie Qualität gemessen wird. So publizieren Naturwissenschaftler beispielsweise in englischer Sprache in hochrangigen Einzelpublikationen, Geisteswissenschaftler dagegen in deutscher Sprache eher in Form eines Buches oder eines Tagungsbandes.

### Beispiel Biodiversität

Betrachtet man etwa das Beispiel Biodiversität, so werden die Sozialwissenschaftler vor allem die gesellschaftlichen und sozialen Auswirkungen

im Blick haben, die sich aus der abnehmenden Biodiversität ergeben. Die Biologen werden dagegen die Zahl und die Verteilung der Arten und deren Gene erfassen und räumliche Gradienten aufstellen. Gemeinsam können beide Disziplinen dann ein Konzept für ein funktionierendes Ökosystem entwickeln. »Wir haben beispielsweise in Afrika in den Nationalparks nicht nur die Tiere gezählt, sondern auch die Touristen und mit statistischen Methoden getestet, ob die Touristen dort sind, wo es viele Tiere gibt. Auf der anderen Seite haben wir Interviews gemacht und die Touristen gefragt, warum sie nach Afrika reisen, was sie gerne sehen möchten und ob sich ihr Bild von Afrika durch den Besuch verändert hat«, erklärt Böhning-Gaese, »ein für Biologen eher ungewöhnlicher Ansatz, der sich aus unserer interdisziplinären Zusammenarbeit mit dem ISOE ergeben hat.«

### Gemeinsamkeit statt Trennung

Eines wird jedenfalls klar bei der Betrachtung der Beispiele zu interdisziplinärer und transdisziplinärer Forschung: Sie findet in aller Regel im Team statt, und die Beteiligten müssen sich über gemeinsame Ziele und Fragen sowie das Vorgehen zu ihrer Bearbeitung verständigen. Sie müssen zu einer gemeinsamen Problemsicht und Sprache gelangen und eine gemeinsame theoretische Basis entwickeln. So können die unterschiedlichen Sichtweisen integriert werden, und die Forschung wird aus Sicht aller befriedigend. Sie hat dann auch für alle Geltung. Die Ergebnisse müssen zu einem Ganzen zusammengefügt werden, das mehr ist als die reine Addition der Ergebnisse aus den verschiedenen Disziplinen. ●

## EINE GEMEINSAME SPRACHE FINDEN

»Nun müssen diejenigen, welche ihre Gedanken untereinander austauschen wollen, etwas voneinander verstehen; denn wie könnte denn, wenn dies nicht stattfindet, ein gegenseitiger Gedankenaustausch möglich sein? Es muss also jedes Wort bekannt sein und etwas, und zwar eins und nicht mehreres, bezeichnen; hat es mehrere Bedeutungen, so muss man erklären, in welcher von diesen man das Wort gebraucht.«

(Aristoteles (384-322) Metaphysik)

Beispiele für fachspezifisch definierte Wörter sind Festkörper – Prozess – Programm – isolieren – Potenzial – Kiefer – Kopplung – Tiermodell – naiv – Niederschlag. Wenn ein Chemiker von einem Niederschlag redet, ist das nicht dasselbe, als wenn ein Meteorologe das tut. Ähnlich ist es bei einem Tiermodell – ob ein Künstler diesen Ausdruck verwendet oder ein Biologe, macht schon einen großen Unterschied. Und ein Eventmanager versteht unter Programm etwas anderes als ein Softwareentwickler.



# »Der Computer hat die mathematische Forschung verändert«

Mathematiker zweier Generationen über den Wandel ihrer Wissenschaft

*von Anne Hardy*

Die Mathematik ist die einzige Wissenschaft, in der Wissen nicht veraltet. Das hängt damit zusammen, dass sie ein geistiges Konstrukt ist, das zuallererst im Kopf der Mathematiker entsteht. Zwar gibt es heute manche Teilgebiete wie die angewandte Mathematik, die praxisbezogene Probleme unter Aufwendung großer Rechnerleistungen lösen, doch Gebiete wie die reine Mathematik benötigen den PC nur zum Testen von Hypothesen. Dennoch hat sich die Arbeitsweise der Mathematiker in den letzten Jahrzehnten verändert.

Als Jürgen Wolfart, Jahrgang 1945, mit seiner Dissertation anfang, arbeitete er nur mit Bleistift und Papier. »Man schrieb alles sehr sorgfältig auf. Die endgültige Fassung wurde dann getippt.« Die größte technische Neuerung während seiner Doktorarbeit waren elektrische Rechenmaschinen für die schnelle Addition von Zahlen. Sie ersetzten die alten Maschinen mit einem mechanischen Antrieb durch eine Kurbel. Wolfarts erste Programmiersprache war Algol. »Ich habe mich seit meiner Zeit als Doktorand nie mehr ernsthaft damit herumgeschlagen«, sagt er. Erst in den 1990er Jahren schaffte das Institut für Mathematik in Frankfurt die ersten Atari-Computer an. Wolfart nutzte sie hauptsächlich zur Textverarbeitung.

Sein junger Kollege Martin Möller, der 2010 mit 33 Jahren als einer der jüngsten Professoren an die Goethe-Universität berufen wurde, wuchs mit dem Computer auf. Den ersten PC erhielt er mit zwölf Jahren zur Konfirmation. Sein erstes Programm schrieb er im Studium in der Programmiersprache C++, die er auch heute noch verwendet. Er ist, wie viele seiner Kollegen, ein Freund nicht kommerzieller Programme wie Linux oder das Computeralgebrasystem SAGE.

Auch Möller notiert seinen ersten Gedanken mit Bleistift auf Papier oder auf einer Tafel. Dennoch spielt der PC im ersten Stadium seiner Forschung auf dem Gebiet der reinen Mathematik eine Rolle, die er mit »numerischer Simulation« umschreibt – obwohl er mit dem Ausdruck nicht ganz zufrieden ist. Denn anders als in der angewandten Mathematik oder Physik braucht er den Rechner nicht, um Probleme mit einem hohen Rechenaufwand zu lösen. Vielmehr testet er auf diese Weise Ideen – ähnlich einem Experiment in der Physik. Möller schätzt, dass seine Fachkollegen heute 30 bis 50 Prozent ihrer Zeit vor dem PC verbringen.

### Heuristik mit dem Computer

Wie man sich das mathematische Experiment vorzustellen habe, erklärt er so: »Ich habe beispielsweise ein dynamisches System, auf das ein Operator wirkt. Nun möchte ich die Kenngrößen von Iterationen dieses Operators herausfinden. Dafür schreibe ich einen kleinen Algorithmus und schaue mir an, welche Zahlen der Computer ausgibt. Wenn etwas bei mir klingelt, weil ich die Zahl erkenne, beispielsweise weil es eine gute Näherung von  $5/4$  oder Pi ist, dann mache ich weiter«, skizziert Möller den Ansatz. Allerdings seien 90 Prozent aller Beobachtungen, also Zahlen aus dem PC, für den Papierkorb.

Wenn Wolfart, der seit 2010 im Ruhestand ist, neuartige Aufgaben in Angriff nimmt, die nach Rechner-Unterstützung rufen, bittet er einen jüngeren Kollegen um Hilfe. Zu seinen Forschungsgebieten gehört die Frage nach der regulären Parkettierung von Flächen. Dabei handelt es sich um Muster, wie sie die muslimischen Künstler bei der Dekoration in der Alhambra in

Vorläufer des Taschenrechners: Mechanische Rechenmaschine zur schnellen Addition von Zahlen (unten) und ihre Weiterentwicklung, die elektrische Rechenmaschine (linke Seite).

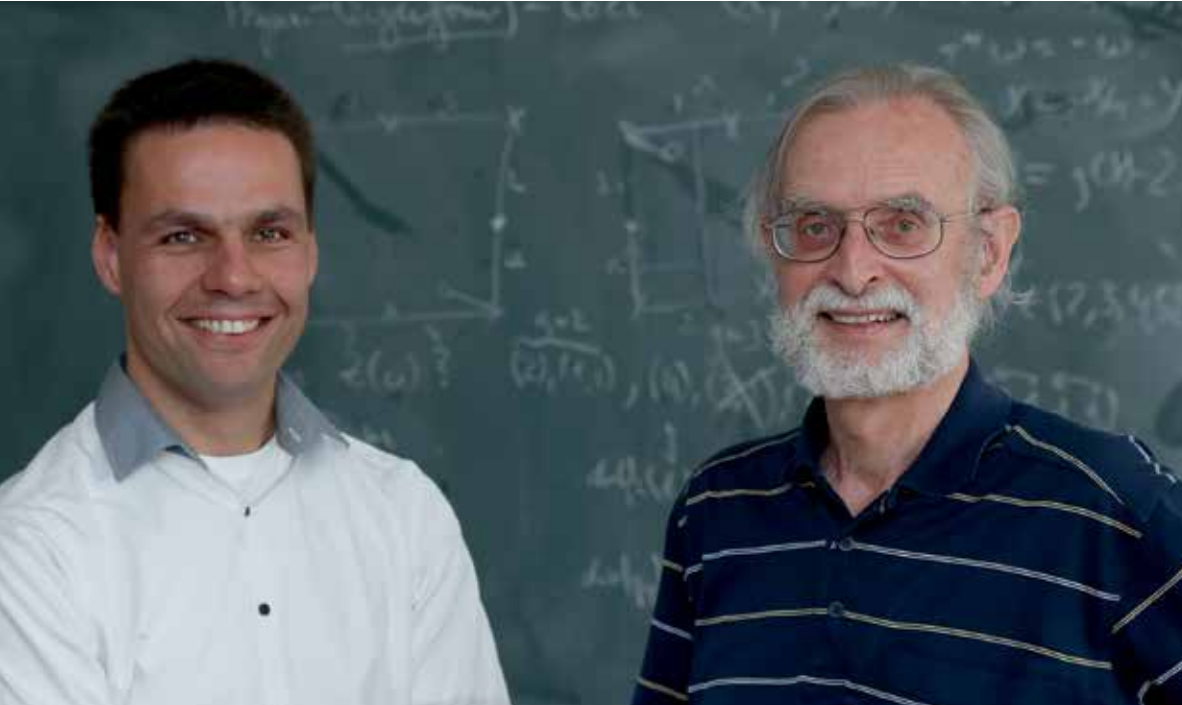


Granada anbrachten. Allerdings interessieren Wolfart Parkettierungen auf gekrümmten Oberflächen wie der Kugel, dem Torus oder noch kompliziertere Flächen. In den 1950er Jahren, als man noch alles von Hand ausrechnen musste, konnte man die Anzahl der regelmäßigen Par-

heute sind es oft zwei oder drei«, sagt Wolfart. Das liege an der zunehmenden Komplexität der Mathematik, erklärt Möller. »Meine Kooperationspartner finde ich manchmal auf dem Flur im Institut, öfter aber an Institutionen überall auf der Welt.« Deshalb tippt er seine ersten belastba-

ren Ideen als mathematische Formeln mit dem Textsatzsystem TeX in den Computer und mailt sie an Fachkollegen.

Noch wichtiger für die Kooperation sind und bleiben aber Tagungen. Denn diese werden in der Mathematik nicht nur zum Netzwerken genutzt, sondern vor allem zum Arbeiten. »Die Vorträge sind dabei gar nicht so wichtig wie die Unterhaltungen mit Kollegen. Wenn man sich über ein Problem ausgetauscht hat und es in einem weitergearbeitet hat, kann man das Gespräch in der nächsten Kaffeepause fortsetzen«, berichtet Wolfart. Auch Möller findet, dass man sich auf Tagungen unbefangener über erste Ideen und Vermutungen austauschen kann: »Wenn man im Institut sitzt und nur etwas zu murmeln hat, greift man nicht gleich zum Hörer. Und man würde auch nicht zwei Stunden später wieder anrufen, wenn einem etwas Neues eingefallen ist.«



Zwei Generationen von Mathematikern: Martin Möller (links) und Jürgen Wolfart. Auch im Zeitalter des Computers tauschen sie Ideen gern an der Tafel aus.

kettierungen für Flächen bis zum Geschlecht sechs oder sieben bestimmen. Das Geschlecht gibt die Anzahl der Löcher in der Fläche an. Heute kann man mithilfe des Computers bis zum Geschlecht 300 kommen. »Das ist eine Quelle der Inspiration, aber dennoch gibt es weiterhin Fragen, die jenseits der heutigen Grenzen interessant wären«, kommentiert Wolfart.

#### Nachdenken spart mehr Zeit als der Computer

Martin Möller reicht für seine Arbeit ein ganz normaler PC. »Es wäre, glaube ich, verkehrt, eine große Maschine anzuschaffen«, sagt er. Das verführe nur dazu, aufwendigere Rechnungen durchzuführen. Wenn man aber, wie er, mit algebraischen Strukturen arbeitet, ist es zielführender, über die Ergebnisse immer mal wieder nachzudenken. »Ein solcher Schritt, vernünftig durchgeführt, spart Jahrzehnte an Rechenzeit.« In der Publikation taucht der Algorithmus meist nicht explizit auf. Oft wird das Computer-Experiment nur in einem Satz nebenbei erwähnt, weil es lediglich die Funktion hat, den Mathematiker auf die richtige Spur zu bringen.

Verändert hat der Computer beziehungsweise der Zugang zum Internet aber auch die Zusammenarbeit zwischen Mathematikern. »Früher stand meist ein Autor auf einer Publikation,

pause fortsetzen«, berichtet Wolfart. Auch Möller findet, dass man sich auf Tagungen unbefangener über erste Ideen und Vermutungen austauschen kann: »Wenn man im Institut sitzt und nur etwas zu murmeln hat, greift man nicht gleich zum Hörer. Und man würde auch nicht zwei Stunden später wieder anrufen, wenn einem etwas Neues eingefallen ist.«

#### Kleine Kooperationen sind oft erfolgreicher

Am Mathematischen Forschungsinstitut in Oberwolfach im Schwarzwald werden solche Kooperationen durch Tagungen und Seminare gezielt gefördert. Dort gibt es auch das Modell des »research in pairs«, das es zwei Mathematikern erlaubt, über einen Zeitraum von zwei Wochen bis maximal zwei Monaten gemeinsam an einem Problem zu arbeiten. Die Förderung besteht in Kost und Logis. Zur Erholung bietet das Haus eine vielgenutzte Tischtennisplatte, einen Steinway-Flügel sowie Spaziergänge durch den Schwarzwald.

Kleine, konkrete Förderung trägt in der Mathematik nach wie vor mehr zur Produktivität bei als große Verbundprojekte. Darin sind Wolfart und Möller sich einig. Im Laufe der Jahre habe aber der Druck zu Verbundprojekten zugenommen, beobachtet Wolfart. Der Druck entstehe vor allem dadurch, dass die Finanzierung



von Mitarbeitern meist nur über solche Projekte möglich ist. Doch die Richtlinien, die beispielsweise verlangen, dass mindestens eine außeruniversitäre Einrichtung und ein ausländischer Partner beteiligt sind, sind für die mathematische Forschung weniger förderlich als für die naturwissenschaftliche oder medizinische Forschung. »Man sucht sich Konstellationen, die passen. Aber oft findet die tatsächliche Forschung orthogonal dazu statt«, stellt Möller fest. Will heißen: Man arbeitet nicht notwendigerweise mit allen Partnern des Projekts intensiv zusammen.

### Modethemen ergeben sich aus den Vorlieben der Forscher

Noch etwas macht die Mathematiker zu bemerkenswert freien Menschen in einer Forschungslandschaft, die durch die Vorgaben der öffentlichen Förderung von Bund, Ländern oder die jeweiligen Rahmenprogramme der Europäischen Union geprägt ist. Der Fortschritt in der Mathematik ist von innen heraus getrieben und wird fast ausschließlich von den Vorlieben der Forscher geprägt. »Zurzeit gibt es beispielsweise viele Arbeiten zur tropischen Geometrie und zur irrationalen höherdimensionalen algebraischen Geometrie, weil vor fünf Jahren ein zentrales Resultat erzielt werden konnte und die Ausschlichtungsphase noch in vollem Gange ist«, sagt Wolfart. »Und auch die Arbeiten von Grigori Perelman zum Ricci-Fluss haben einen ganzen Rattenschwanz an Arbeiten in der Differenzialgeometrie nach sich gezogen«, ergänzt Möller.

Die Mathematik ist das vielleicht einzige Forschungsgebiet, in dem Wissen nicht veraltet oder falsch wird. Das heißt aber nicht, dass es nicht auch »Modethemen« gäbe. Beispielsweise beschäftigten sich Anfang des 20. Jahrhunderts viele Mathematiker mit der Invariantentheorie. Sie gehört zu einem der 23 ungelösten Probleme, die der Göttinger Mathematiker David Hilbert im August 1900 beim Mathematiker-Kongress in Paris nannte. »60 Jahre geschah nicht viel, bis Nagata die Frage Hilberts mit einem Gegenbeispiel beantwortete. In den 1970er Jahren erlebte die Invariantentheorie einen Boom, als es dem englischen Mathematiker David Mumford gelang, Modulräume unter Verwendung der Invariantentheorie zu konstruieren«, erklärt Möller. Und Wolfart ergänzt: »Vor Mumfords neuen Beiträgen war die Invariantentheorie für Jahrzehnte aus dem Blickfeld der Mathematiker verschwunden und wurde von ihm sozusagen reanimiert.«

Andere Themen verschwinden aus der mathematischen Forschung, wie die Grundlagen der Geometrie. Sie waren im ganzen 19. Jahrhundert ein heißes Thema, mit Ausläufern in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein. Die Frankfurter Mathematiker Max Dehn und

Ruth Moufang leisteten dazu wichtige Beiträge. »Vielleicht hat die Mathematik hier allzu gute Arbeit geleistet; die wichtigen Fragen sind abschließend geklärt«, urteilt Wolfart.

### Die Bibliothek verliert an Bedeutung

Gemeinsam mit den naturwissenschaftlichen und medizinischen Fächern ist der Mathematik, dass sich das Literaturstudium durch E-Journals und Dokumentenserver geändert hat. »Ich habe früher viele Separata von Arbeiten meiner Kollegen gesammelt. Heute sehe ich meine jüngeren Kollegen nur noch am Bildschirm arbeiten«, sagt Wolfart und fügt hinzu: »Ich hab's nach wie vor lieber auf Papier. Da sehe ich auch die Fehler besser.« Auch Möller sammelt Separata, aber er geht nur noch selten in die Journalabteilung der Bibliothek. Das hat er während seiner Promotion noch regelmäßig gemacht. »Heute lese ich jeden Morgen die Preprints in ArXiv.« Das ist ein Dokumentenserver, auf dem die Vorabdrucke aus den Gebieten Mathematik, Physik, Informatik und Biologie abgelegt werden.

Seitdem es E-Journals gibt, sind aus den Bibliotheken viele Print-Ausgaben von Fachzeitschriften verschwunden. Wissenschaftler der alten Schule wie Jürgen Wolfart bedauern das: »Ich liebe das Blättern. Nicht zuletzt wegen der Zufallsfunde.«

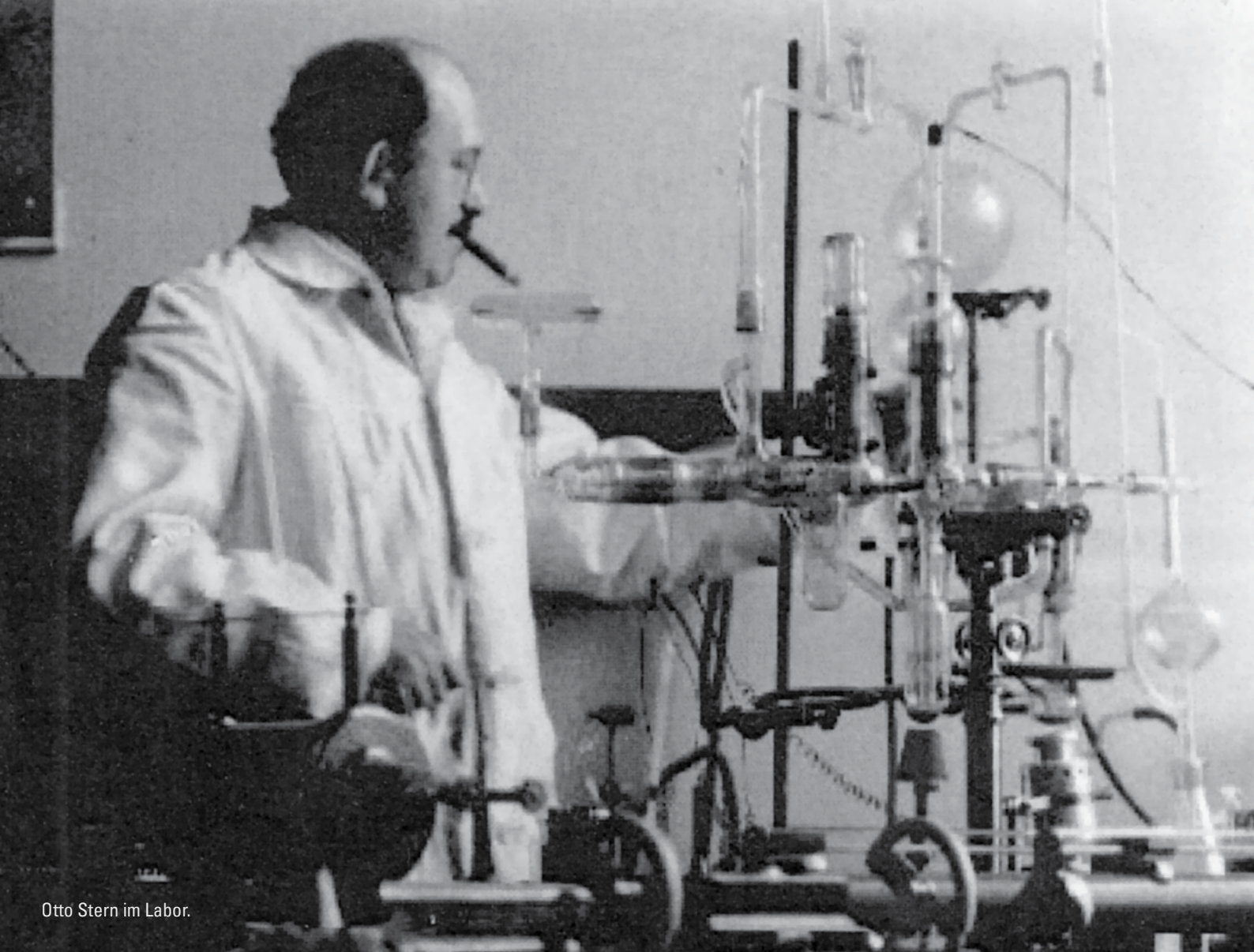
Der Computer und das World Wide Web haben die reine Mathematik letztlich viel weniger verändert als die angewandte Mathematik oder die Natur- und Ingenieurwissenschaften. Gestrandet auf einer einsamen Insel könnte der reine Mathematiker seine Forschung relativ problemlos weiterführen, vorausgesetzt, er hätte genügend Bleistifte und Papier dabei. Fehlen würden ihm lediglich der Austausch mit Kollegen und der Zugang zu E-Journals, aber der ließe sich in heutiger Zeit auch über ein solarbetriebenes iPhone herstellen. ●



### Dr. Anne Hardy

Dr. Anne Hardy, 49, ist Redakteurin von Forschung Frankfurt.

[hardy@pww.uni-frankfurt.de](mailto:hardy@pww.uni-frankfurt.de)



Otto Stern im Labor.

*»Die berühmte Göttinger Schule  
hätte auch in Frankfurt sein können«*

Im Interview mit Anne Hardy berichtet Horst Schmidt-Böcking über verpasste Chancen in den frühen Jahren der Frankfurter Physik

**Hardy:** Als die Universität Frankfurt gegründet wurde, übernahm sie in der Physik die führenden Wissenschaftler aus den bereits zuvor bestehenden naturforschenden Instituten. Nur zwei Lehrstühle mussten mit auswärtigen Forschern besetzt werden. Einer davon war die theoretische Physik, die damals noch recht neu im Fächerkanon war. Es heißt, Oberbürgermeister Franz Adickes habe sich besonders dafür eingesetzt. Das Geld dafür habe er aufgetrieben, indem er die Ehefrau des Diamantenhändlers Oppenheim bei einem festlichen Diner zu Tisch begleitete. Es gelang dann auch, den Lehrstuhl mit einem hochkarätigen Physiker, Max von Laue, zu besetzen. Er erhielt den Nobelpreis für Physik des Jahres 1914.

**Schmidt-Böcking:** Viele glauben, er habe den Nobelpreis 1914 kurz nach seiner Ankunft in Frankfurt erhalten. Aber Laues Nobelpreisgeschichte ist eine ganz besondere. 1914 wurde nämlich wegen des Kriegsausbruchs kein Nobelpreis vergeben. Die Entscheidung fiel erst 1915 im November. Der Preis war damals schon eine hohe Auszeichnung, hatte aber noch nicht dasselbe Renommee wie heute. Die Medaille hat Laue erst 1920 überreicht bekommen.

**Hardy:** Da war Max von Laue schon nicht mehr in Frankfurt. Es scheint ihm hier nicht besonders gefallen zu haben. Sein Schüler Friedrich Beck hat berichtet, Laue habe sich später auch in ausgedehnten Gesprächen nie zu seiner Frankfurter Zeit geäußert. 1919 ging er zu

Albert Einstein nach Berlin. War das wissenschaftliche Umfeld in Frankfurt für ihn zu wenig anregend?

**Schmidt-Böcking:** Man muss bedenken, dass zu dieser Zeit Krieg war. Es war hier niemand, mit dem er zusammenarbeiten konnte. Otto Stern, den er als Privatdozenten mitgebracht hatte, hatte sich bei Kriegsausbruch als Freiwilliger gemeldet. Die meisten Studenten waren ebenfalls im Krieg. Auch die Räumlichkeiten im Kettenhofweg, der heutigen Robert-Mayer-Straße, waren klein und dürftig eingerichtet. Die Bedingungen waren hier nicht gut. Weil es aber sein erster Ruf auf eine Professur war, musste er ihn annehmen. Wenn man sich anschaut, was Max von Laue in seiner Frankfurter Zeit wissenschaftlich gemacht hat, ist da fast nichts, was man erwähnen könnte. Sein riesiges Verdienst war, dass er Otto Stern und Max Born nach Frankfurt holte.

---

*»Für Laue waren Vorlesungen eine Qual«*

---

**Hardy:** Max Born, Laues Nachfolger, wurde 1954 mit dem Nobelpreis ausgezeichnet. Nach Frankfurt kam er durch einen Stellentausch mit Laue. Für Laue war es eine Qual, Vorlesungen zu halten; Born war ein begeisterter akademischer Lehrer, musste sich aber als außerordentlicher Professor am Institut von Max Planck in Berlin mit Spezialvorlesungen

begnügen, weil Planck die Hauptvorlesungen selbst hielt. Laue und Born, die sich noch aus ihrer Studienzeit in Göttingen kannten, überzeugten die Fakultäten in Frankfurt und Berlin sowie das preußische Wissenschaftsministerium, dem Stellentausch zuzustimmen. Born hatte also eine gute Ausgangsposition in Frankfurt, zumal er in Otto Stern und Alfred Landé hervorragende Mitarbeiter hatte. Es war die Zeit, in der Otto Stern und Walther Gerlach ihr bedeutsames Experiment begannen. Trotzdem verließ Max Born Frankfurt schon nach zwei Jahren, um in Göttingen die Nachfolge Peter Debyes anzutreten. Was ist hier falsch gelaufen?

**Schmidt-Böcking:** Das ist eine längere Geschichte, die mit Otto Stern zusammenhängt. Stern war Privatdozent in der Theoretischen Physik, aber im Grunde war er Experimentalphysiker. Er hatte



Physik-Nobelpreisträger Max von Laue.



Max Born kam 1919 nach Frankfurt. Er nahm zwei Jahre später einen Ruf nach Göttingen an, weil sein Assistent Otto Stern keine etatmäßige Stelle bekam. 1954 erhielt er den Nobelpreis für Physik.

zunächst mit Albert Einstein theoretische Arbeiten veröffentlicht. Dann aber hat er bei Walther Nernst in Berlin mehrere bedeutende Experimente gemacht. Dort waren auch Max Vollmer, einer der ganz großen Chemiker, der später Präsident der Akademie der Wissenschaften in der DDR wurde, und der spätere Nobelpreisträger James Franck. Es war eine illustre Runde. Als Otto Stern im Frühjahr 1919 aus dem Krieg zurück nach Frankfurt kam und überlegte, wollte er experimentell arbeiten. Da kam ihm die Mechanikwerkstatt im Institut zugute. Es ist normalerweise undenkbar, dass es in der Theorie eine solche Werkstatt gibt.

Wenige Jahre zuvor war es zum ersten Mal gelungen, mithilfe von Diffusionspumpen ein Vakuum von etwa dem milliardstel Teil der Luftdichte zu erzeugen. Das konnte man nutzen, um darin Gas-Strahlen-Experimente zu machen. Stern hatte 1919 die Idee, zu vermessen, wie schnell sich die Moleküle im Gasstrahl bewegen. Für diese Arbeit hat er 1943 den Nobelpreis erhalten. Es ist die einzige Nobelpreisarbeit in der Physik, die in Frankfurt gemacht wurde. 1919 entwarf er für das Experiment eine genial einfache Apparatur; gebaut hat sie Adolf Schmidt, der begabte junge Mechaniker der Institutswerkstatt, über den normalerweise niemand redet. Die Molekularstrahltechnik ist der Ausgangspunkt für viele spätere Entwicklungen wie Laser, Maser, Atomuhren oder auch die Kernspintomografie.

Born wusste, wie bedeutsam diese Experimente waren. Er organisierte in der bitterarmen Nachkriegszeit die Finanzierung des Experiments von Otto Stern und Walther Gerlach, der als Experimentalphysiker dazustieß. Die Frankfurter Firma Messer stellte die flüssige Luft für die Kühlung bereit, die Firma Hartmann und Braun den Magneten. Auch die Freunde und Förderer der Universität unterstützten das Experiment. Es handelt sich vermutlich um ihre erste Förderung – und das war gleich ein Nobelpreisexperiment.

---

*Born ging, weil Stern nicht bleiben durfte*

---

**Hardy:** Aber warum ist Max Born dann nicht in Frankfurt geblieben, wenn er hier so engagiert war?

**Schmidt-Böcking:** Born fühlte sich in Frankfurt sehr wohl. Er wohnte in der Cronstettenstraße im Nordend, damals noch mit Blick auf den Taunus. In seinen Lebenserinnerungen erwähnt er, dass er dort bleiben wollte. Als der Ruf aus Göttingen kam, hat er Bleibeverhandlungen geführt. Einer der fünf Punkte, über die er mit dem Frankfurter Oberbürgermeister Georg Voigt verhandelte, betraf Otto Stern. Er wollte ihn als seinen wichtigsten Mitarbeiter behalten und forderte, dass er eine etatmäßige Professur erhält. Und daran ist es gescheitert.

Wer das verhindert hat, ob das eventuell Richard Wachsmuth, der erste Rektor der Universität, war, ist schwer zu sagen. Born hat in einem privaten Brief an Albert Einstein geschrieben, dass Wachsmuth Stern nicht wollte, weil dieser einen zu scharfen jüdischen Intellekt habe. Aber Wachsmuth war mit Sicherheit kein Antisemit. Er war mit einer Halbjüdin verheiratet und war auch nie Mitglied der NSDAP. Wachsmuth wurde einmal aufgefordert, jemanden für den Nobelpreis vorzuschlagen, das war 1931. Und wen hat er vorgeschlagen? Otto Stern.

**Hardy:** Was geschah mit Alfred Landé?

**Schmidt-Böcking:** Alfred Landé hat in Frankfurt ganz Großes geleistet. Das wird kaum je erwähnt. Landé hatte 1914 bei Arnold Sommerfeld promoviert. Bei dem Theoretiker war alles versammelt, was zu dieser Zeit Rang und Namen hatte. Als der Mathematiker David Hilbert in Göttingen Sommerfeld bat, ihm jemanden zu schicken, der ihm Physik erklären konnte, schickte dieser Landé. In Göttingen traf er Born, mit dem er wichtige Arbeiten zum Bohr'schen Atommodell machte. Born brachte ihn mit nach Frankfurt, konnte ihm aber keine Stelle anbieten, so dass Landé seinen Lebensunterhalt als Lehrer an der Odenwaldschule verdiente.

Landé hat in Frankfurt still vor sich hin am Zeeman-Effekt gearbeitet. Die Aufspaltung der Spektrallinien im Magnetfeld war damals ein großes Rätsel. Sie hängt eng mit der Raumquantisierung zusammen, die auch im Stern-Gerlach-Versuch eine Rolle spielt. Landé hat semi-empirisch eine Formel abgeleitet, die später als Spin-Bahn-Kopplungsformel von

Schrödinger und Heisenberg erst verstanden wurde. Damit konnte er die Aufspaltung der Spektrallinien immer richtig vorhersagen. Sommerfeld, mit dem Landé im Wettstreit lag, hatte 1920 schon vorhergesagt, dass es

preis vorgeschlagen, aber ich vermute, seine Rolle in der Nazizeit war der Grund dafür, ihn nicht auszuzeichnen. Er wurde dann später in München Professor und starb hochgeehrt. Die Deutsche Physikalische Gesell-

## Hans Bethe studierte in München weiter

**Hardy:** Denken Sie, dass es der Universität Frankfurt durch eine kluge Berufungspolitik hätte gelingen können, in den goldenen Jahren der Quantenphysik, den 1920er Jahren, eine renommierte Forschungsstätte für Physik zu werden?

**Schmidt-Böcking:** Ja, die berühmte Göttinger Schule um Born hätte auch in Frankfurt sein können. Nicht nur Born, auch Stern wäre gern in Frankfurt geblieben. Er wurde in Hamburg der Begründer eines modernen Zentrums für Atom- und Elementarteilchenphysik. 1928 erhielt er einen Ruf aus Frankfurt, aber den nutzte er, um in Hamburg Bleibeverhandlungen zu führen. Alle seine Forderungen wurden in Hamburg erfüllt. Damit hat die Universität Frankfurt Otto Stern und damit der Atom- und Elementarteilchenphysik indirekt einen großen Dienst erwiesen und quasi Wiedergutmachung geleistet. ●



Walther Gerlach (links) machte 1922 mit Otto Stern ein fundamentales Experiment zur Quantentheorie. Der Theoretiker Alfred Landé (mitte) war mit seinen quantenmechanischen Arbeiten seiner Zeit oft weit voraus. Hans Bethe erhielt 1967 den Physik-Nobelpreis.

außer durch den Bahndrehimpuls der Elektronen ein weiteres magnetisches Moment geben musste, das er k nannte – das war der spätere Elektronenspin. Landé hat herausgefunden, dass er den Wert  $\frac{1}{2}$  hat und hat auch einen Spreizfaktor g für die Aufspaltung der Linien eingeführt. Dieser sogenannte g-Faktor wird heute auch als der Landé'sche Faktor bezeichnet. 1921 hat das aber niemand zur Kenntnis genommen. Landé hätte nur k mit dem Elektronenspin identifizieren müssen, dann hätte man ihn anders beachtet.

1923 holte ihn Friedrich Paschen, der zusammen mit Ernst Back die Spektrallinien-Aufspaltung vieler Elemente gemessen hatte, als Professor nach Tübingen. 1926 ging er nach Amerika an die Ohio State University.

**Hardy:** Und was wurde aus Gerlach?

**Schmidt-Böcking:** Auch Gerlach blieb nicht hier. Obwohl er den Nobelpreis nicht erhalten hat, ist er eine ganz große Persönlichkeit in der deutschen Physikgeschichte. Er hat das deutsche Atombombenprojekt unter Hitler an entscheidender Stelle mitgeleitet. Er wurde viele Male von 1927 bis 1944 gemeinsam mit Stern für den Nobel-

schaft hat nicht umsonst ihre höchste Auszeichnung nach Stern und Gerlach benannt. Wenn Gerlach wirklich ein Nazi gewesen wäre, hätte sie das nie gemacht.


1924, als der spätere Nobelpreisträger Hans Bethe sein Physikstudium in Frankfurt begann, waren Born, Stern und Landé schon weg. Nur Gerlach war noch bis 1924 in Frankfurt. Nach vier Semestern empfahl dem jungen Bethe sein Professor, Karl Wilhelm Meissner, er solle zu Sommerfeld nach München gehen, wenn er sich für Atomphysik interessiere. Das tat er dann auch. 1928 kam er wieder nach Frankfurt und trat hier seine erste bezahlte Stelle an. Aber er blieb nur kurz, bis 1929. 1933 musste er emigrieren und arbeitete am amerikanischen Atombombenprojekt mit.



## Prof. Dr. Horst Schmidt-Böcking

Prof. Dr. Horst Schmidt-Böcking, 75, war von 1982 bis 2004 Professor für Atomphysik an der Goethe-Universität. Seit seiner Pensionierung beschäftigt er sich intensiv mit der Physikgeschichte in Frankfurt. 2011 legte er gemeinsam mit Karin Reich die Biografie Otto Sterns in der Reihe »Gründer, Gönner und Gelehrte« vor. Von seinen Auszeichnungen ist ihm die Stern-Gerlach-Medaille der Deutschen Physikalischen Gesellschaft die wichtigste.

[hsb@atom.uni-frankfurt.de](mailto:hsb@atom.uni-frankfurt.de)



» Wenn  
der Europäer  
Recht hat,  
bin ich  
erledigt«

Warum es bei  
wissenschaftlichen  
Kontroversen nicht  
nur um Fakten geht

*von Anne Hardy*

**MLL Gen**

Wissenschaft findet nicht nur im Labor statt. Sie ist eingebettet in ein soziales und wirtschaftliches Gefüge. Dieses kommt besonders dann zum Ausdruck, wenn Kontroversen über die Interpretation von Experimenten entstehen. Ein Beispiel dafür ist Prof. Dr. Rolf Marschaleks Theorie zur Entstehung bestimmter Leukämien. Der Frankfurter Forscher hält die über viele Jahre als richtig akzeptierte Theorie seiner bekannten amerikanischen Kollegin Janet Rowley für zu eng gefasst – und macht sich damit in der Fachwelt jenseits des Atlantiks nicht nur Freunde.

Wenn Rolf Marschalek auf eine Tagung zur Leukämieforschung in Europa fährt, kennt und würdigt ihn jeder. »Ich bin eine honorige Person«, schmunzelt der 54-jährige, der nicht die geringsten Anzeichen von Starallüren hat. Tagungen in den USA besucht er dagegen nicht, denn »von den amerikanischen Kollegen werde ich wegen meiner Arbeiten zur Entstehung akuter Lymphatischer Leukämien geteert und gefedert«, sagt er. Seine Theorie widerspricht der in den USA vorherrschenden Lehrmeinung. Dort ist sie richtungsweisend für das Design von Wirkstoffen zur Behandlung von Leukämie. Und weil inzwischen große Summen investiert worden sind, fiel es den amerikanischen Kollegen schwer zuzugeben, dass sie etwas übersehen haben, was Marschalek entdeckt hat. »Mancher wird sich denken: Wenn der Europäer recht hat, bin ich erledigt«, bedauert er.

Es sieht fast so aus, als lebte die in Europa einflussreiche »Frankfurter Schule«, wie sie Marschalek nennt, neben der amerikanischen Schule her. Man geht sich aus dem Weg, auch in Fach-Journals. Eine Publikation in der angesehenen amerikanischen Fachzeitschrift »Cell« unterzubringen, ist für Marschalek und seine Mitstreiter schwierig. Stattdessen publiziert er in dem europäischen Top-Journal der Hämatologie »Leukemia«. Die Editorin kennt ihn inzwischen als einen grundsoliden, sorgfältigen Wissenschaftler. Aber immer wieder muss Marschalek auch erleben, dass die Editoren anderer Fachzeitschriften seine Arbeit anzweifeln oder behaupten: »Das kann nicht sein«.

### Einer einflussreichen Forscherin widerspricht man nicht

Warum etwas nicht sein kann, obwohl es dafür nachprüfbar experimentelle Belege gibt, hängt in diesem Fall damit zusammen, dass die ein-

flussreiche amerikanische Hämatologin Janet D. Rowley es vor etwa 40 Jahren behauptet hat. Einflussreich war Rowley deshalb, weil sie als erste Wissenschaftlerin eine genetische Ursache für die Entstehung von Leukämien fand. 1972 konnte sie nachweisen, dass das Philadelphia-Chromosom, das bei 95 Prozent der Menschen mit einer chronischen myeloischen Leukämie auftritt, durch eine Gen-Translokation entsteht – ein Fehler, der bei der Zellteilung passiert: Chromosomen brechen, und bei der Reparatur werden die Bruchteile falsch zusammen gesetzt. Beim Philadelphia-Chromosom ist beispielsweise der Hauptteil des langen Arms von Chromosom 9 an Chromosom 22 geheftet und umgekehrt.

Gen-Translokationen können Krebs auslösen, weil sie Gene in Nachbarschaft zueinander bringen, die vorher auf verschiedenen Chromoso-



1 Die amerikanische Hämatologin Janet D. Rowley war in der Leukämieforschung äußerst einflussreich. Vor 40 Jahren zeigte sie, dass das Philadelphia-Chromosom durch eine Gentranslokation entsteht. Im Jahr 1992 postulierte sie, dass MLL-Translokationen stets zur Bildung von »MLL-X Fusionsproteinen« führen, die allein für die Entstehung von Akuten Leukämien (ALL oder AML) verantwortlich sein müssen.

men waren. Wenn diese nun gemeinsam abgelesen werden, können neue Proteine entstehen, welche die Regulation in der Zelle aus dem Gleichgewicht bringen. Im Fall des Philadelphia-Chromosoms geschieht das Unheil durch das Zusammenwirken des Gens Bcr auf dem Chromosom 22 mit dem Gen Abl auf dem Chromosom 9. Statt der Abl-Kinase, einem Enzym, entsteht nun ein fusioniertes Protein, BCR-ABL, das zu einer unkontrollierten Vermehrung der weißen Blutkörperchen führt. Das erkannte Janet Rowley in ihren grundlegenden Arbeiten. Die Forschung suchte daraufhin nach einem Wirkstoff, der das verhängnisvolle BCR-ABL gezielt hemmt. Der Erfolg kam 2001 mit dem Medikament Imatinib. Bei mehr als 95 Prozent der Patienten kann die unkontrollierte Zellteilung damit gehemmt und eine Normalisierung des Blutbildes erreicht werden.

der Entdeckung der MLL-X-Translokationen erfuhr. Es war das Jahr, in dem sein Doktorvater Theo Dingermann an die Goethe-Universität wechselte. Dessen Nachfolger, Georg Fey, kam mit der Neuigkeit frisch aus den USA. Mit Marschalek zusammen klärte er in den nächsten Jahren die Genstruktur von MLL-X-Translokationen auf. Damit war eine Basis für die Diagnostik dieser Gruppe von Leukämien geschaffen. »Ich hatte das Glück, mit meiner Arbeit als Postdoc einen riesengroßen Fußabdruck zu hinterlassen«, sagt Marschalek rückblickend.

Als Marschalek anfang, nach den Leukämie auslösenden Fusionsproteinen zu suchen, zog er nicht nur das MLL-X in Betracht, sondern auch sein Gegenstück, das X-MLL. Zunächst sah es so aus, als lägen die amerikanischen Anhänger Janet Rowleys richtig. Sie konnten in drei Fällen zeigen, dass bestimmte Translokationen auf dem Chro-



2 Dr. Claus Meyer (links) und Prof. Dr. Rolf Marschalek sind Experten beim Aufspüren verschiedenster Gentranslokationen für Leukämien. Am Frankfurter Diagnostikzentrum für akute Leukämie entdeckten sie rund 40 neue Krebsgene.

1992 wurden weitere Gen-Translokationen entdeckt, die als »mixed lineage leukemia«, kurz MLL, bezeichnet wurden, weil ein Bruchstück von Chromosom 11 mit bis zu 80 verschiedenen anderen Chromosomen-Bruchstücken ausgetauscht werden kann. Man bezeichnet diese Gruppe von Translokationen als MLL-X, wobei das X für eines der 80 Bruchstücke steht. Die Frage ist nun, ob die Fehlregulation in der Zelle, die zur Leukämie führt, von dem veränderten Chromosom 11 ausgeht (MLL-X) oder von seinem Gegenstück, an den sich das abgebrochene Stück von Chromosom 11 angelagert hat (X-MLL).

#### Wer unbefangen ist, kann Neues entdecken

Janet Rowley war der Meinung, nur das MLL-X sei krebsauslösend. Und ihre Meinung hatte Gewicht. Jedenfalls bei den amerikanischen Wissenschaftlern. Rolf Marschalek, der 1992 als Postdoktorand an der Universität Erlangen arbeitete, war jedoch vollkommen unbefangen, als er von

mosom 11 (MLL-AF9, MLL-ENL und MLL-AF10) eine Leukämie verursachten. Wenn man die Gene, die durch die Fusion hochreguliert wurden (HOXA, Meis1), in Mäuse einschleuste, vermehrten sich deren weiße Blutzellen unkontrolliert. Doch bei einer weiteren Kombination, MLL-AF4, erkrankten die Mäuse nicht. Für Marschalek war das eine Bestätigung seiner Vermutung, dass in Wirklichkeit die reziproke Translokation, AF4-MLL, krebsauslösend ist. Der Nachweis gelang ihm 2007 – zunächst *in vitro*. Zudem konnte er zeigen, dass bei allen Patienten auch das X-MLL vorhanden ist. Diese Erkenntnis wurde bereits einen Tag, nachdem er seine Publikation bei der Zeitschrift *Leukemia* eingereicht hatte, editorieell akzeptiert – ohne Review Prozess. Den Editoren war sofort klar, dass diese Entdeckung die herrschende Lehrmeinung infrage stellte.

Marschalek war zu diesem Zeitpunkt bereits sieben Jahren in Frankfurt, wo er ein für seine Ideen aufgeschlossenes Umfeld fand. Besonders fruchtbar war die Zusammenarbeit mit seinem



Doktoranden Claus Meyer, der bis heute von den möglichen MLL-X Translokationen etwa 40 neue entdeckt hat. Meyer entwickelte ein besonders effizientes Verfahren zur Erkennung der Translokationen, das 2005 die Eröffnung des Diagnostikzentrums für Akute Leukämie (DCAL) nach sich zog. Es erhält aus aller Welt Blutproben von Leukämien, deren Ursache mit den gängigen Verfahren nicht diagnostiziert werden können. »Mit den Routineverfahren sucht man nur nach den drei bis vier häufigsten Varianten«, erklärt Marschalek. Alle komplizierteren Fälle kommen nach Frankfurt. »Claus Meyer legt mit seiner Arbeit einen Grundstein, vom dem die Forschung in den nächsten Jahrzehnten noch zehren wird«, prognostiziert Marschalek.

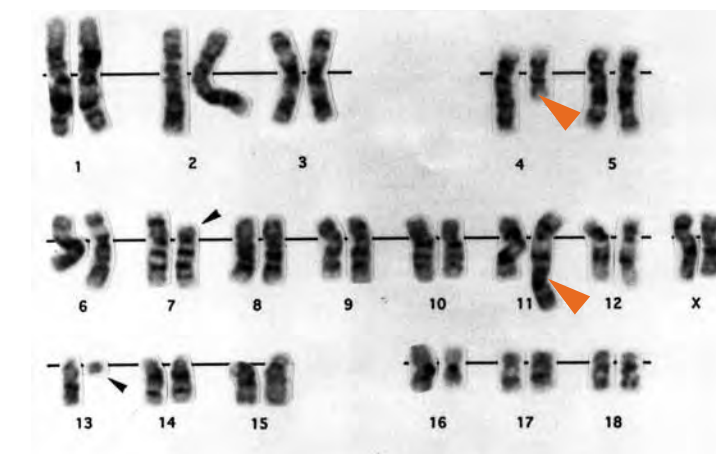
### Diagnostik weitet den Blick für Komplexität

Das DCAL entstand in enger Kooperation mit dem Klinikum. Auch dort stieß Marschalek mit seiner Theorie auf offene Ohren. Sein Kollege Martin Ruthardt aus der Klinik für Hämatologie und Onkologie von Prof. Hubert Serve kam auf Janet Rowleys Theorie über die Entstehung von Leukämien bei Patienten mit dem Philadelphia-Chromosom zurück. 2009 konnte er zeigen, dass die Grande Dame sich geirrt hatte: Nicht nur das Fusionsprotein BCR-ABL ist krebserregend, sondern auch das reziproke Protein ABL-BCR. »Dass wir in Frankfurt einen weiteren Blick entwickelt haben und komplexere genetische Veränderungen als krebserregend in Betracht ziehen, ist durch unser Engagement in der Diagnostik gefördert worden«, erklärt er.

2010 konnten Marschalek und sein Team dann auch nachweisen, dass die AF4-MLL-Translokation Leukämien in der Maus verursacht – auch in Abwesenheit des MLL-AF4 Proteins. »Das war ein Meilenstein in der Leukämieforschung«, urteilt Marschalek, »aber die Erkenntnis setzt sich nur langsam in den Köpfen durch«. 2011 konnte die Gruppe dann auch den Pathomechanismus des Fusionsproteins entschlüsseln. Es ist ein komplizierter Mechanismus, der im Wesentlichen die Zelle deprogrammiert, weil das Fusionsprotein wahllos alle Transkriptionsprozesse in der Zelle anschiebt. Im letzten Jahr hat sich ein Kollege aus Großbritannien der Frankfurter Sichtweise angeschlossen. Inzwischen breitet sich die Erkenntnis auch über das Festland hinaus auf die britischen Inseln aus. 2013 hat ein Kollege aus England die Ergebnisse Marschaleks durch eigene Experimente bestätigt.

### Die Kontroverse könnte Patienten gefährden

Dass die amerikanische Theorie weiterhin einen großen Einfluss auf die Wirkstoffforschung hat, erfüllt den Frankfurter Genetiker mit Sorge. Als die Pharmafirma Epizyme im vergangenen Jahr in der ersten Ausgabe der Zeitschrift »Blood«



über die Entwicklung eines Inhibitors für Fusionsproteine bei MLL-X-Leukämien berichtete, schrieb er einen langen Brief an den Herausgeber. Er befürchtet schwere Nebenwirkungen der Therapie, weil das Enzym auf alle schnell proliferierenden Zellen wirkt, insbesondere die Nervenzellen in der Gehirnrinde, die für Denken, Lernen und Erinnern zuständig sind. »Ein möglicher Effekt auf normales Gewebe wurde in dem etablierten *in vivo*-Transplantationsmodell an Ratten jedoch nicht untersucht. Alternativ dazu hätte eine längere Beobachtungszeit der behandelten Ratten dazu beitragen können, einige der kritischen Punkte bei der Verwendung von DOT1L-Inhibitoren zu klären«, schrieb er. Der Herausgeber ließ ihn die Stellungnahme noch zweimal umschreiben und auf die Hälfte des Umfangs kürzen. In der gedruckten Fassung sind diese beiden Sätze unter den Tisch gefallen. Übrig geblieben ist von seiner Kritik, dass auch die blutbildenden Stammzellen durch die Therapie mit dem neuen Inhibitor angegriffen werden könnten.

Wie wissenschaftliche Kontroversen gelöst werden, dazu hat die Wissenschaftstheorie verschiedenste Szenarien entwickelt. Eines davon ist der Tod von einem der beiden Kontrahenten. Aber obwohl Janet Rowley 2013 im Alter von 88 Jahren starb, ist ihr wissenschaftliches Erbe in den USA noch einflussreich. Bis sich die Frankfurter Theorie auch jenseits des Atlantiks etabliert, werden nach Einschätzung von Rolf Marschalek noch weitere zehn Jahre vergehen. ●

3 Ein typisches Karyogramm einer Leukämiezelle mit einer chromosomalen Translokation t(4;11)(q21;q23). Diese Form der Leukämie ist die häufigste MLL-Translokation und wird predominant bei Säuglings-Leukämien diagnostiziert. Diese Erkrankung ist als Hochrisiko-Leukämie klassifiziert.

### Dr. Anne Hardy

Dr. Anne Hardy, 49, ist Redakteurin von Forschung Frankfurt. Wissenschaftliche Kontroversen untersuchte sie im Rahmen ihrer Dissertation in Wissenschaftsgeschichte.

[hardy@pvw.uni-frankfurt.de](mailto:hardy@pvw.uni-frankfurt.de)



# DER WISSENSCHAFTLER ALS SAMMLER

# Wenn Klimaforscher das »Moorarchiv« entdecken

## Wissenschaftliche Sammlungen an Universitäten im Wandel

von Jochen Hennig

Neue Forschungsmethoden verändern oft auch die Bedeutung von Fachsammlungen. Häufig verläuft dieser Wandel zu einer Sammlung von nunmehr historischem Wert schleichend. Manchmal werden Sammlungen auch durch neue Fragestellungen für andere Fachwissenschaften unerwartet wertvoll. Gastautor Jochen Hennig, Sammlungsbeauftragter des Präsidiums der Humboldt-Universität zu Berlin, plädiert dafür, den Bedeutungswandel von Universitätssammlungen aktiv zu begleiten.

Universitäre Sammlungen besitzen Nutzungspotenziale in Lehre wie auch Forschung, wobei für Forschung gemeinhin zwei Zugänge unterschieden werden: die fachsystematische Forschung *mit* Sammlungen und die historische beziehungsweise kulturwissenschaftliche Forschung *über* Sammlungen. Bei aller analytischer Dienlichkeit dieser Trennung, lässt sie einen spannenden Aspekt, der universitäre von musealen Sammlungen unterscheiden kann, außen vor: den langsamen Übergang vom fachsystematischen zum historischen Objekt. Während im Museum in eindeutig benennbarer Weise ein botanisches Fundstück, ein archäologischer Grabungsfund oder ein Gegenstand der Alltagskultur in eine Sammlung aufgenommen, haltbar gemacht und inventarisiert wird, um es für die Zukunft zu bewahren, entstehen an Universitäten mitunter Sammlungen in alltäglichen Lehr- und Forschungspraktiken.

Vielerorts sind über Jahrzehnte Diasammlungen im Rahmen von Exkursionen oder der Vorbereitung von Vorlesungen entstanden – mitunter wenig systematisch, teilweise als wesentliche, Methoden prägende Medien in Fächern wie Archäologie und Kunstgeschichte. So hat gerade in der Lehre der Kunstgeschichte die Arbeit mit diesen Doppelprojektionen die Methode des Bildvergleichs mit konstituiert. Der Medienwechsel hin zum Digitalisat mit

seinen Verwendungs- und Distributionsformen hat nun für die Diabestände einen Statuswechsel gebracht, der sie vom Gebrauchsgegenstand zum potenziellen historischen Forschungsgegenstand verändert hat.

### Wer entscheidet über den Statuswechsel von Sammlungen?

Diabestände sind ein Zeugnis vergangener Bildpraxis, anhand derer sich Auswahlkriterien und Kanonisierungen, Lehrpraktiken und Ordnungsstrategien nachvollziehen lassen. Doch

**1** Sammlung der Archäologie und Geschichte der römischen Provinzen sowie Hilfswissenschaften der Altertumskunde – Institut für Archäologische Wissenschaften.

**2** Schellackplatten im Lautarchiv der Humboldt-Universität zu Berlin.



2

wer ist ab wann innerhalb einer Universität für derartige Diabestände im Wandel zuständig? Sind es nach wie vor die Fächer und Institute, bei denen die Dias in fachsystematischer Intention gesammelt wurden, oder gibt es einen Zeitpunkt, ab dem historische Bildwissenschaften in neue Zuständigkeiten kommen? Wer ist verantwortlich und in der Lage, einen solchen Statuswechsel zu bestimmen? Und wer entscheidet, welche Dias bewahrt, welche aussortiert und welche digitalisiert werden? Wahrlich keine leichten Fragen, deren Beantwortung allzu häufig pragmatisch und nicht systematisch gefällt werden.

Auch neu entstehende Forschungsfelder können den Status von Sammlungen auf unvorhersehbare Weise verändern. An der Humboldt-Universität zu Berlin existiert beispielsweise das »Moorarchiv«, eine Sammlung von über 500 Karten im Maßstab 1:5 000 von Mooregebieten in Brandenburg sowie zahlreichen Feldbüchern und Standortgutachten zu Mooren in Mecklenburg-Vorpommern und Sachsen-Anhalt. Sie wurden ab den 1950er Jahren zur Erkundung der landwirtschaftlichen Nutzbarkeit dieser Flächen angelegt, seit den 1990er Jahren bieten sie eine in ihrer Detailgenauigkeit einmalige Quelle für Forschungen zum Boden- und Klimaschutz, da Moore als höchst klimarelevant erkannt wurden.

Auch neue Techniken wie zum Beispiel genanalytische Methoden können Sammlungen in neuem Licht mit zuvor nicht geahnten Potenzialen erscheinen lassen. Diese Latenz der Sammlungen, ihre Zukunftsoffenheit, wird als wichtiges Argument zu ihrem Erhalt angeführt. Gleichzeitig ist es mit der Notwendigkeit zur Auswahl in Einklang zu bringen, um nicht die Gegenwart mit antiquarisch angehäuft Relikten der Vergangenheit zu überfrachten. Dafür scheint ein vertieftes systematisches Verständnis des Statuswechsels von Sammlungen notwendig, um innerhalb des Paradoxes,

hinsichtlich Unvorhersehbarem zu entscheiden, handlungsfähig zu sein.

Neben dem Medienwechsel oder solchen neuen Fragestellungen sind es theoretische Grundverständnisse einzelner Fächer, die sich mitunter in der Skala von Jahrzehnten ändern und dabei auch den Status von Sammlungen betreffen. Im 19. Jahrhundert sind in naturwissenschaftlichen Fächern wie der Biologie als auch in Geisteswissenschaften wie Ethnologie und Geschichte typologische Sammlungen entstanden, die der gemeinsamen Idee, evolutionäre Entwicklungen zeigen zu können, entspringen sind. Im 20. Jahrhundert rückten die Geisteswissenschaften von derartigen Entwicklungsmodellen ab. Auch die Sammlungen, anhand derer zuvor solche Theorien entwickelt und demonstriert worden sind, gerieten aus dem Fokus beziehungsweise erfuhren eine Musealisierung.

### Neue Relevanz einer »veralteten« Sammlung

An der Humboldt-Universität befindet sich zum Beispiel das Lautarchiv, eine Sprach- und Stimmsammlung, die 1915 mit dem Ziel gegründet wurde, ein »Stimmenmuseum der Völker« mit sämtlichen Sprachen der Welt, gebannt auf Schellackschallplatten, zu begründen. »Kolonialsoldaten« in Kriegsgefangenenlagern des Ersten Weltkriegs boten den Wissenschaftlern die Möglichkeit, Aufnahmen mit vermeintlich typischen Vertretern ihrer jeweiligen Sprachen in der Nähe Berlins durchzuführen. Die Aufstellung einer Typologie und das Ziel der Vollständigkeit gerieten an ihre Grenzen. Im Jahr 2014 sind die über 1 600 Aufnahmen der Kriegsgefangenen anlässlich des 100. Jahrestages des Kriegsbeginns in Medien, Ausstellungen, Kunst- und Forschungsprojekten viel nachgefragte Quellen, in denen Gefangene ihre Sichtweisen artikulieren, so dass sich Perspektiven auftun, denen in der Geschichtsschreibung kaum Gehör geschenkt wurde.

Auch den Techniken der Aufnahmen, ihrer historischen Distribution oder der Geschichte der Sprachaufnahme als Forschungsmedium werden Aufmerksamkeiten entgegengebracht. Phonetische Untersuchungen nutzen diese oftmals ältesten Aufnahmen einer Sprache, um etwa deren Veränderungen im Rahmen von Migrationsbewegungen zu reflektieren. Die Sinnverschiebungen gegenüber dem ursprünglichen Ziel der vollständigen Erfassung und Typisierung sind offensichtlich und sorgen für neue Forschungsfragen. Zugleich stellen sie die Universität vor eine Herausforderung, da die fachlich-institutionelle Zuordnung nicht eindeutig ist. Dass das Lautarchiv an der Humboldt-Universität seit sechs Jahren wissenschaftlich-kustodisch verwaist ist, kann als Resultat von



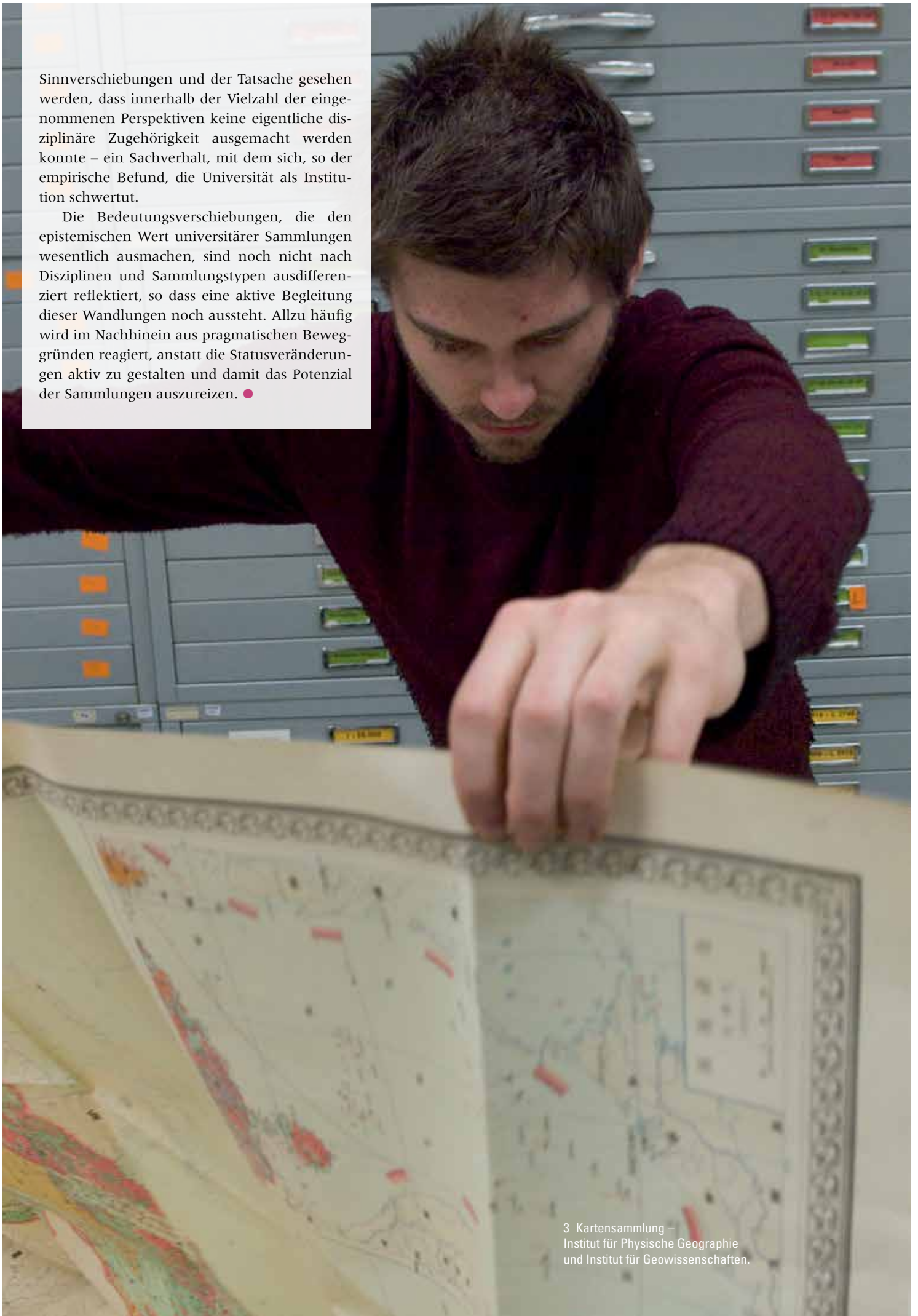
### Dr. Jochen Hennig

Dr. Jochen Hennig, Jahrgang 1972, studierte Physik und Mathematik. Seine Dissertation zur Bildpraxis in der frühen Nanotechnologie schrieb er im Grenzgebiet zwischen Wissenschafts- und Kunstgeschichte. Er ist Sammlungsbeauftragter des Präsidiums der Humboldt-Universität zu Berlin und Beiratsmitglied zu der Ausstellung »Ich sehe wunderbare Dinge. 100 Jahre Sammlungen der Goethe-Universität«.


[jochen.hennig@uv.hu-berlin.de](mailto:jochen.hennig@uv.hu-berlin.de)

Sinnverschiebungen und der Tatsache gesehen werden, dass innerhalb der Vielzahl der eingenommenen Perspektiven keine eigentliche disziplinäre Zugehörigkeit ausgemacht werden konnte – ein Sachverhalt, mit dem sich, so der empirische Befund, die Universität als Institution schwertut.

Die Bedeutungsverschiebungen, die den epistemischen Wert universitärer Sammlungen wesentlich ausmachen, sind noch nicht nach Disziplinen und Sammlungstypen ausdifferenziert reflektiert, so dass eine aktive Begleitung dieser Wandlungen noch aussteht. Allzu häufig wird im Nachhinein aus pragmatischen Beweggründen reagiert, anstatt die Statusveränderungen aktiv zu gestalten und damit das Potenzial der Sammlungen auszureizen. ●





The image shows a museum display case containing anatomical specimens. In the upper part, a hand skeleton is visible, with a label on the left listing anatomical terms such as 'TABAKIA', 'A. RADIALIS', 'TENDO M. EXTENSOR POLLICIS LONGUS', 'SEHNE DES M. EXTENSOR POLICIS BREVIS', 'MUSC. OBLIQUUS INTEROSSEUS', 'V. CEPHALICA', and 'TEND. SUPERFICIALIS N. RADIALIS'. Below this, a muscle specimen is displayed in a separate compartment. The background shows a museum interior with other display cases and a window.

## DIE SAMMLUNGEN DER GOETHE-UNIVERSITÄT

Die große Jubiläumsausstellung  
»Ich sehe wunderbare Dinge«  
im MUSEUM GIERSCHE gibt zum  
ersten Mal einen umfassenden Einblick  
in die faszinierende Vielfalt der über  
40 Sammlungen der Goethe-Universität.  
Eine davon ist die Sammlung der  
Dr. Senckenbergischen Anatomie –  
Universitätsklinikum.

## GEISTESWISSENSCHAFTEN

### ARCHÄOLOGISCHE WISSENSCHAFTEN

**Abguss-Sammlung der Klassischen Archäologie**  
Institut für Archäologische Wissenschaften

**Archäobotanische Vergleichssammlung  
der Vor- und Frühgeschichte**  
Institut für Archäologische Wissenschaften

**Originalsammlung der Archäologie  
und Kulturgeschichte des Vorderen Orients**  
Institut für Archäologische Wissenschaften

**Sammlung der Archäologie und Geschichte  
der römischen Provinzen sowie Hilfswissenschaften  
der Altertumskunde**  
Institut für Archäologische Wissenschaften

**Studien und Lehrsammlungen  
der Vor- und Frühgeschichte Afrikas**  
Institut für Archäologische Wissenschaften

**Studien- und Lehrsammlung  
der Vor- und Frühgeschichte Europas und Eurasiens**  
Institut für Archäologische Wissenschaften

### ETHNOLOGISCHE WISSENSCHAFTEN

**Ethnographische Sammlung**  
Frobenius-Institut

**Felsbildarchiv**  
Frobenius-Institut

**Fotoarchiv**  
Frobenius-Institut

**Oswin-Köhler-Archiv**  
Institut für Afrikanistik

### GESCHICHTSWISSENSCHAFTEN

**Sammlung Frankfurter Auschwitz-Prozesse**  
Fritz Bauer Institut

**Sammlung politische Bildgedächtnisse**  
Historisches Seminar

### SPRACH- UND LITERATURWISSENSCHAFTEN

**Bibliothek für Jugendbuchforschung**  
Institut für Jugendbuchforschung

**Comic-Archiv**  
Institut für Jugendbuchforschung

**Edda-Sammlung**  
Institut für Skandinavistik

### MEDIEN-, KUNST- UND MUSIKWISSENSCHAFTEN

**Filmsammlung und Mediathek**  
Institut für Theater-, Film- und Medienwissenschaften

**Jugendkulturarchiv**  
Institut für Kunstpädagogik

**Klavierrollensammlung**  
Institut für Musikwissenschaft

### SOZIAL- UND GESELLSCHAFTSWISSENSCHAFTEN

**Archiv des Instituts für Sozialforschung**

## NATURWISSENSCHAFTEN

### BOTANIK

**Lebenssammlung**  
Wissenschaftsgarten am Riedberg

**Herbarium Senckenbergianum Frankfurt am Main**  
Senckenberg Gesellschaft für Naturforschung

### GEOWISSENSCHAFTEN

**Kartensammlung**  
Institut für Physische Geographie  
und Geowissenschaften

**Lehrsammlungen, Belegsammlungen**  
Institut für Geowissenschaften

### PALÄOANTHROPOLOGIE

**Paläoanthropologie und Sammlung Gustav Heinrich  
Ralph von Koenigswald**  
Senckenberg Gesellschaft für Naturforschung

### PHYSIK

**Sammlung historischer physikalischer Geräte**  
Physik

**Sammlung künstlicher Kristalle**  
Physikalisches Institut

### ZOOLOGIE

**Sammlung Crustaceen**  
Senckenberg Gesellschaft für Naturforschung



Tierfigur aus Wachs, die in den 1960er Jahren von den Kxoe, einer ethnischen Minderheit im angolansich-namibischen Grenzgebiet, hergestellt worden ist.  
Oswin-Köhler-Archiv – Institut für Afrikanistik.



## MEDIZIN

---

**Deutsches Orthopädisches Geschichts- und Forschungsmuseum**  
Orthopädische Universitätsklinik

**Georg-Speyer-Haus**  
Institut für Tumorbiologie und experimentelle Therapie

**Moulagen-Sammlung**  
Klinik für Dermatologie, Venerologie und Allergologie

**Sammlung der Dr. Senckenbergischen Anatomie**  
Universitätsklinikum

**Sammlung des Instituts für Rechtsmedizin**  
Universitätsklinikum

**Sammlung des Neurologischen Instituts (Edinger-Institut)**  
Universitätsklinikum

## UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK JOHANN CHRISTIAN SENCKENBERG

---

**Abteilung Musik, Theater, Film**  
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg

**Abteilung Handschriften und Inkunabeln**  
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg

**Archivzentrum**  
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg

**Judaica-Sammlung**  
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg

**Koloniales Bildarchiv**  
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg

**Medizinisch-naturwissenschaftlicher Altbestand**  
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg

**Sammlung Frankfurt und Seltene Drucke**  
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg

## UNIVERSITÄTSARCHIV

---

**Kunstsammlung**  
Universitätsarchiv Frankfurt

**Literaturarchiv**  
Universitätsarchiv Frankfurt

**Selekte und Sammlungen**  
Universitätsarchiv Frankfurt

# DIE SAMMLUNGEN DER GOETHE-UNIVERSITÄT



»Ich sehe  
wunderbare  
Dinge«

100 Jahre  
Sammlungen der  
Goethe-Universität

*von Charlotte Trümpler,  
Judith Blume, Vera Hierholzer  
und Lisa Regazzoni*

Ducartist No. 147

**Frühlings Erwach**

von E. Bach.

Gespielt von  
Willy Rehberg

Das Sofa Arthur Schopenhauers, Millionen Jahre alte Fossilien, japanische Mangas, physikalische Geräte, illustrierte Inkunabeln, hauchdünne Hirnschnitte, Kopien afrikanischer Felsbilder, Herbarbelege von James Cook, Klavierrollen mit Einspielungen von Camille Saint Saens ... Was sich liest wie das schillernde Inventar eines Universal museums zur Erd- und Menschheitsgeschichte der vergangenen 4,6 Milliarden Jahre ist das dingliche Reservoir der historischen und aktuellen Forschung und Lehre an der Goethe-Universität. Eine Ausstellung im MUSEUM GIERSCHE zeigt anlässlich der 100-Jahr-Feier ausgewählte Schätze aus 40 Sammlungen für ein breites Publikum.

Über 34 Millionen Objekte werden in den rund 40 wissenschaftlichen Sammlungen an den Fachbereichen, in der Bibliothek und dem Archiv sowie von verschiedenen An- und Kooperationsinstitutionen der Goethe-Universität aufbewahrt. An den Standorten im Westend, am Riedberg und in Bockenheim sowie am Universitätsklinikum in Niederrad finden sich typische akademische Objektbestände wie die Abguss-Sammlung der Klassischen Archäologie, aber auch einzigartige Sammlungen wie das Jugendkulturarchiv im Institut für Kunstpädagogik.

Nicht nur die Objektarten sind vielfältig, auch die Entstehungs- und Überlieferungsgeschichte der Sammlungen ist facettenreich: Einige wurden mit klaren Lehr- beziehungsweise Forschungszielen systematisch zusammengestellt, andere wurden als Konvolute von externen Institutionen übernommen oder als Nachlässe übergeben. Viele sind deutlich vor der Gründung der Universität 1914 entstanden und eng mit der Frankfurter Stadtgeschichte verknüpft. Während einige Materialbestände eher einen wissenschaftshistorischen Wert haben und im Zusammenhang des eigenen Fachs keine aktive Rolle mehr spielen, werden andere fortlaufend erweitert und sind intensiv in Forschung und Lehre eingebunden. Teilweise sind nur noch Einzelstücke überliefert, da die Sammlungen den Krieg nicht überdauert haben; viele Bestände sind mehrfach umgezogen, wurden erweitert oder verkleinert, in neue Zusammenhänge eingeordnet und immer wieder unter neuen Fragestellungen beleuchtet. Die Sammlungen spiegeln die Geschichte der Goethe-Universität, aber auch die persönlichen Geschichten ihrer Forscher, Studierenden und Mitarbeiter wider und geben Einblick in den universitären Alltag der vergangenen 100 Jahre.

Dies greift die Ausstellung »Ich sehe wunderbare Dinge – 100 Jahre Sammlungen der Goethe-Universität« nun auf. Bereits im ersten Raum fächert sie die Vielfalt und das große Spektrum der Sammlungen wie ein Panorama unter Begriffen wie alt, winzig, gelehrt, aktuell, populär, global und mobil auf. Dahinter verbergen sich sowohl einzigartige und wertvolle Stücke als auch unscheinbare oder überraschende Gegenstände: der älteste Nachweis eines Menschen, der 2,4 Millionen Jahre alte Unterkiefer des *Homo rudolfensis* aus Malawi, ein von Andy Warhol selbst signiertes Plakat, der Hut von Max Horkheimer oder ein versteinertes Perlhirsenkorn. Nach der Konzentration auf das einzelne Objekt wird der Besucher in die Atmosphäre der Sammlungsräume geführt, in denen die über 40 Sammlungen aufbewahrt sind. Eigens für die Ausstellung hergestellte Fotografien von Tom Stern zeigen gefüllte Depots, Objekte in meterlangen Kellerregalen, gestapelte Kisten in Dachböden, reich gefüllte Büroräume, gut sortierte Archivschachteln, Tausende von Filmrollen, Fotokästen, sorgfältig gerollte Felsbilder, Kilometer von Büchern. Gläser gefüllt mit Krebsen, Hirnschnitten, Embryonen oder Gewürzproben lagern nebeneinander und geben einen Eindruck von der schiereren Menge, die in den unbekannteren Schatzkammern der Universität aufbewahrt wird.

Die weitere Gliederung der Räume erfolgt bewusst nicht nach einzelnen Sammlungen, sondern nach übergeordneten Themen: Neugier, Glaube, Köpfe, Idealbild, Bewegung, Emotionen, Protest, Gewalt, Tod, Zeit, Kaffee und Humor. Die überraschende Gegenüberstellung von Objekten aus den verschiedenen Fachbereichen zeigt das Unterschiedliche und Gemeinsame und bringt sie in einen spannenden Dialog. So treffen beim Thema Köpfe

1 Klavierrollensammlung – Institut für Musikwissenschaften.



2 Eine Serie von Manga-Comics, Comic-Archiv – Institut für Jugendbuchforschung.

Wachsmoulagen, Schädel, Porträts von Wissenschaftlern, Karikaturen, Gipsabgüsse antiker Köpfe, Schauspieler aus Sammelalben, ethnologische Masken, Kopfpräparate, Münzbildnisse römischer Herrscher, Totenmasken und Rekonstruktionen von Neandertalern unmittelbar aufeinander. Auf diese Weise eröffnen sich ungewöhnliche Perspektiven und neue Sichtweisen auf die einzelnen Wissenschaften. Zugleich werden die oft in komplexen Zusammenhängen entstandenen Dinge durch den spielerischen Zugang verständlicher.

Filme, die von Sophia Edschmid, Studentin aus dem Fachbereich Kunstpädagogik, und dem Kameramann Philipp Rehm erstellt worden sind, lassen die Forschungen lebendig werden, die hinter den Objekten stehen. Sie erlauben dem Betrachter zugleich einen Blick über die Schulter der Wissenschaftler in ihre aktuellen Untersuchungen und damit hinter die Kulissen der Universität.

Der letzte Raum ist dem Thema Kaffee gewidmet. Dieser von einer Studierendengruppe gestaltete Bereich zeigt, wie sich das populäre Getränk in den Sammlungen widerspiegelt: von der Ernte und Produktion

über ein äthiopisches Kaffeeservice bis zum eigens von Ferdinand Kramer entworfenen Messgeschirr. Fotos und Interviews mit Kaffee trinkenden Mitarbeitern sowie deren Lieblings-tassen runden das Thema ab. Auch die Besucher werden eingeladen, bei einem Kaffee zu verweilen und sich in die neue Online-Plattform zu den Sammlungen der Goethe-Universität zu vertiefen, die am 16. Juli 2014, am Tag der Innovationen in der Jubiläumsfestwoche, feierlich eingeweiht und veröffentlicht wird.

Im Rahmen der Lehrveranstaltungen der wissenschaftsgeschichtlichen Studiengruppe »sammeln, ordnen, darstellen« am Forschungszentrum für historische Geisteswissenschaften entwickelt, bietet die Online-Plattform einen besonderen Zugang zu den Sammlungen. Lebendig geschriebene Objekt-erzählungen, die in der gemeinsamen interdisziplinären Arbeit von Studierenden, Sammlungskuratorinnen und -kuratoren, Lehrenden und Ausstellungsmacherinnen entstanden sind, erschließen die materiellen Bestände der Universität und bieten viele unterschiedliche Perspektiven: fachinterne ebenso wie fachfremde Blicke; wissenschaftshistorische ebenso wie kuratorisch geprägte Interpretationen; intuitiv-kreative sowie systematische Zugänge. Die Plattform ist dabei kein abgeschlossenes Portal, sondern eine offene Forschungs- und Lehrstruktur, die auch über die Ausstellung hinaus eine Grundlage für die weitere Arbeit mit den Sammlungen bietet. ●

**Die Ausstellung ist vom 19. Oktober 2014 bis 8. Februar 2015 im MUSEUM GIERSCH zu sehen.**



## Die Autorinnen

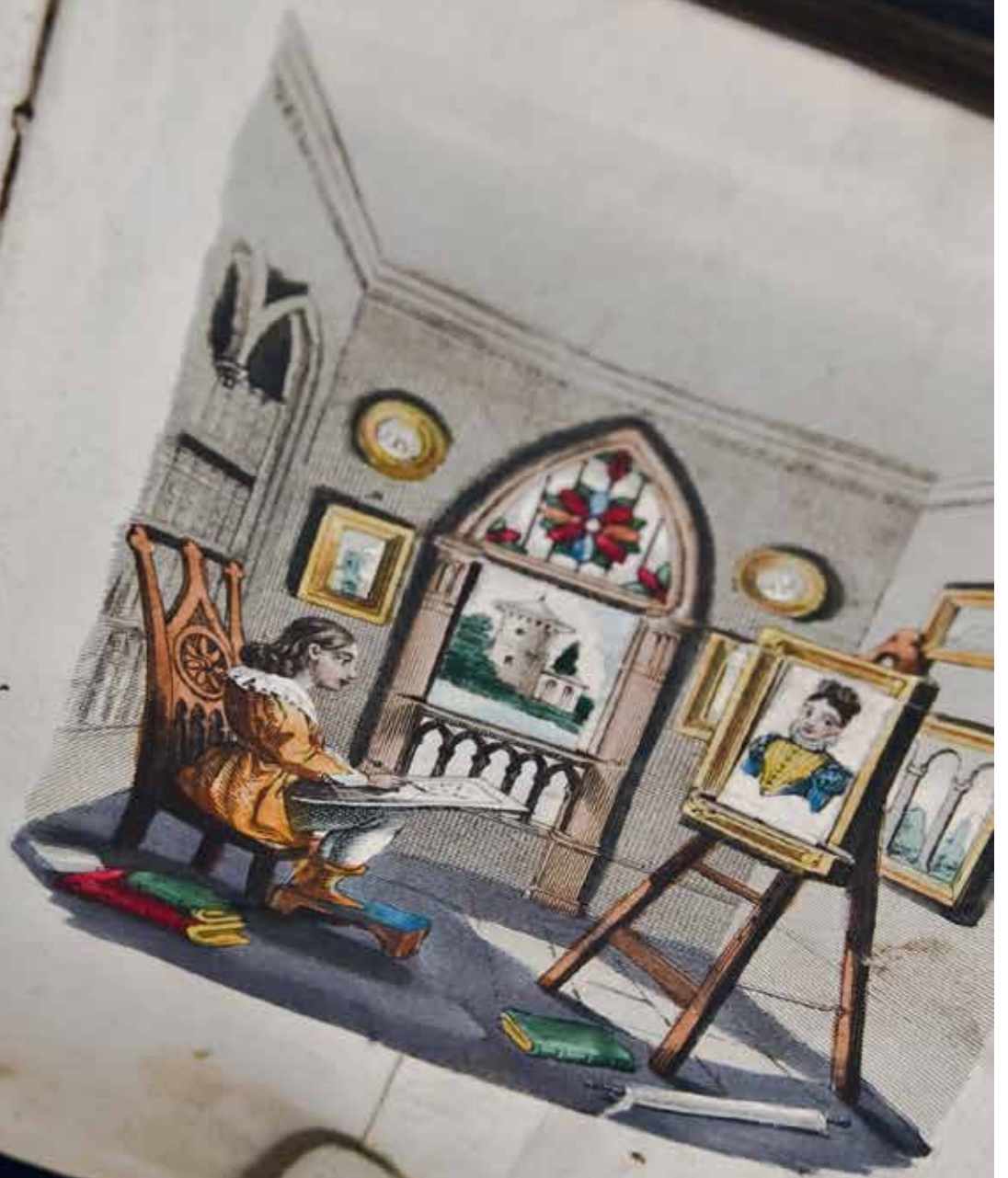
**Dr. Charlotte Trümpler** (oben links) ist Leiterin der Jubiläumsausstellung „Ich sehe wunderbare Dinge“ und Archäologin.

**Judith Blume** (oben rechts) ist Kuratorin und Doktorandin am Historischen Seminar.

**Dr. Vera Hierholzer** (unten links) ist Kuratorin und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Historischen Seminar.

**Dr. Lisa Regazzoni** begleitet die Ausstellung mit ihrer wissenschaftlichen Mitarbeit, sie ist Forschungsstipendiatin der Gerda Henkel Stiftung und habilitiert in Neuerer Geschichte.

[truempler@pvw.uni-frankfurt.de](mailto:truempler@pvw.uni-frankfurt.de)  
[blume@em.uni-frankfurt.de](mailto:blume@em.uni-frankfurt.de)  
[hierholzer@em.uni-frankfurt.de](mailto:hierholzer@em.uni-frankfurt.de)  
[regazzoni@em.uni-frankfurt.de](mailto:regazzoni@em.uni-frankfurt.de)



3 Ältestes Ziehbilderbuch der Welt: Le livre-joujou von Jean Pierre Brès, um 1825  
Bibliothek für Jugendbuchforschung – Institut für Jugendbuchforschung.



# Weniger bewundert, dafür aber viel beachtet

Die geowissenschaftlichen Sammlungen  
sind unverzichtbar für Forschung und Lehre

*von Stefanie Hense*

Was für den Laien unscheinbar aussieht, kann für den Geologen ein wertvolles Fundstück sein. Um ihren Blick zu schulen, arbeiten Studierende nicht nur im Gelände, sondern auch mit den Objekten der geowissenschaftlichen Sammlungen. Für die Forschung sind die Fundstücke ein steinernes Gedächtnis der Erdgeschichte.

Auf den ersten Blick sieht dieses Objekt gar nicht so spannend aus. Für einen Laien jedenfalls. Unregelmäßig geformt, ungefähr 25 Zentimeter lang, bis zu zehn Zentimeter dick. Beige-brauner Stein mit dunkleren, teilweise glatten Strukturen darin. Dazwischen an drei Stellen runde, längliche Stücke aus einem fast weißen Material. Das Objekt gehört zur »Fossiliensammlung« des geowissenschaftlichen Instituts der Goethe-Universität, es wurde im Mainzer Becken, in der Nähe der Stadt Alzey gefunden.

Wenn der Geologie-Professor Peter Prinz-Grimm darüber spricht, kommt er ins Schwärmen: »Das Weiße sind die Rippen einer Seekuh. Sie schwamm vor 30 Millionen Jahren in Rheinhessen umher – das war damals noch vom Meer bedeckt. Als das Tier starb, sank der Kadaver auf den Meeresboden. Austern siedelten auf den Knochenresten, beides wurde von Schlamm bedeckt und lagerte seither im Mainzer Becken – bis schließlich ein Wissenschaftler das Fossil entdeckte. Der Fund zeugt ganz wunderbar von der Fossilientstehung, von der Lebensgemeinschaft aus Austern und einem Säugetierkadaver, aber auch vom damaligen subtropischen Klima und der letzten Meeresüberflutung eines Gebiets, in dem wir heute leben.«

Die Fossilien, Steine und Minerale lagern in flachen Holzschubladen, verteilt auf insgesamt 500 Quadratmeter oder sieben Räume im Geozentrum auf dem Riedberg-Campus, in geschlossenen Schränken oder (im Untergeschoss) in hohen Metallregalen.

Die »Gesteins-«, die »Fossilien-« und die »mineralogische Sammlung« sind nach wissenschaftlichen Kriterien sortiert: nach Gesteinsarten, nach der biologischen Systematik, nach der Art der chemischen Verbindung. Und die Gesteinsproben und Fossilien der »erdgeschicht-

lichen Sammlung« werden je nach ihrem Alter einem Abschnitt auf der geologischen Zeitskala zugeordnet, zum Beispiel Kambrium, Karbon, Jura oder Kreide.

#### Gläser mit ungezählten Muscheln, Schnecken und Ostrakoden

Nur selten fügen Wissenschaftler besonders beachtenswerte Objekte hinzu; in den Jahren 2009 und 2010 wurden die Sammlungen zudem durch die erdgeschichtliche Sammlung der Universität Gießen erweitert, nachdem deren geologisches Institut geschlossen worden war. Aber abgesehen davon sind diese Teilsammlungen so alt wie die Universität selbst. Wie viele Objekte sie umfassen, kann Prinz-Grimm allerdings nicht angeben. »Wir haben große Fossilien, wie etwa die Seekuh-Rippen«, sagt er. Ein Glas oder eine Schachtel mit Klein- und Mikrofossilien wie etwa Muscheln, Schnecken, Ostrakoden (Muschelkrebse), Foraminiferen enthalte andererseits bis zu einige Hundert Exemplare. »Da lässt sich höchstens die Zahl der Behältnisse nennen. Die Sammlung der Mineralogie umfasst knapp zehneinhalbtausend Exemplare, das sind ungefähr so viele wie die Gesteins- und die Fossiliensammlung zusammen. Dazu kommen dann noch die rund 8000 Objekte der erdgeschichtlichen Sammlung.«

Die mit Abstand größte Teilsammlung – und zugleich die scheinbar am wenigsten systematisch organisierte – bilden die schätzungsweise 30000 Objekte im »offenen Magazin« im Untergeschoss des Geozentrums: Hier kann jede Wissenschaftlerin, jeder Wissenschaftler des Instituts eine »Spalte« aus übereinanderliegenden Schubladen belegen, um Arbeitsmaterial unterzubringen, eigenes oder das von Studierenden, Doktorandinnen und Doktoranden: Kunststoffdosen und ehemalige Marmeladengläser mit

**1 Rippen einer Seekuh.** Das Fossil aus der geowissenschaftlichen Sammlung gibt Zeugnis von der Zeit vor 30 Millionen Jahren, als Rheinhessen noch von Meerwasser bedeckt war.

Proben, deren Zusammensetzung und Struktur zu untersuchen sind. Handelt es sich um ein Mineral (ein Bestandteil) oder um ein Gestein (mehrere Bestandteile)? Welches Mineral liegt hier vor? Calcit, Quarz oder Feldspat? Wie ist die chemische Zusammensetzung? Welche Mikrofossilien enthält die Gesteinsprobe aus einem Sedimentstapel?

### **Schlämmen, Sieben, Schleifen – die Arbeit der Präparatoren**

Die Wissenschaftler haben ihre Proben auf der ganzen Welt gesammelt – im Rhein-Main-Gebiet, im Spessart, Odenwald und Vogelsberg genauso wie in Griechenland, Kolumbien und Südafrika. Bevor sie die Proben ins offene Magazin bringen und dann untersuchen, landen diese zunächst in der »Auffangsammlung«, bis sie präpariert werden. Um bei weichem feinkörnigem Material die unterschiedlichen Korngrößen zu trennen und zu bestimmen, wird die Probe mit Wasser versetzt, umgerührt (»geschlämmt«) und gesiebt. Damit die Wissenschaftler die Struktur von Gesteinsproben unter dem Mikroskop untersuchen können, stellen Präparatoren »Dünnschliffe« her: Sie sägen einen Stein durch, schleifen die gesägte Fläche ab, kleben sie auf einen gläsernen Objektträger, sägen den Stein auf der anderen Seite durch und schleifen auch diese Fläche soweit ab, bis Licht durch die dünne Steinschicht fällt, die jetzt, unter dem Mikroskop betrachtet, analysiert und erforscht werden kann.



### **Dr. Stefanie Hense**

Dr. Stefanie Hense, 43, ist freie Wissenschaftsjournalistin. Sie studierte Physik in Marburg und promovierte in Karlsruhe. Die ehemalige FAZ-Redakteurin schreibt für den Uni-Report der Goethe-Universität, das Uni-Journal der Philipps-Universität Marburg und die Max-Planck-Gesellschaft.

[stefanie\\_hense@web.de](mailto:stefanie_hense@web.de)

Geforscht wird allerdings nicht nur an dem, was im »offenen Magazin« lagert, sondern auch an der »Belegsammlung«, zu der die Forschungsobjekte von an der Goethe-Universität angefertigten Abschlussarbeiten gehören. Nicht, um die Arbeit noch einmal zu machen, sondern um im Licht neuer Erkenntnisse weiterführende Untersuchungen vorzunehmen oder neu entwickelte experimentelle Methoden anzuwenden. So lässt sich das Alter von Fossilien und Gesteinen heutzutage nicht mehr nur relativ bestimmen, also im Vergleich zu einer älteren oder jüngeren Probe. Zusätzlich kann das Untersuchungsobjekt mithilfe eines radiometrischen Verfahrens auch absolut datiert werden: Je nachdem, welches Material untersucht wird und welches Alter es ungefähr hat, lässt sich eine Probe beispielsweise mit der Radiocarbon-, Rubidium-Strontium- oder Uran-Blei-Methode datieren. Und wenn das Alter eines kalkschaligen Fossils bekannt ist, kann die Sauerstoff-Isotopen-Methode dazu dienen, die klimatischen Bedingungen während seiner Entstehung zu ermitteln.

Fossilien wie etwa die Seekuh-Rippen, deren Austern-Bewuchs auch ohne Sauerstoff-Isotopen-Methode einen Hinweis darauf gibt, welches Klima bei der Versteinerung herrschte, stellen aus der Sicht der Wissenschaftler die besonderen Schätze der Sammlung dar. Sie sind vielleicht nicht unbedingt die Stücke, die einen Laien auf den ersten Blick faszinieren – Letztere gehören zur Schausammlung. Deren Exponate sind in den Gängen des Instituts zu sehen: zum Beispiel im zweiten Stock des Geozentrums ein pflastersteingroßer Einkristall aus Steinsalz, dessen sattes Blau aus einer Vitrine leuchtet; im Erdgeschoss eine mehr als einen halben Meter tiefe Amethyst-Druse aus Brasilien und ein »mineralischer Blumenstrauß«, soll heißen: eine riesige bukettförmige Bergkristallstufe aus dem Privatbesitz eines Frankfurter Professors, deren unsichere Herkunftsangabe »Schweizer Alpen« lautet; sie lagert auf einer Stele an den bodentiefen Fenstern und kann schon von draußen bewundert werden.

### **Der »Schotterkurs«: Vorbereitung auf Geländeübungen**

Weniger Bewunderung, dafür aber umso mehr Beachtung erfahren die Objekte einer anderen Teilsammlung der Geowissenschaften: Im sogenannten Schotterkurs, der offiziell »Grundkurs Geomaterialien« heißt, betrachten Studienanfängerinnen und -anfänger der Geowissenschaften die Gesteine, Fossilien und Minerale der »Lehrsammlung«, beschreiben und bestimmen sie, um sie später bei Geländeübungen und letztlich bei wissenschaftlichen Arbeiten wiederzuerkennen. Viele nutzen die Lehrsam-



lung zudem für das Selbststudium oder die Prüfungsvorbereitung, wenn sie etwa verschiedene Granite miteinander vergleichen oder sich einen Überblick darüber verschaffen wollen, welche Gesteine während des Jura in den deutschen Mittelgebirgen gebildet wurden. Aus diesem Grund ist dies auch die einzige geowissenschaftliche Teilsammlung, die nicht aus Unikaten besteht: Jeder und jede Studierende soll im Kurs schließlich ein Exemplar aus beispielsweise Kalkstein, Vulkangestein, Schiefer in die Hand nehmen können.

Andererseits sind insbesondere die Gesteine und Fossilien einmalig: Viele der Fundorte sind nicht mehr zugänglich, und die meisten Objekte entstehen nicht von Neuem. Auch wenn sie nicht explizit Teil der Lehrsammlung sind, werden sie natürlich in Lehrveranstaltungen eingesetzt. So können die austernbewachsenen Seekuhrippen in einer erdgeschichtlichen Vorlesung das Kapitel »Tertiär« illustrieren. Oder ein Dozent zeigt sie seinen Studierenden, um diese auf eine Exkursion ins Mainzer Becken vorzubereiten – dorthin, wo das Tier vor 30 Millionen Jahren gelebt hat. ●

**2 Muscheln und Schnecken füllen in der Sammlung Dutzende Schachteln und Gläser.**



**3 In der Lehrsammlung bereiten sich Studierende auf Geländeübungen vor. Sie lernen Gesteine, Mineralien und Fossilien zu bestimmen, um sie anschließend im Freien erkennen zu können.**



# HIRNFORSCHUNG



# Köpfe – Hirne – Netzwerke

## 130 Jahre Neurowissenschaft(en) in Frankfurt am Main

von Gerald Kreft

Unter den zahlreichen Traditionen, an die in Frankfurt am Main stolz erinnert wird, bleibt eine bislang eigentümlich unterbelichtet: die Geschichte der Hirnforschung. Gerald Kreft gibt einen Überblick über dieses faszinierende Kapitel der lokalen Wissenschaftsentwicklung und stellt zugleich das Museumsprojekt zur Geschichte der Hirnforschung in Frankfurt vor, das die Ludwig Edinger-Stiftung realisieren will. Hier wirkt jener Geist fort, der 1914 zur Eröffnung der Goethe-Universität führte. Der Hirnforscher Ludwig Edinger (1855-1918) war der einzige Wissenschaftler unter den elf Unterzeichnern des Stiftungsvertrags, der an der Universität forschte und lehrte.<sup>1</sup>

Edinger ließ sich 1883 als Nervenarzt in der Mainmetropole nieder, nachdem der zeitgenössische Antisemitismus seine Universitätskarriere (zunächst) zerstört hatte. Berühmtberühmter ist die quasi mythologische Urszene seiner Forschungen: Ihre Anfänge lagen, wie so vieles andere auch, in einem Schlafzimmer. Hier öffnete Edinger nachts die Schädel von Totgeborenen, mikroskopierte den Verlauf der Nervenbahnen ihrer Gehirne – und gab jedes Mal zuvor seiner Haushälterin frei. »Dr. Jekyll and Mr. Hyde« lassen grüßen (Stevensons Roman erschien 1886). Aufgenommen wusste sich Edinger in der Gelehrtenkultur der Senckenbergischen Stiftungsinstitute. Hier trug er seine bahnbrechenden Resultate vor, hier drängte man ihn zur Veröffentlichung seiner »Zehn Vorlesungen über den Bau der nervösen Centralorgane« (1886).

Als »größte Autorität auf dem Gebiet der vergleichenden Neurologie« (Ramón y Cajal) wirkte Edinger wie ein Magnet. 1885 vermittelte er den Meister histologischer Färbetechnik, den (ebenfalls antisemitisch diskriminierten) Pathologen Carl Weigert (1845-1904) auf die Direktorenstelle der »Senckenbergischen Anatomie«. Später weltberühmte Schüler aus dem In- und Ausland erhielten hier entscheidende Impulse. Eine Liste dieser »Arbeiten aus dem Neurologischen Institut«, die Edinger 1907 ver-

öffentlichte, setzt 1885 ein und dokumentiert die Tätigkeit dieser ältesten Hirnforschungsstätte Deutschlands. International weist nur das Wiener Neurologische Institut weiter zurück, nämlich auf 1882.

### Auf verschiedensten Wegen

Um 1900 verstand man unter Neurologie noch nicht, wie heute, die Neurologische Klinik, sondern alle Disziplinen, die sich mit der Erforschung des Nervensystems beschäftigten. In diesem interdisziplinären Sinne nannte Edinger sein Institut, das er aus eigenen Mitteln aufbaute, Neurologisches Institut. Ziel war der Brückenschlag zwischen Hirnforschung und Psychologie. Seit den 1960er Jahren steht hierfür der Begriff Neurowissenschaft (Neuroscience).

Um 1910 bestand Edingers Institut aus einer Neuroanatomischen und einer Neuropathologischen Abteilung. Er leitete überdies eine »Poliklinik für Nervenranke« und organisierte einen Psychologischen Verein, in dem Ärzte, Zoologen und Psychologen miteinander diskutierten. Sein Institut gehörte zur Brain Commission, dem 1903 in London begründeten ersten internationalen neurowissenschaftlichen Netzwerk. Dem setzte der Erste Weltkrieg ein Ende. Und gab der Frankfurter Hirnforschung Impulse: In Zusammenarbeit mit dem ebenfalls jüdischen Gestaltpsychologen Adhémar Gelb (1887-1936) begrün-



**Ludwig Edinger**  
(1855-1918)  
Begründer der  
Neuroanatomie



**Kurt Goldstein**  
(1878-1965)  
Begründer der  
Neuropsychologie



**Tilly Edinger**  
(1897-1967)  
Begründerin der  
Paläoneurologie



**Ernst und Berta Scharrer**  
(1905-1966 bzw. 1906-1996)  
Begründer der  
Neuroendokrinologie

## Literatur

- 1 Zum Folgenden insgesamt:  
Gerald Krefzt:  
Deutsch-Jüdische Geschichte  
und Hirnforschung. Ludwig  
Edingers Neurologisches  
Institut in Frankfurt am Main.  
Mabuse Verlag 2005.
- 2 Gerald Krefzt:  
»Willst Du ins Unendliche  
schreiten ...«  
Zu Akkulturation und  
Emigration deutsch-  
jüdischer Neuro-  
wissenschaftler.  
In: Dirk Reitz (Hrsg.)  
Exodus der Wissenschaften  
und der Literatur.  
Darmstadt 2004, S. 151-182.
- 3 Rolf Kohring und  
Gerald Krefzt (Hrsg.):  
Tilly Edinger. Leben  
und Werk einer jüdischen  
Wissenschaftlerin.  
Stuttgart 2003.
- 4 Gerald Krefzt:  
Philipp Schwartz (1894-1977)  
– Zürich und die Notgemein-  
schaft Deutscher Wissen-  
schaftler im Ausland.  
In: B. Holdorff und E. Kumbier  
(Hrsg.): Schriftenreihe der  
Deutschen Gesellschaft  
für Geschichte der  
Nervenheilkunde, Band 18.  
Würzburg 2012, S. 101-129.
- 5 Gerald Krefzt:  
»... nunmehr judenfrei ...«  
Das Neurologische Institut  
1933 bis 1945.  
In: Jörn Kobes und  
Jan-Otmar Hesse (Hrsg.):  
Frankfurter Wissenschaftler  
zwischen 1933 und 1945.  
Göttingen 2008, S. 125-156.

dete Edingers Schüler und Nachfolger Kurt Goldstein (1878-1965) in einem Reservelazarett (Institut zur Erforschung der Folgeerscheinungen von Hirnverletzungen) die moderne Neuropsychologie und Neurorehabilitation.

Unter Goldstein wirkte das Neurologische Institut in den 1920er Jahren als Knotenpunkt der geistigen Linken. Eine Phalanx von zumeist jüdischen Studierenden und Assistenten verband es mit dem Psychologischen Institut, dem Psychoanalytischen Institut sowie dem Institut für Sozialforschung. Ähnlich Albrecht Bethe (1872-1954), dem Direktor des Physiologischen Instituts, betonte Goldstein die Plastizität des Nervensystems. Sein ganzheitliches, an Goethe orientiertes Verständnis des Lebendigen findet sich auch bei zahlreichen Mitarbeitern und konstituiert eine mit Edinger anhebende, von den Nationalsozialisten ins Exil getriebene deutsch-jüdische Traditionslinie der Hirnforschung in Frankfurt am Main.<sup>2</sup>

### Der lange Schatten des Dritten Reichs

Zu erinnern ist etwa an Tilly Edinger (1897-1967). Ihre Begründung der Paläoneurologie verdankte sich den einzigartigen Sammlungen des Senckenbergischen Naturhistorischen Museums und des Neurologischen Instituts sowie informellen Beziehungen zu zahlreichen neurowissenschaftlichen »Vize-Papas«. Einer von ihnen war der 1933 zwangsweise beurlaubte Direktor der Senckenbergischen Anatomie, Hans Bluntschli (1877-1962), der bei der Demonstration eines »faulen«, nicht mehr zu gebrauchenden Gehirns vor Studierenden seinem Sektionsdiener zurief: »Hast Du mir das Gehirn von Hitler hingelegt?«<sup>3</sup> Selbst in die Emigrationshilfe spielten neurowissenschaftliche Beziehungen hinein. In Zürich begründete Philipp Schwartz (1894-1977), der sowohl am Pathologischen Institut als auch am Neurologischen Institut

gearbeitet hatte, zusammen mit Goldstein sowie dem eidgenössischen Neurologen Erich Katzenstein (1893-1961) die bedeutendste deutsche Selbsthilfeorganisation für von den Nazis entlassene Hochschullehrer, die Tausenden neue Stellen im Ausland vermittelte.<sup>4</sup>

Wer in Deutschland weiterarbeitete, zeigte (mehr oder minder) gute Miene zum bösen Spiel. Ernst Scharrer (1905-1966), der mit seiner Frau Berta (1906-1996) am Neurologischen Institut die Neuroendokrinologie begründete, wurde von Tilly Edinger als ihr Nachfolger vorgeschlagen. Aus ihrer Privatkorrespondenz wissen wir, »dass er nicht über die Lippen brachte, sondern mir auf einen Zettel schrieb: »Ich bin in die SA eingetreten.«. Sie blieben gleichwohl Freunde. 1937 emigrierten die Scharrers in die USA. Ihr Nachfolger, Rudolf Thauer (1906-1986) vom Physiologischen Institut, forschte zur cerebralen Wärmeregulation des Organismus. Im Oktober 1942 gehörte er zu den Teilnehmern der geheimen Tagung »Seenot/Winternot« in Nürnberg, auf der über tödliche Unterkühlungsversuche mit KZ-Häftlingen berichtet wurde.<sup>5</sup> Auch er bewahrte nach 1945 Stillschweigen.

An der von Karl Kleist (1879-1969) seit 1920 geleiteten Psychiatrischen Klinik hatten schon vor der Jahrhundertwende zwei später prominente Histopathologen gearbeitet: Franz Nissl (1860-1919) und Alois Alzheimer (1864-1915), der dort an einer Patientin jene Demenz untersuchte, die inzwischen seinen Namen trägt. Zu einem Gravitationszentrum entwickelte sich die Frankfurter Psychiatrie aber erst unter Kleist, dessen Verstrickungen während des Nationalsozialismus weitgehend unaufgearbeitet sind.<sup>6</sup> Kleists lokalisationstheoretisches Verständnis des Gehirns stand in diametralem Gegensatz zu Goldsteins Ansatz. Hatte sich mit Edinger die Neurologie erstmals als eigenstän-



**Philipp Schwartz**  
(1894-1977)  
Begründer der  
Notgemeinschaft  
deutscher Wissen-  
schaftler im Ausland



**Karl Kleist**  
(1879-1969)  
Führender Repräsen-  
tant der Gehirn-  
lokalisationslehre



**Wilhelm Krücke**  
(1911-1988)  
Erster Ordinarius  
für Neuropathologie  
in Deutschland



**Wolf Singer**  
Prominentester  
Hirnforscher  
Deutschlands

dige Disziplin etabliert, wurde sie von Kleist so fest an die Psychiatrie gebunden, dass sie sich in Frankfurt erst Anfang der 1970er Jahre, später als in den meisten deutschen Städten, institutionell davon wieder löste.

#### Vom Nervenzentrum zum Neurostandort

Nach dem Zweiten Weltkrieg ging vom Neurologischen Institut die Professionalisierung der Neuropathologie in Deutschland aus. Wilhelm Krücke (1911-1988) zog überdies 1962 das Max-Planck-Institut für Hirnforschung (vormals Kaiser-Wilhelm-Institut) nach Frankfurt, wo beide Neuropathologien miteinander verschmolzen. Die zweite, neuroanatomische Abteilung wurde zunächst von seinem ehemaligen Chef Hugo Spatz (1888-1969) geleitet. Mit Spatz kam Julius Hallervorden (1882-1965) nach Frankfurt, der wegen seiner Untersuchungen an Gehirnen nationalsozialistischer Euthanasieopfer international geächtet war. Inzwischen ist auch Spatz belastet. Erst Ende der 1980er Jahre stellte sich die Max-Planck-Gesellschaft ihrer braunen Vergangenheit und ließ unterschiedslos alle Präparate der Sammlung Hallervorden auf dem Münchner Waldfriedhof bestatten. Dass dieser Versuch einer endgültigen Lösung die Identifikation der Opfer unmöglich gemacht hat, wird gegenwärtig problematisiert. In diesem Sinne hatte seinerzeit schon der Direktor des Edinger-Instituts, Wolfgang Schlote, widersprochen.<sup>7</sup>

Bereits in den 1960er Jahren kursierten Pläne für ein »Frankfurter Nervenzentrum«. Die seitherige Entwicklung hat diese Vision bei Weitem übertroffen. Am Universitätsklinikum wurden Kliniken für Neurochirurgie, Neuro-radiologie und Neurologie etabliert. 1981 kamen am MPI neben der Neuroanatomischen Abteilung eine Neurophysiologische und 1991 eine Neurochemische hinzu. Zusammen mit dem

Zentrum für Morphologie und dem Zoologischen Institut verstärkten sie neurowissenschaftliche Sonderforschungsbereiche (SFB), die zwischen 1979 und 1998 Rainer Klinke (1936-2008) am Physiologischen Institut leitete.

2006 ging daraus das Interdisziplinäre Zentrum für Neurowissenschaften (IZN) hervor, das allen lokalen Neurowissenschaftlern eine gemeinsame Plattform gibt und gegenwärtig von Manfred Kössl (Institut für Zellbiologie und Neurowissenschaft) geleitet wird. Seinen Sitz hat das IZN im 2007 bezogenen Neuroscience Center, in dem Dependancen der Institute für Anatomie und Physiologie sowie der Kliniken für Neurologie und Neurochirurgie grundlagentheoretisch forschen. Das Edinger-Institut unterhält hier eine Abteilung für klinische sowie eine für experimentelle Neuropathologie. Neu eröffnet wurden 2008 das Institut für Neuroonkologie und 2010 das Institut für Chronomedizin.

Für den gegenwärtigen Neurostandort Frankfurt lässt sich die Bedeutung Wolf Singers kaum überschätzen. Der 2011 emeritierte Neurophysiologe am MPI gehörte 2004 zu den Mitbegründern des Brain Imaging Center. Ein separater Neubau ist geplant. 2013 bezog das MPI für Hirnforschung sein neues Domizil auf dem Campus Riedberg in unmittelbarer Nachbarschaft zum MPI für Neurogenetik sowie des MPI für Experimentelle Ästhetik. Der Spatenstich für das von Singer 2006 nach Frankfurt geholte Ernst Strüngmann Institut für Neurowissenschaften erfolgte im vergangenen März. Singer gehört zum Wissenschaftlichen Beirat des Sigmund-Freud-Instituts und war 2004 einer der Gründungsdirektoren des Frankfurt Institute for Advanced Studies, in dem seine Ideen zum Brückenschlag zwischen natur- und geisteswissenschaftlichen Beschreibungen Wirklichkeit werden sollen.<sup>8</sup> Damit erreicht

<sup>6</sup> Dies gilt selbst noch für den einigermaßen selektiven Umgang mit der verwendeten Literatur bei Udo Benzenhöfer: Die Universitätsmedizin in Frankfurt am Main 1914 bis 2014. Münster 2014.

<sup>7</sup> Paul Weindling: »Cleansing« anatomical collections: the politics of removing specimens from German anatomical and medical collections 1988-92. In: Annals of Anatomy 194 (2012), S. 237-242.

<sup>8</sup> Wolf Singer: Der Beobachter im Gehirn. Essays zur Hirnforschung. Frankfurt am Main 2002, S. 42 und 177.

<sup>9</sup> Gerald Kreft: »... ergab sich bald ein merkwürdiges Hindernis ...« – Zur Aktualität von Ludwig Edingers neurowissenschaftlichem Projekt. In: Forschung Frankfurt 2005, Heft 1, S. 71-73.

die neurowissenschaftliche Diskussion erneut das Problemniveau, das sich bei Edinger bereits artikulierte.<sup>9</sup>

**Ein Ort neuer Erfahrungen**

Im Rückblick auf die skizzierte Entwicklung wird eine Unschärfe erkennbar: Handelt es sich bei den Neurowissenschaften (Plural) um eine bloß soziale Organisation von Neurowissenschaftlern (*community of scientists* bzw. *sciences*)? Oder was wäre das konstituierende Paradigma der Neurowissenschaft (Singular) im Sinne einer vorbildlichen Problemlösung des Verhältnisses von Gehirn und Geist (*scientific community*)? Diese (und andere) Fragen historisch anzugehen, markiert zugleich eine Leerstelle im bislang existierenden neurowissenschaftlichen Netzwerk. Das von der Ludwig Edinger-Stiftung geplante Museum für Geschichte der Hirnforschung in Frankfurt setzt hier an. Es will anhand der erhaltenen – und auch in Zukunft weiter anfallenden – Schätze dieser lokalen Tradition ein Archiv schaffen; einen Ort, an dem die ästhetische Erfahrung von Originalobjekten weitergehende Reflexionen anregt. ●

Blick auf die makroskopische Feuchtpreparatesammlung des Neurologischen Instituts. Zu sehen sind Schnitte durch menschliches Gehirn bzw. Teile des Rückenmarks mit pathologischen Veränderungen (Tumoren, Blutungen, Erweichungen etc.). Neben der seinerzeit weltweit größten Vergleichenden Tiergehirnsammlung Ludwig Edingers und seiner einzigartigen Neurologischen Fachbibliothek bildet diese neuropathologische Schausammlung den Grundstock des Museums für Geschichte der Hirnforschung in Frankfurt am Main.



**Dr. Gerald Kreft**

Dr. Gerald Kreft, geboren 1955, ist Soziologe und Medizinhistoriker und arbeitet als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Neurologischen Institut (Edinger-Institut) der Goethe-Universität. Er ist Autor und Mitherausgeber mehrerer Bücher über Tilly Edinger, Ludwig Edinger sowie die Geschichte des Neurologischen Instituts; außerdem schrieb er Aufsätze über Juden in Hirnforschung, Psychoanalyse und Philosophie, Jüdinnen in der Frauenbewegung sowie das Bild von Arzt, Bad und Kur im jüdischen Witz.

[g.kreft@gmx.net](mailto:g.kreft@gmx.net)





# Kurt Goldsteins ganzheitliche Neurologie

Ein herausragender Frankfurter Neurowissenschaftler  
im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts

von Udo Benzenhöfer



Zu den exzellenten Frankfurter Neurowissenschaftlern des 20. Jahrhunderts zählt Kurt Goldstein. Er durchlief die harte Schule von Ludwig Edinger. Bekannt wurde er jedoch durch einen eigenständigen Ansatz, der mit dem Schlagwort ganzheitliche Neurologie charakterisiert werden kann. Er wandte sich gegen die Auffassung, »Funktionen« im Gehirn exakt lokalisieren zu können, ohne den lokalisatorischen Ansatz vollständig zu verwerfen. Besondere Aufmerksamkeit schenkte er den Kompensationsreaktionen des Gehirns und des »ganzen« Menschen. »[...] he never forgot that he addressed an individual, not a brain«, brachte es sein Schüler Walther Riese auf den Punkt.

**G**oldstein, geboren am 6. November 1878 in Kattowitz/Oberschlesien, war Jude. [1] Er studierte Medizin in Breslau und Heidelberg, bestand 1903 die ärztliche Staatsprüfung und promovierte im selben Jahr bei Carl Wernicke in Breslau über »Die Zusammensetzung der Hinterstränge«. 1903/1904 war er als Assistent von Edinger am Neurologischen Institut in Frankfurt tätig. 1907 habilitierte er sich in Königsberg mit einem psychiatrischen Thema, 1912 erhielt er das Prädikat Professor. Wohl im Dezember 1914 wurde er Abteilungsvorsteher am Institut von Edinger, der Ordinarius für Neurologie an der im Oktober 1914 eröffneten Universität Frankfurt geworden war. Während des Krieges arbeitete Goldstein in mehreren Lazaretten, wobei vor allem die Tätigkeit im

Reserveteillazarett 214 ab Ende 1916 oder Anfang 1917 für ihn bestimmend wurde.

## Arbeit im Lazarett für Hirnverletzte

Das Reserveteillazarett 214 (Villa Sommerhoff) mit circa 100 Betten war speziell für Hirnverletzte eingerichtet worden. Es gehörte mit einem Lazarett in Köln zu den frühesten Einrichtungen dieser Art. Hauptmitarbeiter Goldsteins war der Gestaltpsychologe Adhémar Gelb.

1919 publizierte Goldstein eine 240 Seiten umfassende Monographie über die Arbeit im Lazarett (Goldstein 1919). In der Einleitung beschrieb er das ambitionierte Programm wie folgt: »Die Behandlung der Hirnverletzten ist ein Kapitel der Therapie von außerordentlicher Vielgestaltigkeit [...]. Sie erfordert bei jedem



1 Kurt Goldstein (1878-1965).



2

**2** Buchstabenreihe, die der »seelenblinde« Patient Schneider nachzeichnete. Nach einer Hirnverletzung konnte er Buchstaben nur noch erkennen, wenn er sie mit der Hand nachzeichnete.

**3** Senckenbergische Pathologie, Sitz des Neurologischen Instituts zur Zeit von Goldstein.

Falle eine individuelle Analyse des ganzen Menschen.« (S. 1). Er unterschied bei der Behandlung die ärztliche, die psychologisch-pädagogische und die Arbeitsbehandlung. Großen Wert legte Goldstein auf die Arbeitstherapie, sein Ziel war es, die Patienten wenn immer möglich wieder in Lohn und Brot zu bringen.

Aus dem Reserveteillazarett 214 stammte auch die akribische Studie (142 Seiten!) von Goldstein und Gelb (1918) über den Patienten Schneider. Er litt nach einer Kopfverletzung an »Seelenblindheit« beziehungsweise »Gestaltblindheit«. Laut Goldstein und Gelb konnte er bei erhaltener Sehfähigkeit Gegenstände nicht mehr in ihrer »Gesamtgestalt« erkennen, hatte aber eine Kompensationsmöglichkeit entwickelt, indem er die Umrisse mit der Hand nachzog. Dadurch konnte er auch (naturgemäß sehr eingeschränkt) Lesen. (Abb. 2) Die Diagnose von Goldstein und Gelb blieb nicht unbestritten. Ein Autor hielt den Patienten sogar für einen Simulanten. In einem Überblicksartikel aus dem Jahr 2004 wurde die Untersuchung von Goldstein und Gelb dagegen gelobt, die minutiöse Fallbeschreibung habe dauerhafte Auswirkungen auf die Entwicklung der neuropsychologischen Theoriebildung gehabt (Marotta, Behr-

mann 2004). Die Diagnose wurde retrospektiv prinzipiell akzeptiert (heute würde man laut Marotta und Behrmann wohl leicht modifiziert von einer »integrativen Agnosie« sprechen).

### Nachfolger Edingers, Aphasieforschung

Goldstein übernahm nach dem Tod Edingers 1918 die kommissarische Leitung des Neurologischen Instituts. (Abb. 3) Nach einigem Hin und Her wurde er mit Schreiben des Ministeriums vom 31.7.1922 zum Extraordinarius für Neurologie ernannt. Vier Monate später wurde er regulärer Direktor des Neurologischen Instituts, im März 1923 persönlicher Ordinarius für Neurologie.

Goldstein forschte in den 1920er Jahren vor allem über Aphasie (Verlust des Sprechvermögens), Reflexe und den Körpertonus, zudem interessierte er sich für Psychotherapie. Er geriet in ein Konkurrenzverhältnis mit Karl Kleist, der 1920 als Psychiater nach Frankfurt berufen worden war, seit 1923 aber auch einen Lehrauftrag für Neurologie hatte. Die Konkurrenz war nicht nur organisatorisch bedingt; Kleists doch etwas schlichter Ansatz der Hirnrindenkartografie vertrug sich nicht mit dem komplexen Ansatz Goldsteins.

Als Beispiel für diesen Ansatz sei hier kurz auf einen Beitrag zum Thema Aphasie eingegangen (Goldstein 1927). Goldstein betonte darin, dass der Neurologe sich mit der »psychologischen Analyse« vertraut machen müsse. Dies klang harmlos, war aber umstürzend. Zur Begründung schrieb er: »[...] denn wie soll man das Gleichsein oder Ungleichsein psychischer Erscheinungen bestimmen, wenn nicht durch psychologische Betrachtung? Es wäre doch ganz gewiss unvollkommen, wenn wir die Symptombilder ganz grob allein nach den Ausfällen charakterisieren wollten, da ja eine Störung sich [...] auch in verändertem Verhalten bei erhaltenen Leistungen kundtut.«

### Prof. Dr. Dr. Udo Benzenhöfer

Prof. Dr. Dr. Udo Benzenhöfer, Jahrgang 1957, ist seit 2004 Direktor des Dr. Senckenbergischen Instituts für Geschichte und Ethik der Medizin der Goethe-Universität. Schwerpunkte seiner Forschung sind Paracelsus, Medizin im Nationalsozialismus und Geschichte und Ethik von »Euthanasie« und Sterbehilfe. Seit 2010 beschäftigt er sich intensiv mit der Geschichte der Frankfurter Universitätsmedizin.





Sein Hauptaugenmerk galt der vielgestaltigen Symptomatik der von ihm so genannten »zentralen« Aphasia (Leitungsaphasia), bei der »mehr oder weniger alle Leistungen der Sprache« verändert sind (sowohl was das »intellektuelle«, das »emotionelle« und das fast automatische Alltagsprechen angeht). Ein Zufallsfund im Lexikon der Neurowissenschaft (2000) ergab, dass die Leitungsaphasia (zumindest gelegentlich, nähere Angaben fehlen) auch als Goldstein-Aphasia bezeichnet wurde.

### Mitarbeiter und Schüler

Goldstein hatte zahlreiche bedeutende Mitarbeiter und Schüler. Erwähnt sei hier Frieda Reichmann, die in Königsberg und in Frankfurt (bis 1920) seine Assistentin war; sie wurde später unter dem Namen Fromm-Reichmann als Psychotherapeutin bekannt. Goldstein forschte mit ihr unter anderem zum Thema Kleinhirnschädigung. Im Klinischen Wörterbuch von Psyehrembel (2012, S. 788, S. 1088) ist zu lesen, dass das erworbene Kleinhirnsyndrom früher einmal (eine Zeitangabe fehlt) als Goldstein-Reichmann-Syndrom bezeichnet wurde.

Wichtigster Assistent Goldsteins in Frankfurt war der Neurologe und Psychiater Walther Riese. Bei Goldstein studierten weiter die Philosophen Aron Gurwitsch und Max Horkheimer und die Psychotherapeuten S. H. Foulkes und Fritz Perls. Er hatte Kontakt mit dem protestantischen Theologen Paul Tillich, ferner stand er mit seinem Cousin, dem Philosophen Ernst Cassirer, in regem Austausch.

### »Emigration«

Ende der 1920er Jahre verstärkte Goldstein seine Bemühungen um eine klinische Abteilung für das Neurologische Institut. Nachdem ein auch von der Fakultät unterstützter Vorstoß diesbezüglich nicht zum Erfolg führte, verließ Goldstein Frankfurt. Im Herbst 1930

übernahm er in Berlin am Krankenhaus Moabit die Leitung der neu eröffneten neurologischen Abteilung, er wurde Honorarprofessor an der Universität.

Goldstein, der Mitglied der SPD und des Vereins Sozialistischer Ärzte war, wurde nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten in Berlin kurzzeitig verhaftet. Er konnte im April 1933 in die Schweiz ausreisen, gelangte dann in die Niederlande. Hier diktierte er, auf ein Einreisevisum in die USA wartend, sein ebenso kompliziertes wie inspirierendes Hauptwerk mit dem Titel »Der Aufbau des Organismus«, in dem er seine Forschungen zusammenfasste und auf eine höhere, man könnte sagen, neurophilosophische Ebene transponierte.

1935 kam Goldstein in New York an. 1936 wurde er Professor an der Columbia University und Leiter eines neurophysiologischen Labors am Montefiore Hospital. 1938/1939 war er Gastprofessor in Harvard. 1940 wurde er amerikanischer Staatsbürger. 1940 bis 1945 war er Klinischer Professor für Neurologie an der Medical School des Tufts College in Medford.

Goldstein hatte in den USA quasi sofort die Publikationstätigkeit wieder aufgenommen. Er veröffentlichte Aufsätze und ab 1939 auch in rascher Folge Bücher. Zu nennen sind vor allem »Human Nature in the Light of Psychopathology« (1940) und »Abstract and Concrete Behavior« (1941; zusammen mit M. Scheerer).

1945 kehrte er nach New York zurück. Er behandelte Patienten, lehrte an diversen Institutionen und publizierte, wobei vor allem das Buch »Language and Language Disturbances« (1948) zu erwähnen ist. Er starb am 19. September 1965 an einem Schlaganfall. Bestattet wurde er in Westwood, New Jersey. Zum 80. Geburtstag verlieh ihm die Frankfurter Medizinische Fakultät 1958 die Ehrendoktorwürde. 2014 soll im Gedenken an ihn eine Stele auf dem Campus Niederrad errichtet werden. ●

### Literatur

Benzenhöfer, U.:  
Kurt Goldstein [...].  
In: ders. (Hrsg.) Ehrlich,  
Edinger, Goldstein et al. [...].  
Münster, Ulm 2012, S. 43-65.

Benzenhöfer, U.:  
Die Universitätsmedizin in  
Frankfurt am Main von 1914  
bis 2014.  
Münster 2014.

Goldstein, K.:  
Die Behandlung, Fürsorge  
und Begutachtung der  
Hirnverletzten.  
Leipzig 1919.

Goldstein, K.:  
Über Aphasie (1927).  
In: ders. Selected Papers/  
Ausgewählte Schriften [...].  
Den Haag 1971, S. 154-230.

Goldstein, K. und Gelb, A.:  
Psychologische Analysen  
hirnpathologischer Fälle auf  
Grund von Untersuchungen  
Hirnverletzter.  
In: Zs. f. d. ges. Neurol. u.  
Psychiat. 41 (1918), S. 1-142.

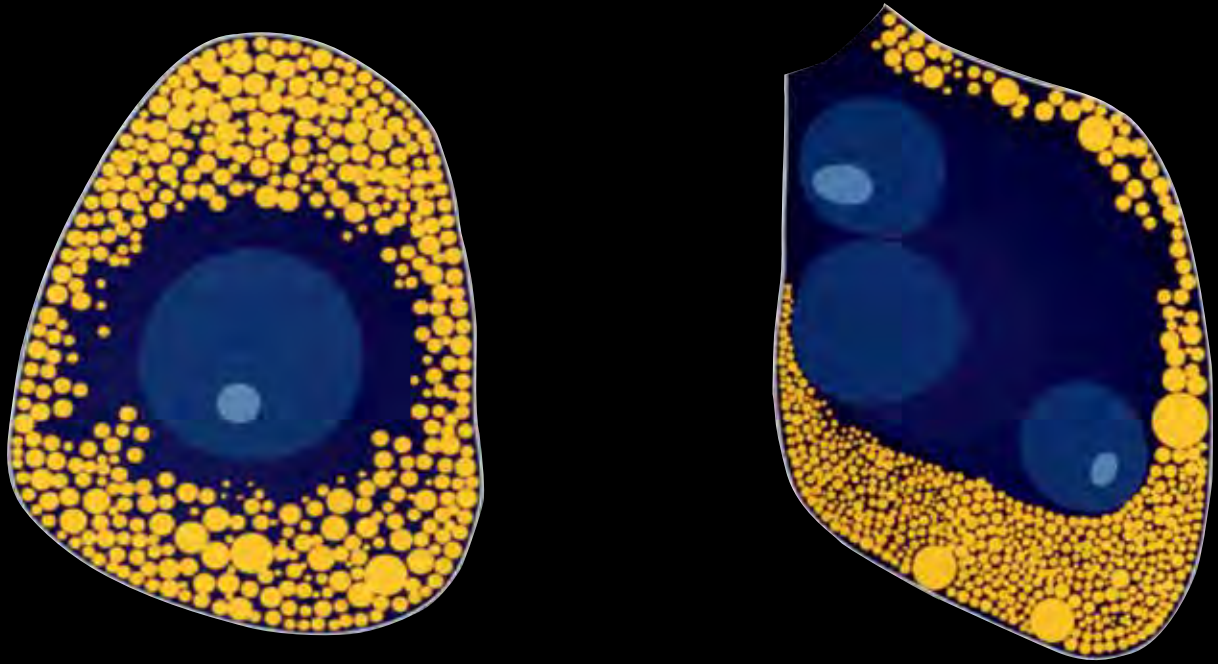
Lexikon der Neurowissenschaft  
(2000): www.spektrum.de  
(eingesehen am 12.2.2014).

Marotta, J.J., Behrmann, M.:  
Patient Schn: has Goldstein  
and Gelb's case withstood the  
test of time?  
In: Neuropsychologia 42 (2004),  
S. 633-638.

Psyehrembel.  
Klinisches Wörterbuch.  
Berlin 2012.

### Anmerkung

Der Beitrag  
beruht im Kern auf  
Benzenhöfer 2012  
und Benzenhöfer 2014,  
S. 83-87.  
Neu sind die Passagen  
zum Fall Schneider,  
zur Aphasie und zum  
Goldstein-Reichmann-  
Syndrom.



# Gehirn und Hormone

Ernst und Berta Scharrers Konzept der Neurosekretion

*von Horst-Werner Korf*

Die Erkenntnis, dass das Gehirn Hormone produziert, gehört heute zum Allgemeingut des biomedizinischen Wissens. Ausgangspunkt der modernen Neuroendokrinologie ist das weit gespannte biologische Konzept der Neurosekretion, das Ernst und Berta Scharrer in den 1930er Jahren aus einer Reihe von fundamentalen Einzelentdeckungen entwickelten.<sup>1</sup> Das Fundament dieses Konzeptes legte das Paar am Neurologischen Institut (Edinger Institut) in Frankfurt am Main.

Am Edinger Institut waren Ernst und Berta Scharrer von 1933 beziehungsweise 1934 bis zu ihrer Emigration in die Vereinigten Staaten im Jahre 1937 tätig. In dieser Zeit lernten sie auch Wolfgang Bargmann, den späteren Direktor des Anatomischen Instituts in Kiel, kennen. Er arbeitete von 1933 bis 1934 ebenfalls in Frankfurt am Anatomischen Institut. Diese persönliche Verbindung war ausschlaggebend für den endgültigen Durchbruch des Konzeptes der Neurosekretion in den 1950er Jahren.

Ernst Scharrer war 1933 von der Anatomischen Abteilung der Forschungsanstalt für Psychiatrie in München an das Edinger Institut gewechselt, das nach dem Fortgang von Kurt Goldstein seit 1930 verwaist war. Berta Scharrer folgte ihm 1934. »Die Assistentenstelle am Neurologischen Institut, wie sie mir Frl. Dr. Tilly Edinger beschrieb, war einzigartig, da sie, damals im Jahre 1933, alle Funktionen vom Direktor zum Sekretär in sich vereinigte. Als ich im Herbst 1933 das Institut übernahm, standen mir der alte Diener aus Edingers Zeit, Herr Drabik, und eine Technikerin zur Seite. Herr Drabik stellte eine außerordentliche Hilfe dar auf Grund seiner langjährigen Erfahrung; er hatte einige Methoden noch direkt bei Weigert und Paul Ehrlich gelernt«, schreibt Ernst Scharrer über die Anfänge. »Im März 1934 hatte ich geheiratet, und meine Frau und ich begannen eine Reihe von Untersuchungen über die sekretorische Tätigkeit von Nervenzellen bei Wirbellosen und Wirbeltieren, die damals kaum Interesse fanden, aber später zur Änderung mancher Anschauungen in der Neurologie und Endokrinologie beitrugen.«

### Die sekretorische Nervenzelle

Der Doktorvater von Ernst Scharrer, der spätere Nobelpreisträger Karl von Frisch, hatte im Jahre 1911 gezeigt, dass der lebhaft belichtungsab-

hängige Farbwechsel der Elritze, einer Knochenfischart, unter anderem über ein in der Tiefe des Zwischenhirns gelegenes Gebiet gesteuert wird. Mit diesem Gebiet befasste sich Scharrer und beobachtete eigentümliche, mit tropfigem Material angefüllte Nervenzellen im Hypothalamus.<sup>2</sup> Sie liegen in einem umschriebenen Kerngebiet, dem *Nucleus praeopticus magnocellularis*. Dieses Areal entspricht den magnocellulären Kerngebieten im Hypothalamus der Säugetiere, den *Nuclei supraoptici* und *paraventriculares*, die heute als Bildungsorte für die Neurohormone Vasopressin (Antidiuretisches Hormon) und Oxytocin feststehen. Hier liegen die Zellkörper der hormonbildenden Nervenzellen, deren Axone die Hormone in den Hypophysenhinterlappen befördern und dort freisetzen. Bereits in der ersten Veröffentlichung von 1928 deutete Ernst Scharrer seine Befunde als Ausdruck einer inneren Sekretion.

Die Auffassung, dass bestimmte Nervenzellen sekretorisch aktiv sind, stieß von Anfang an auf erheblichen Widerstand, ja sogar auf emphatische Ablehnung, die bis in die 1950er Jahre andauerte. Vielfach wurde argumentiert, dass die in mikroskopischen Präparaten sichtbaren Einschlüsse der Nervenzellen als postmortale Kunstprodukte oder als Zeichen krankhafter Prozesse zu deuten seien. Diese Ansichten waren geprägt von dem damals vorherrschenden, klassischen Verständnis der Nervenzelle als ein ausschließlich erregungsbildendes und erregungsleitendes Element. Auch die seinerzeit gängige, strikte konzeptuelle Trennung zwischen dem Nervensystem einerseits und dem endokrinen System andererseits bildete ein erhebliches Hindernis.

Warum haben sich Ernst und Berta Scharrer durch diese gedanklichen Barrieren nicht beirren lassen? Ein entscheidender Faktor war sicherlich

**1** Schematische Darstellung der mit tropfigem Material gefüllten sekretorischen Nervenzellen bei Wirbellosen (links) und Wirbeltieren (rechts). Nach<sup>4</sup> und<sup>8</sup>.

## Literatur

- 1 Scharrer E, Scharrer B (1937) Über Drüsen-Nervenzellen und neurosekretorische Organe bei Wirbellosen und Wirbeltieren. *Biol. Rev.* 12: 185-216.
- 2 Scharrer E (1928) Die Lichtempfindlichkeit blinder Elritzen. Untersuchungen über das Zwischenhirn der Fische. *Z. vergl. Physiologie* 7: 1-38.
- 3 Scharrer B (1979) Neurosecretion and neuroendocrinology in historical perspective. *Hormonal proteins and peptides*, Vol. VII, pp. 279-292.
- 4 Scharrer B (1937) Über sekretorisch tätige Nervenzellen bei wirbellosen Tieren. *Naturwissenschaften* 25: 131-138.
- 5 Bargmann W (1949) Über die neurosekretorische Verknüpfung von Hypothalamus und Neurohypophyse. *Z. Zellforsch.* 34: 610-634.
- 6 Bargmann W (1954) Neurosekretion und hypothalamisch-hypophysäres System. *Anat. Anz.* 100 (Suppl.): 30-45.
- 7 Scharrer E (1954) Das Hypophysen-Zwischenhirnsystem der Wirbeltiere. *Anat. Anz.* 100 (Suppl.): 5-29.
- 8 Scharrer E, Scharrer B (1954) Neurosekretion. In: *Handbuch der mikroskopischen Anatomie des Menschen*. Bd. VI/5 (W. Bargmann, Hrsg.) pp. 953-1066.
- 9 Spatz H (1954) Das Hypophysen-Hypothalamus-System in seiner Bedeutung für die Fortpflanzung. *Anat. Anz.* 100 (Suppl.): 46-86.
- 10 Bargmann W, Lindner E, Andres K H (1967) Über Synapsen an endokrinen Epithelzellen und die Definition sekretorischer Neurone. *Z. Zellforsch.* 77: 282-298.
- 11 Korf H-W (1995) Gehirn und Hormone: das Konzept der Neurosekretion von Ernst und Berta Scharrer. In: *Berühmte Ärzte und Forscher in Frankfurt am Main* (H.W. Doerr und H.-W. Korf, Hrsg.), pp. 62-92. Alpha, Lampertheim.

die sehr breite vergleichende Basis der Untersuchungen. Wie Berta Scharrer in ihren Erinnerungen schreibt, wurde das Tierreich zwischen den beiden Eheleuten aufgeteilt. Er studierte die Wirbeltiere, während sie sich auf die Wirbellosen konzentrierte.<sup>3</sup> Die Untersuchung zahlreicher Wirbeltierarten zeigte das konstante Vorkommen sekretorischer Nervenzellen in den magnocellulären hypothalamischen Kernen. Völlig identische Bilder fand Berta Scharrer bei vielen verschiedenen Arten von Wirbellosen. Sie schreibt im Jahr 1937: »Die bisherigen Befunde an Wirbellosen stimmen bis in Einzelheiten mit den an Wirbeltieren von E. Scharrer erhobenen überein. Es sieht beinahe so aus, als ob an irgendeiner Stelle des Zentralnervensystems bei jeder Tierart Drüsen-Nervenzellen zu finden seien. Wir können auf Grund der bisher gewonnenen Ergeb-



nisse schon sagen, dass die Neurosekretion eine allgemeine Eigenschaft des Nervensystems der Wirbellosen wie der Wirbeltiere ist.«<sup>4</sup>

In einer Synthese ihrer Befunde legten Ernst und Berta Scharrer 1937 die erste Fassung ihrer Gesamtkonzeption neurosekretorischer Phänomene vor. Bereits damals betonten sie die Vermittlerrolle der neurosekretorischen Zellen zwischen dem Nervensystem und dem endokrinen System. Nachdrücklich wurde die Fähigkeit solcher Zellen hervorgehoben, nervöse Signale zu empfangen und auf hormonalem Wege weiterzuleiten.

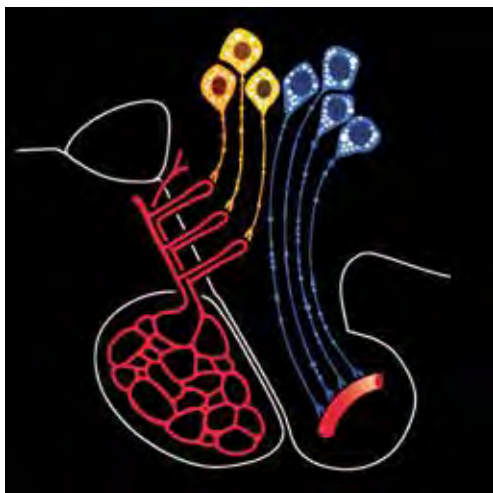
Um die Bedeutung der Neurosekretion richtig zu verstehen, mussten die Wege geklärt werden, über welche die Sekrete abgegeben und weitergeleitet werden. Bereits damals wurde als eine Möglichkeit erwogen, dass das Neurosekret über die Axone der neurosekretorischen Nervenzellen in den Hypophysenhinterlappen transportiert und dort in die Blutbahn freigesetzt wird. Die genaue Darstellung der Axone dieser Neurone erwies sich jedoch als methodisch schwierig.

## Die neurosekretorische Bahn

Den endgültigen Beweis für eine Bahnverbindung vom Hypothalamus in den Hypophysenhinterlappen erbrachten Bargmann und Mitarbeiter in Kiel zwischen 1949 und 1952 mit einem von György Gömöri (George Gomori) entwickelten Färbeverfahren.<sup>5</sup> Diese Methode war zur Anfärbung der Insulin-produzierenden B-Zellen der Pankreasinseln entwickelt worden. Eines Tages ließ Bargmann auch einige Hirnserien vom Hund mit diesen Farbstoffen färben. Beim Mikroskopieren der Präparate fiel Bargmann sofort die besondere Affinität des Verfahrens zu den neurosekretorischen Nervenzellen im *Nucleus supraopticus* und *paraventricularis* des Hypothalamus auf. Die Gömöri-Methode erlaubte die Darstellung der neurosekretorischen Bahn in ganzer Länge, von den magnocellulären hypothalamischen Kernen bis in den Hypophysenhinterlappen. Bereits aufgrund dieser ersten Untersuchungen interpretierte Bargmann in Übereinstimmung mit Ernst und Berta Scharrer das elektiv färbare Neurosekret als Trägersubstanz von Hormonen, die in den hypothalamischen Nervenzellen gebildet, über die Axone abtransportiert und in den Endigungen dieser Axone im Hypophysenhinterlappen gespeichert werden.<sup>6, 7, 8</sup> Hier werden sie bei Bedarf in die Blutbahn sezerniert. Diese

<sup>2</sup> Auffassungen standen in deutlichem Gegensatz zu der damals vorherrschenden Meinung, dass die hormonell aktiven Substanzen Vasopressin und Oxytocin im Hypophysenhinterlappen selbst gebildet werden.<sup>9</sup>

Im Jahre 1954 fasste Ernst Scharrer die Erkenntnisse folgendermaßen zusammen: »Was das hypothalamisch-neurohypophysäre System anbelangt, so wurde bei allen bisher untersuchten Wirbeltieren das gleiche Grundprinzip festgestellt. Neurosekretorische Zellgruppen im Hypothalamus produzieren ein färbbares Material, das entlang von Nervenfasern in den Neuralappen der Hypophyse gelangt, wo es gespeichert wird. (Abb. 3) Dieses färbbare Material enthält die sogenannten Hinterlappenhormone (Oxytocin und Vasopressin).«<sup>7</sup> Die Beziehungen zwischen Hypothalamus und dem Hypophysenvorderlappen konnten in den 1950er Jahren nicht aufgeklärt werden, da dieses System mit der Gömöri-Methode nicht markiert werden kann. Umso weitsichtiger erscheinen die Vermutungen und Hypothesen Scharrers zu diesem Themenkomplex:



3

»Es bestehen mannigfache Anhaltspunkte dafür, dass im Hypothalamus gebildete Wirkstoffe auf dem Weg über den hypothalamo-hypophysären Pfortaderkreislauf in den Vorderlappen gelangen. Man könnte sich vorstellen, dass die im Hypophysenstiel (also im Infundibulum) endigenden Fasern Neurosekret an die Blutgefäße abgeben, die es auf dem Weg über die Pfortadergefäße an den Hypophysenvorderlappen weiterleiten.«<sup>7</sup> Hierdurch war die Rolle des hypothalamo-infundibulären Systems definiert, von dem wir heute wissen, dass es »releasing« oder »inhibiting factors« produziert, die von den Nervenendigungen in die Blutbahn sezerniert und über den Portalkreislauf der Hypophyse an den Hypophysenvorderlappen transportiert werden. (Abb. 3) Das Konzept der Neurosekretion und der Neuroendokrinologie haben wir demnach morphologischen Untersuchungen zu verdanken.

### Das peptiderge Neuron

Ausgehend von der Erkenntnis, dass die Wirkstoffe der sekretorischen Neurone Peptide sind, prägte Bargmann 1967 den Begriff der »peptidergen Neurone«<sup>10</sup>, der rasch internationale Akzeptanz fand. Solche Neurone werden heute routinemäßig mithilfe der Immunzytochemie unter Einsatz von spezifischen Antikörpern dargestellt. Die Zahl der biochemisch identifizierten Neuropeptide wächst ständig; die immunzytochemischen Untersuchungen zeigen, dass peptiderge Neurone weitverbreitet sind. Die Axone dieser Zellen enden nicht nur an Kapillaren, sondern sie bilden auch Synapsen im Zentralnervensystem. Hieraus entwickelt sich das Konzept, dass Neuropeptide zum einen als Neurohormone wirken, die in die Blutbahn abgegeben werden, zum anderen die Eigenschaften von Neurotransmittern oder Neuromodulatoren besitzen, die in den synaptischen Spalt abgegeben werden und ihr Ziel in unmittelbarer Nähe

des Sekretionsortes an der postsynaptischen Membran erreichen.<sup>8</sup>

Die lebenslange Arbeitsgemeinschaft von Berta und Ernst Scharrer fand 1965 durch den Unfalltod von Ernst Scharrer ein jähes Ende. Berta Scharrer wurde bis zu ihrem Tode am 23. Juli 1995 zur Alleininterpretin des gemeinsamen Lebenswerks. Sie erhielt zahlreiche hohe Auszeichnungen (unter anderem die Kraepelin-Medaille in Gold der Max-Planck-Gesellschaft; die Schleiden-Medaille der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina und die National Medal of Science). Sie war zwölfmal Ehrendoktorin, die Ehrendoktorwürde der Frankfurter Medizinischen Fakultät erhielt sie 1992.

Um das Lebenswerk von Ernst und Berta Scharrer zu würdigen, wurden der Hörsaal der Dr. Senckenbergischen Anatomie 1997 nach diesen beiden bedeutenden Forschern benannt und die Ernst und Berta Scharrer Medaille geschaffen, die der Fachbereich Medizin an bedeutende Forscher auf dem Gebiet der Neuroendokrinologie verleiht. ●

**2** Ernst und Berta Scharrer im ehemaligen Arbeitszimmer von Ludwig Edinger beim Experimentieren im Jahr 1935.

**3** Schematische Darstellung des hypothalamisch-neurohypophysären Systems (blau) und des hypothalamisch-infundibulären Systems (gelb). Die Zelleiber der Neurone im »Nucleus supraopticus« und »Nucleus paraventricularis« (blau) senden ihre Axone in den Hypophysenhinterlappen, wo sie die Hormone in die Kapillaren abgeben. Die Zelleiber der Neurone des hypothalamisch-infundibulären Systems (gelb) geben ihre Hormone (»releasing« oder »inhibiting hormones«) in den Pfortaderkreislauf der Hypophyse ab, über den sie an den Hypophysenvorderlappen transportiert werden. Nach<sup>7</sup>.

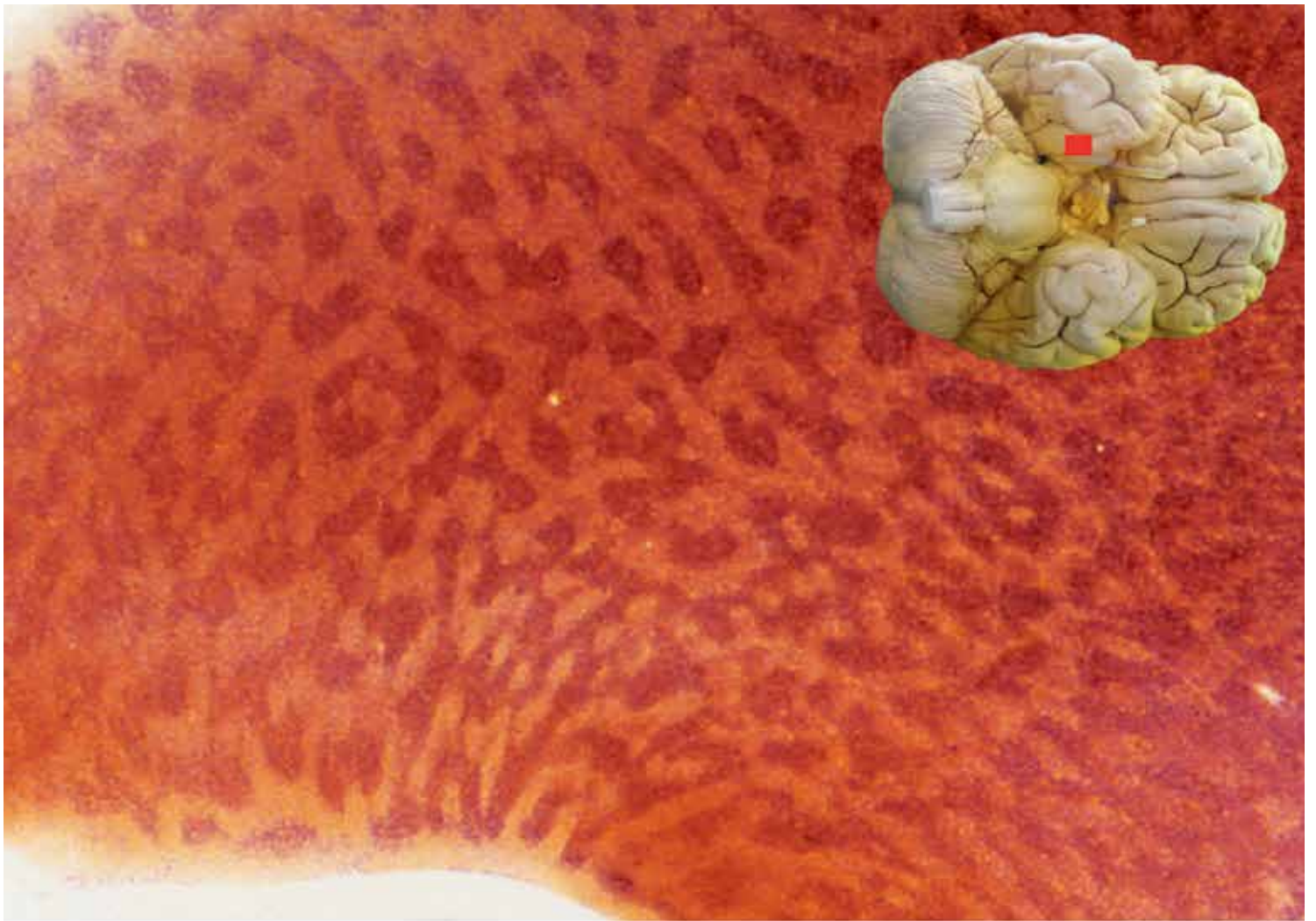


### Prof. Dr. Horst-Werner Korf

Prof. Dr. Horst-Werner Korf, 62, studierte Humanmedizin in Gießen und ist Schüler von Professor Andreas Oksche, dessen wissenschaftliches Werk maßgeblich durch Wolfgang Bargmann und Ernst und Berta Scharrer geprägt wurde. Seit 1990 C4-Professor für Anatomie und Neurobiologie am Fachbereich Medizin der Goethe-Universität, erforscht Korf mit seinem Team biologische Uhren (circadiane Systeme), die wichtige Komponenten des neuroendokrinen Systems sind und Mensch und Tier die zeitliche Orientierung ermöglichen. Seit 2010 ist Korf auch Direktor des Dr. Senckenbergischen Chronomedizinischen Instituts, das durch die Dr. Senckenbergische Stiftung am Fachbereich Medizin eingerichtet wurde und zum Ziel hat, Erkenntnisse der Grundlagenforschung für die Medizin nutzbar zu machen. 2003 wurde Korf in die Nationale Akademie der Wissenschaften Leopoldina gewählt.

[korf@em.uni-frankfurt.de](mailto:korf@em.uni-frankfurt.de)

Der Beitrag ist eine gekürzte und modifizierte Fassung des Aufsatzes, den der Autor in der Festschrift zur 500. Versammlung der Frankfurter Medizinischen Gesellschaft veröffentlicht hat.<sup>11</sup>



# Von der wilden Schönheit und ihren Erforschern

Eva und Heiko Braaks Arbeiten über den Morbus Alzheimer

*von Helmut Wicht*

Der folgende kleine Aufsatz lobt einen Wissenschaftler, der noch lebt: Prof. Dr. Heiko Braak. Und seine Frau, Prof. Dr. Eva Braak, die leider schon gestorben ist. Die beiden Braaks waren Hirnforscher an der Dr. Senckenbergischen Anatomie der Goethe-Universität. Da hat der Autor des Aufsatzes, Helmut Wicht, sie kennengelernt, als er selbst noch ein junger Anatom war. Und hat die Braaks, ihre Forschung, aber auch die ästhetische Attitüde, mit der vor allem Herr Braak die Sache anging, ebenso wie die Schönheit des Gehirns zu schätzen gelernt. Davon, von der Schönheit, handelt der Aufsatz.

**A**ber auch von der Krankheit. Die beiden Braaks haben nämlich herausgefunden, was wann im Gehirn wo passiert, wenn der Morbus Alzheimer es befällt. Die Erkrankung beginnt nicht überall gleichzeitig, sondern zerstört anfangs vor allem die Nervenzellen und Hirnggenden, von deren Ästhetik, solange sie noch intakt sind, gleich die Rede sein wird. Von dort aus breitet sich die Krankheit dann – einem festen Muster folgend – großflächig im Gehirn aus. Man kann die Erkrankung also in Stadien einteilen.

In Braak-Stadien, I-VI. So nennt man heute, so nennt die World Health Organization (WHO) die verschiedenen Grade der Krankheit. Die Braaks sind weltberühmt. Und er – Heiko Braak – ist zwar schon lange im Ruhestand, ruht aber nicht. Er forscht noch.

### Das schönste Organ des menschlichen Körpers?

Hmm ... ich wüsst' eines.

Keines, das Sie kennen, und keines, das Ihnen – in Abhängigkeit von Neigung, Veranlagung, Vorlieben und Geschlecht – so auf Anhieb einfallen würde. Nein. Ein ganz anderes, von dem Sie noch nicht mal wissen, dass Sie es haben. Links sind Bilder von ihm, aus dem Mikroskop.

### Leopardenflecken im Gehirn

Toll, nicht wahr? Und wenn Sie im wahren Leben ein Lamm wären, ein Schäfchen an Harmlosigkeit – in Ihrem Inneren tragen Sie das Zeichen des Leoparden, das Fellfleckenmuster der räuberischen Großkatze. Und so, wie kein Leopardfell dem anderen gleicht, gleichen auch Ihre inneren Leoparden einander nicht: Keine zwei sind zur Deckung zu bringen.

Nur – wo in uns sitzt die Katze? Wenn Sie mit einem Finger auf die Schläfe deuten und

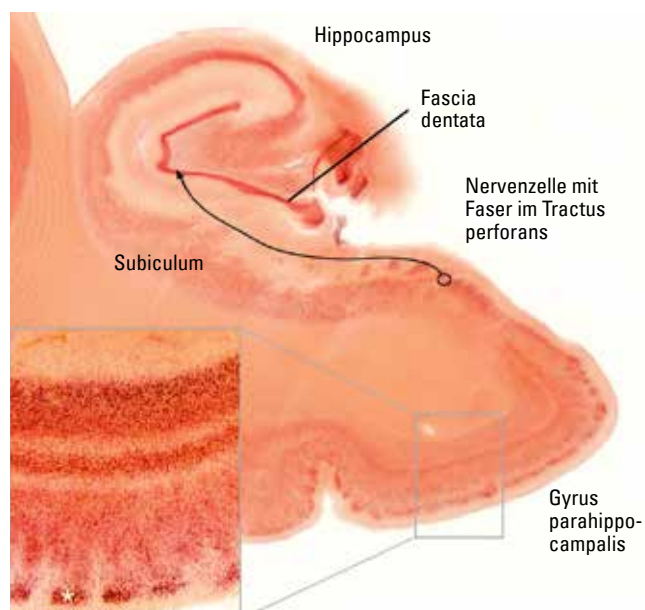
den anderen Finger vorne auf die Pupille setzen (Obacht! Auge vorher schließen!) und sich dann den Punkt vorstellen, wo sich die verlängerten Finger treffen: Dann haben Sie es. Im Gehirn also, da, wo es am dunkelsten ist, hinter der Augenhöhle, innen und unten am Schläfenlappen des Großhirns. Im kleinen Bild links oben, das die Basis des Gehirns zeigt, ist die Gegend rot markiert. Eigentlich sind es sogar zwei Leoparden, denn wir haben einen rechten und einen linken Schläfenlappen – aber selbst zwischen denen unterscheiden sich die Muster.

### Ein Dschungel, von wilden Tieren bevölkert

Bevor ich Ihnen erzähle, WAS man da eigentlich sieht, erzähl' ich lieber noch ein wenig genauer, WO man es eigentlich sieht. Denn, sehen Sie: Schon der Ort, an dem es liegt, ist voller terminologischer Wunder, ein Dschungel an Begriffen,

1 Leopardenflecken im Gehirn.

2 Das Seepferdchen.



2



3

von wilden Tieren bevölkert. Passt ja auch. Wie sang schon Harry Belafonte: »In the jungle, the mighty jungle, the lion sleeps tonight.« Na ja, kein Löwe in diesem Fall, aber *leopardus* heißt ja wörtlich immerhin: »der Löwenpanther«:

### Das Seepferdchen

Das Bild 2 zeigt einen mikroskopischer Querschnitt durch die Welt des Leoparden. Das eingrollte Wesen, das oben ruht, ist das Seepferdchen, der Hippocampus. Was ein Seepferd im Dschungel soll? Keine Ahnung, aber dem menschlichen Hirn ist nichts unmöglich, schließlich kann man sich ja auch fragen, was ein Mensch auf dem Mond zu suchen hat. Das Seepferd ruht übrigens wirklich: Es liegt auf einem Kissen aus Nervenzellen, das man als Subiculum bezeichnet, was nichts weiter als »die Unterlage«, in diesem Falle also »die Matratze« bedeutet.

Es ruhe sanft. Aber gleich unter der Matratze lauert der Leopard, und der lässt es nicht. Was man rechts und unterhalb vom *Subiculum*, jetzt im Querschnitt, sieht, ist dasselbe, was im ersten Bild in einer Aufsicht gezeigt wurde. Die großen Gruppen von Nervenzellen, die in dem vergrößerten Ausschnitt mit einem Sternchen markiert sind, hängen nämlich, wie die Wolkenfelder eines halb bedeckten Himmels, untereinander zusammen, wodurch in der Aufsicht der Eindruck des Fellmusters entsteht. Die Gegend, in der sich die Wolken/das Leopardmuster finden, heißt *Gyrus parahippocampalis*, die »Hirnwindung neben dem Seepferd«.

Der Leopard neben dem Lager des Seepferds – er lässt das Pferdchen nicht ruhen. Sein Gebiss – es hat sich schon in das Seepferd vergra-



4

ben. Das dunkle, wie ein Zahn zugespitzte Zellband in Innern des Hippocampus heißt die *Fascia dentata*, das »gezähnte Band«. Und es ist wirklich die Bissspur des Raubtiers. Von den Nervenzellen in den Wolken, in den Fellflecken des Leoparden gehen nämlich Fasern aus, die die Nervenzellen in der *Fascia dentata* und damit das ganze Seepferd in Aufregung versetzen. Ich hab' das mal schematisch für eine (von Millionen) von Nervenzellen eingezeichnet. Dramatischerweise heißt der Faserzug, der sich aus all diesen Nervenfaser zusammensetzt, der *Tractus perforans*, der »durchbohrende Faserzug«.

3 Heiko Braak teilte die Ausbreitung von Morbus Alzheimer in Stadien von I bis VI ein, die heute nach ihm benannt sind.

4 Über zwei Jahrzehnte forschte das Ehepaar Heiko und Eva Braak (1939-2000) zusammen.

Dieser Aufsatz samt der mikroskopischen Bilder ist dem Büchlein »Anatomische Anekdoten« von Helmut Wicht (ISBN: 3798518971) entnommen, das im Steinkopff-Verlag erschienen ist.



## Rettet das Seepferd!

Nein, lieber nicht. Es ist nämlich so: Wenn die Nervenzellen im Fell des Leoparden zusammen mit dem *Tractus perforans* untergehen, dann ist das gar nicht gut. Zwar kehrt dann schon ein gewisser Frieden im Gehirn ein – aber es ist ein stummer, ein tödlicher Frieden: der bereits erwähnte Morbus Alzheimer. Über den durchbohrenden Trakt gelangt nämlich die Information über all das, was im Großhirn so passiert, in den Hippocampus. Und dessen Aufgabe ist es (unter anderem freilich), diese Informationen so zu bearbeiten, dass sie erinnert werden können.

Doch zurück zu unserem Leoparden, ohne dessen Wildheit wir offenbar nicht das wären, was wir sind. Der furchtlose Jäger, dem wir das Wissen um die Schönheit und die Krankheit des Leoparden verdanken, ist ein älterer Herr, ein Seigneur, ein Mann mit Stil. Und wenn Sie ihm im finsternen Hirndschungel begegnen, dann sollten Sie – stilvoll, mit den Worten Henry Morton Stanleys – sagen: »Professor Braak, Ipresume?«

Nein, nie würde er's wagen, so salopp über seine Forschungsergebnisse zu reden, wie ich das hier tu. Aber er hat mir geholfen, diese Fußnote zu seinen Forschungen zu verfassen, nicht zuletzt, weil er selber der Schönheit dessen, was er da fand, erlegen ist. Er meint übrigens, dass das Wolkenfleckenmuster, das, wie gesagt, nicht bei zwei Menschen gleich ist, etwas mit der Persönlichkeit und vielleicht sogar mit der Intelligenz zu tun habe. Ein heiterer, wolkenarmer Himmel: schlichte Gemüter. Ein dunkler, fast bedeckter Himmel: zergrübelte Intelligenzler. Aber das, so gibt er auch gleich wieder zu, ist nur so ein Bauchgefühl. Er müsst' es noch erforschen. ●



### Privatdozent Dr. Helmut Wicht

Privatdozent Dr. Helmut Wicht, 56, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Dr. Senckenbergischen Anatomie. Sein Forschungsgebiet ist die vergleichende Anatomie.

[wicht@em.uni-frankfurt.de](mailto:wicht@em.uni-frankfurt.de)

RESTAURANT  
**STURM UND DRANG**  
CAFÉ-BISTRO

# Speis + Trank

AM CAMPUS WESTEND



TÄGLICH WECHSELNDE SPEISEN | FIRMEN- UND FAMILIENFEIERN | CATERING

Wir freuen uns  
auf Ihren Besuch!

Sturm und Drang

Tel: 069 / 798 34551

E-Mail: [info@cafe-sturm-und-drang.de](mailto:info@cafe-sturm-und-drang.de)

[www.cafe-sturm-und-drang.de](http://www.cafe-sturm-und-drang.de)



WISSENSCHAFTLER  
IN DER GESELLSCHAFT

# »Unsere Gegenwart scheint immer mehr der Wirklichkeit von 1914 zu ähneln«

Ein Gespräch mit dem Cambridge-Historiker und Bestseller-Autor Christopher Clark (»Die Schlafwandler – Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog«) über unser Verhältnis zur Geschichte, das Jahr 1914 und seine Art, Geschichte zu erzählen. Das Interview führte Bernd Frye.

**Frye:** Herr Professor Clark, vielen Dank, dass Sie sich Zeit für unser Interview genommen haben. Sie eilen in diesen Monaten von Termin zu Termin – vor allem auch in Deutschland. Fällt es Ihnen eigentlich schwer, vom Deutschen, das Sie ausgezeichnet beherrschen, wieder aufs Englische umzuschalten?

**Clark:** Na ja, es geht. Es reicht noch, um im Restaurant zu bestellen.

**Frye:** Vielleicht mögen Sie sich – weiterhin auf Deutsch – an einem Gedankenexperiment beteiligen: Wäre es eine interessante Geschichte, die Geschichte eines australischen Historikers zu schreiben, der in Cambridge lehrt und mit einem Bestseller über die Vorgeschichte des Ersten Weltkriegs in Deutschland zu einer Art Medienstar geworden ist?

**Clark:** Ich finde es schwierig, diese Geschichte, die Sie erzählen, mit meiner Person in Verbindung zu bringen. Ich glaube, die Geschichte irgendeines Historikers im frühen 21. Jahrhundert ist spannend. Man kann aus fast allen Lebensläufen etwas Interessantes machen. Was die

Bezeichnung »Star« angeht, gibt es andere Leute als mich, die ich Stars, in diesem Fall Wissenschaftsstars nennen würde – zum Beispiel den britischen Historiker Niall Ferguson, der in Harvard lehrt, der wirklich sehr viele öffentliche Auftritte hat, und in gewisser Hinsicht auch Paul Kennedy, ebenfalls britischer Historiker und seit langer Zeit Professor in Yale. Das ist vielleicht in Deutschland eher ungewöhnlich, aber in der angloamerikanischen Wissenschaftswelt ist das nicht so ungewöhnlich, dass gewisse Leute, weil ihre Themen plötzlich von brennendem Interesse sind, in das Rampenlicht geraten. Und bei uns ist es auch so, dass bei den Maßstäben, bei den Kriterien für wissenschaftlichen Output auch der Begriff »Impact« eine Rolle spielt: Es wird großes Gewicht darauf gelegt, dass man in der Öffentlichkeit auftritt, dass man die Befunde, die Argumente, die Gespräche der Wissenschaft an eine breitere Öffentlichkeit vermittelt.

**Frye:** All das tun Sie – bei Lesungen, Vorträgen, Diskussionsveranstaltungen und in Talkshows. Sehnen Sie sich

manchmal zurück nach einem relativ ruhigen Leben als Wissenschaftler?

**Clark:** Ich habe ein zwiespältiges Verhältnis dazu. Einerseits ist es aufregend, es ist interessant, wenn etwas Neues im Leben kommt. Aber damit hatte ich natürlich nicht gerechnet. Ich komme mit Menschen und Situationen in Berührung, die ich vorher nicht kannte. Ich finde es auch interessant, über Themen, die mich beruflich als Historiker interessieren, für eine breitere Öffentlichkeit zu sprechen. Es bringt einen Gewinn. Und es gehört auch zu unseren Verpflichtungen als Akademiker – wir werden auch mit öffentlichen Geldern bezahlt –, die Öffentlichkeit in unsere Gespräche, in unsere Gedankengänge, soweit es möglich ist, mit einzubeziehen. Ich habe momentan in besonderem Maße die Gelegenheit, das zu tun, auf eine unvorhergesehene und unverhoffte Weise. Natürlich ist es zuweilen auch ermüdend, man wird manchmal der eigenen Stimme müde. Aber auf der anderen Seite gibt es die Gelegenheit, mit sehr geschätzten und verehrten Kollegen Gespräche zu führen, etwa mit dem Politikwissenschaftler Herfried Münkler,

Autor des Buches »Der Große Krieg«. Und bei einer öffentlichen Diskussion im Mai am Forschungskolleg Humanwissenschaften der Goethe-Universität saß ich unter anderem zusammen auf dem Podium mit Annika Mombauer, von ihr stammt die aktuelle Studie »Die Julikrise. Europas Weg in den Ersten Weltkrieg«, und auch Gerd Krumeich. Seine jüngste Publikation ist »Juli 1914. Eine Bilanz«. Die Moderation hatte mein Frankfurter Kollege Andreas Fahrmeir. So etwas ist toll. Und dass sich eine breitere Öffentlichkeit für solche Gespräche interessiert, ist sogar ein Bonus.

**Frye:** Wenn ich kurz an das Gedankenexperiment vom Anfang anknüpfen darf: Was sagt denn die Geschichte des aktuell so erfolgreichen Geschichtsthemas über unser Verständnis von Geschichte und unser historisches Bewusstsein?

---

*»... das ist etwas Paradoxes, dass ein gewisser Punkt in der Vergangenheit uns manchmal näher und manchmal ferner erscheint.«*

---

**Clark:** Es gibt eine merkwürdige Struktur der Erinnerung insofern, dass die Vergangenheit in gewisser Hinsicht nicht vergeht, zumindest nicht auf die Weise, die man erwarten würde. Die Vergangenheit kehrt natürlich nicht wieder. Aber die Erinnerung an die Vergangenheit hat eine wellenförmige Struktur. Und das ist ja bei 1914 sehr stark zu beobachten. Das Jahr 1914 war uns in den 1970er und 1980er Jahren viel ferner, als es jetzt ist. Unsere Gegenwart scheint immer mehr der Wirklichkeit von 1914 zu ähneln: Wir sind jetzt in einer multipolaren Welt, vieles ist unvorhersehbar und gefährlich, es gibt Regionalkrisen in verschiedenen Weltteilen, in die auch Weltmachtinteressen verstrickt sind. Da spricht uns die Situation von 1914 viel intimer und direkter an als beispielsweise in der Zeit des Kalten Krieges. Und das ist etwas Paradoxes, dass ein gewisser Punkt in der Vergangenheit uns manchmal näher und manchmal ferner erscheint.

**Frye:** An Ihren Büchern wird immer wieder der klare und verständliche Stil gelobt. Im Jahr 2010 haben Sie als erster nicht deutschsprachiger Autor den überaus renommierten Preis des Histori-

schen Kollegs in München erhalten, der auch als »Deutscher Historikerpreis« bezeichnet wird –, und zwar vornehmlich für Ihr Buch »Preußen. Aufstieg und Niedergang 1600 – 1947«. Grundlage für diese Preisverleihungen sind Werke, so heißt es in den Statuten, die über die Fachgrenzen hinaus wirken und in ihrer sprachlichen Gestaltung vorbildhaft sind. Wie wichtig ist es Ihnen, dass auch interessierte Laien Zugang zu Ihren Büchern finden?

**Clark:** Es gibt natürlich immer die Gefahr des »Dumbing down«, dass man den Stoff herunterverdummt. Das habe ich immer streng zu vermeiden versucht. Und ich bin auch nicht der Meinung, dass die breitere geschichtsinteressierte Öffentlichkeit die Komplexität nicht ertragen kann, für Komplexität nicht zu gewinnen ist. Ganz im Gegenteil. Natürlich, und das wird von Kollegen manchmal übersehen, fällt die Gestaltung des Stoffes dann nicht so leicht. Man muss dann sehr viel Mühe und Nachdenken auf die Gestaltung des Stoffes verwenden, dass der Stoff dann nicht nur zugänglich, sondern auch inhaltlich und analytisch klar gegliedert ist, dass die verschiedenen Teile der Erklärung klar

Der Goethe-Universität verbunden

## CLARK WAR AUCH FELLOW DES NEUEN »HISTORISCHEN KOLLEGS«

Der Historiker Christopher Clark steht schon seit einiger Zeit in regem Austausch mit Wissenschaftlern und Forschungseinrichtungen der Goethe-Universität, vor allem auch mit dem Exzellenzcluster »Die Herausbildung normativer Ordnungen«. Auf Einladung des Clusters war Clark vor rund fünf Jahren der erste Fellow am Forschungskolleg Humanwissenschaften der Goethe-Universität, das damals in Bad Homburg seine wissenschaftliche Arbeit aufgenommen hat. Im Mai gehörte er zu den Fellows des neu ins Leben gerufenen Historischen Kollegs im Forschungskolleg Humanwissenschaften – und war gleichzeitig Gastwissenschaftler des Exzellenzclusters, in dessen Forschungszusammenhang er auch in Frankfurt auftrat, unter anderem bei einem »Stadtgespräch« des Clusters und mit einem Vortrag im Rahmen des Jubiläumsprogramms »100 Jahre Goethe-Universität«.

Das Historische Kolleg ist eine neue Programmlinie des Forschungskollegs Humanwissenschaften in Kooperation mit dem Historischen Seminar der Universität. Wissenschaftlicher Leiter des Gemeinschaftsprojekts ist Andreas Fahrmeir, Frankfurter Professor für Neuere Geschichte. Das Thema zum Auftakt des zunächst auf fünf Jahre angelegten Historischen Kollegs lautet »Die Welt um 1914«. Finanziell unterstützt wird das erste Jahr von der Stadt Bad Homburg.

Hauptsponsorin des Historischen Kollegs ist die Stiftung der Frankfurter Mäzenin Dagmar Westberg. Der Bad Homburger Unternehmer Stefan Quandt unterstützt insbesondere das Programm des Jahres 2015. Dann geht es um »Varianten des Kapitalismus – Der atlantische Raum und Asien«. Die weiteren Themenschwerpunkte bis zum Jahr 2018 lauten: »Reformationen – Kontinuitäten und Brüche«, »Imperien und ihr Ende«, »Christianisierung in der Spätantike«.

Das Historische Kolleg ist ein Ort des persönlichen kommunikativen Austausches und der Entwicklung neuer Fragestellungen zu aktuellen Forschungsthemen der Geschichtswissenschaft. Pro Jahr werden bis zu zehn Fellows die neue Programmlinie mit Leben füllen. Die meisten bleiben für einen Zeitraum von einigen Wochen bis zu mehreren Monaten. Im aktuellen Auftaktjahr wurden zunächst drei renommierte Gastwissenschaftler willkommen geheißen. Neben Christopher Clark sind dies der an der Université de Montréal lehrende deutsche Historiker Till van Rahden, zu dessen Schwerpunkten die deutsche und europäische Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts gehört, und Gustavo Corni, der an der Universität Trient Zeitgeschichte lehrt.

[www.forschungskolleg-humanwissenschaften.de](http://www.forschungskolleg-humanwissenschaften.de)  
[www.normativeorders.net/de/fellows](http://www.normativeorders.net/de/fellows)

zu erkennen sind und dass die Beziehungen zwischen ihnen ganz klar dargelegt sind. Und das Ganze sollte dem Leser bildhaft und dreidimensional vor Augen stehen.

**Frye:** Verständlich schreiben macht sehr viel Arbeit.

**Clark:** Verständlich schreiben macht sehr viel Mühe. Und der narrative Stil, der meist für solche Werke verwendet wird, ist eben nicht unanalytisch, sondern Narrative können auch sehr viel an Analyse mitliefern, wenn es reflektierte und subtile Narrative sind.

**Frye:** Sie schreiben in Ihrem Buch, dass die Literatur zu den Anfängen des Ersten Weltkriegs gigantische Ausmaße erreicht hat. Schon vor zwanzig Jahren umfasste eine Bibliografie der damaligen Literatur zum Ersten Weltkrieg 25 000 Bücher und Artikel. Zum Jubiläumsjahr sind noch zahlreiche neue Publikationen hinzugekommen. Wie geht man mit dieser Informationsflut um?

**Clark:** Es gibt natürlich die lange Phase des Hindurchpflügens, in der man vieles liest, und man notiert und notiert, und es kommen dann diese

Momente der Verzweiflung, wo man denkt: »Wozu dies alles? Ich verstehe das nicht mehr!« Der Kopf ist so voll, dass ein Brocken neue Information einen anderen sozusagen hinausdrängt. Es gibt da ganz schwierige Momente und Phasen. Aber dann kommt – und das hatte ich auch bei dem »Preußen«-Buch erlebt – plötzlich ein Augenblick, wo man das Buch als Ganzes in seiner Architektur begreift und erkennt, wie das Buch aussehen wird. Das ist ein ungeheuer befreiender Augenblick. Es ist wie ein Gebäude, das eine gewisse Struktur hat.

**Frye:** Wenn die Träger oder die Außenwände stehen, ist schon viel gewonnen, und der Rest kann folgen.

**Clark:** Ja, dann weiß man, dass jetzt unter anderem die Innenausstattung an der Reihe ist: Hier kommt ein Bad hin und dort ein Schlafzimmer. Es ist gut, wenn das Gehäuse in der Vorstellung fertig ist. Das geschieht aber erst nach Jahren. Bei dem »Schlafwandler«-Buch hat es rund vier Jahre gedauert, bis ich an diesem Punkt war. Ich hatte mit vielen möglichen Strukturen gespielt, bis ich dann eine Struktur fand, über die man sozusagen alle

bewegenden Teile in ihrem Verhältnis zueinander darstellen kann.

**Frye:** Ihr Buch ist auch von dem Ansatz geprägt, nicht die Frage nach einer Kriegsschuld in den Vordergrund zu stellen und auch nicht die Frage nach dem »Warum«, sondern nach dem »Wie«: Wie kam es dazu, dass der Krieg ausbrach? Dieser Zugang wird von einigen Rezensenten als neu und innovativ bezeichnet. Würden Sie sich dieser Einschätzung anschließen?

---

### *Die Frage nach dem »Wie« – Clarks »frischer« Blick auf den Ersten Weltkrieg*

---

**Clark:** Die Frage nach dem »Wie« zu stellen, ist natürlich überhaupt nicht neu. Historiker haben sich immer für das »Wie« interessiert – sowohl für das »Wie« als auch für das »Warum«. Wissen Sie: Vor allem bei einer so reifen Debatte, die schon so viele begabte Geister beschäftigt hat, gibt es keine radikalen Neuauswertungen. Oder wenn es welche gibt, dann sind die wahr-



scheinlich nicht glaubwürdig. Es gibt Verschiebungen der Schwerpunkte, eine andere Verteilung und Intensität in der Betonung. Und das habe ich mit diesem Buch erreichen wollen. Ich wollte kein radikales Novum darstellen. Die wenigsten Geschichtsbücher tun das. Vielleicht kann man bei meinem Buch anstatt von neu von »frisch« sprechen. Frisch war in diesem Fall die Frage nach dem »Wie«, weil die Dominanz der Schuldthese, die Zentrierung der Debatte auf die Frage nach den Schuldigen am Ausbruch des Krieges, die Wie-Frage fast schon verdrängt hat und stattdessen die Warum-Frage an die vorderste Stelle treten ließ. Wobei man mit »Warum« oft »Wer« meinte. Wenn man fragt, warum brach der Krieg aus, meint man eigentlich: Wer war der Böse, der den Krieg vom Zaun gebrochen hat?

**Frye:** Im Krimi heißt das: »Who done it?«: »Wer hat es getan, wer war der Täter oder Mörder?«

**Clark:** »Who done it?« – Genau. Aber der Ausbruch dieses Krieges lässt sich eben nicht wie ein Agatha-Christie-Roman erzählen. Es gibt keinen bösen Butler, der die alte Lady Carrington umbringt. Es ist alles sehr interaktiv. Obwohl: Agatha Christie hat ein Buch geschrieben, in dem alle Akteure zugleich der Mörder sind, alle Charaktere sind an dem Mord beteiligt – das ist »Orient Express«. Das kommt der Sache vielleicht näher.

**Frye:** Ihre Art Geschichte und Geschichten zu schreiben, zeichnet sich auch durch einen trockenen Humor und lakonische Bemerkungen aus. Da ist zum Beispiel die Rede vom damaligen britischen Außenminister Edward Grey, »der kaum etwas über die Welt außerhalb Großbritanniens wusste, niemals großes Interesse an Reisen gezeigt hatte, keine einzige Fremdsprache sprach und sich in Gesellschaft von Ausländern unwohl fühlte«. Welche Rolle spielen diese Charakterisierungen für Ihre Geschichte?

---

*»Kriege sind nicht die unausweichlichen Kulminationen von historischen Kräften, sondern sie werden gewählt.«*

---

**Clark:** Solche Charakterisierungen sind wichtig, weil Kriege eben nicht durch anonyme, abstrakte historische Kräfte herbeigeführt werden. Sie sind nicht die unausweichlichen Kulminationen von historischen Kräften, sondern sie werden gewählt. Für Kriege entscheidet man sich. Und diese Entscheidungen fallen, weil Staatsmänner, in diesem Fall Staatsmänner, sie fällen. Edward Greys Ignoranz der außenpolitischen Szene ist in der Julikrise 1914 ein sehr wichtiges Element – dass er zum Beispiel von den russischen Vorbereitungen auf den Krieg überhaupt nichts weiß und andererseits auch nichts wissen will. Er legt einen erstaunlichen Mangel an Neugier an den Tag.

**Frye:** Aber er war ein guter Tennisspieler.

**Clark:** Er spielte Squash, aber als junger Mann hat er natürlich »Real Tennis« gespielt, das alte Tennis der englischen Könige. Er konnte gut Tennis spielen, zeigte aber als Student in Oxford wenig Begabung.

**Frye:** Und dann gibt es noch Franz Conrad von Hötzendorf, Chef des Generalstabes in Österreich-Ungarn, der Hunderte von Briefen an seine Geliebte schrieb, aber nie abgeschickt hat. Haben Sie die eigentlich alle gelesen?

---

*»Die ganze Zunft ist ein riesiges Team.«*

---

**Clark:** Nein, und ich bemitleide den, der die alle lesen müsste. Aber das Tolle an diesem Thema ist, dass man Menschen hat, auf die man sich stützen kann. Man hat mich gefragt, ob ich ein Team hätte. Ich habe kein Team im Sinne von Menschen, die für mich lesen. Aber man hat natürlich so etwas wie ein Team, weil man viele Bücher und Artikel von sehr begabten Kollegen lesen kann. Da hat man vertrauenswürdige Darstellungen, die auf tiefem Wissen und Quellenverständnis basieren. Und da kann man natürlich sehr dankbar sein, dass man das nicht alles alleine schaffen muss, dass man nicht immer der Erste ist, sondern dass man darauf aufbauen kann. Unser Bild der damaligen Zeit ist im Wandel begrif-

fen und wird sich noch weiter wandeln. Das ist ein kollektives Unternehmen, das macht man nicht alleine, vor allem nicht bei einer so großen Debatte mit so vielen klugen Köpfen. Das ist hier ein bisschen so wie bei den Naturwissenschaften: Die ganze Zunft ist ein riesiges Team – wenngleich manchmal schon sehr zerstritten untereinander.

**Frye:** Noch einmal kurz zurück zu den Charakterisierungen und ähnlichen Stilelementen. Die »Schlafwandler« haben zuweilen auch Reportage-Charakter: Die Barkasse »Hulda« des deutschen Kaisers kommt »unter lautem Tuten längsseits«. Sie erzählen von Diskussionen, die »mit einem enormen Quantum an starkem Mokka und reichlich guten Zigaretten geölt« werden, und man meint fast dabei zu sein, wenn Kaiser Franz Joseph »mit einem Federkiel die Kriegserklärung an Serbien« unterschreibt. Er sitzt dabei in seinem Arbeitszimmer, in der Ecke ein elektrischer Zigarrenanzünder.

---

*Der elektrische Zigarrenanzünder und die Ambivalenz einer Epoche im Übergang*

---

**Clark:** Es freut mich, dass Sie das so sehen. Jemand hat mich gefragt: Was willst du mit diesem Buch erreichen? Ich wollte erreichen, dass der Leser das Gefühl bekommen sollte, sie oder er wäre dabei gewesen und hätte die Menschen kennengelernt, zumindest ein bisschen, die diese Entscheidungen getroffen haben, und hätte sozusagen über und mit diesen Menschen ein Verständnis entwickelt für die politische Kultur der damaligen Zeit. Also bei der Sache mit dem starken Mokka und den guten Zigaretten, da sprechen Sie von Leon von Biliński, Finanzminister Österreich-Ungarns und gleichzeitig Gouverneur von Bosnien-Herzegowina. Er hat bei seinen Gesprächen mit den kroatischen und serbischen Vertretern in diesen Provinzen immer Kaffee und Zigaretten verteilt und war deshalb sehr beliebt bei ihnen. Diese Termine haben allen Beteiligten Spaß gemacht. Mit solchen Details will ich etwas aussagen: Biliński selbst war Pole, die Bevölke-

zung Bosnien-Herzegowinas bestand neben den Österreichern und Juden aus bosnischen Moslems und aus Kroaten und Serben. Und Biliński war keiner, der die Serben ausgrenzen wollte, sondern er bemühte sich um sie, er gab sich ihnen gegenüber als Slawe, er wollte Brücken zu ihnen schlagen. Das sagt etwas aus über die Kultur dieser Doppelmonarchie, dass es Vermittlerfiguren dieser Art wie Biliński gab. Und das mit dem elektrischen Zigarrenanzünder ist auch wichtig: Hier sieht man diesen sehr alten Monarchen, er ist bereits 1848 auf den Thron gekommen, und er hat nicht nur einen elektrischen Zigarrenanzünder, sondern auch einen elektrischen Ventilator, von Siemens übrigens. Der Historiker Bernd Weisbrod hat in Bezug auf die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg gesagt, das sei das »elektrifizierte Mittelalter«. Das zeigt diese Ambivalenz und diesen Übergangscharakter dieser Epoche: einerseits erbliche Monarchie, andererseits elektrische Zigarrenanzünder.

**Frye:** Nach dem Buch ist vor dem Buch. Haben Sie bereits neue Pläne? Vielleicht denken Sie ja daran, die Tagebücher Ihres australischen Großonkels James Joseph O'Brien herauszugeben? Von ihm stammen, wie Sie schreiben, merkwürdig lakonische Tagebucheinträge. Sie zitieren einen Eintrag vom 4. Oktober 1917: »Es war eine großartige Schlacht, und ich habe nicht den Wunsch, noch eine zu erleben.«

**Clark:** Das würde, glaube ich, meinem lieben Großonkel nicht gerecht, wenn ich seine Tagebücher veröffentlichen würde. Sie sind nicht literarischer Art. Und diese fantastischen lakonischen Passagen sind zwar vorhanden, aber es sind nur wenige, und sie sind unterbrochen von Gepäcklisten und Instruktionen, wie man ein Gewehr auseinanderbaut und wieder zusammensetzt und so etwas. Und dann gibt es auch Adressen von Damen, von Frauen, die er wohl kennengelernt hat, ich weiß nicht wie, und Namen von Kirchen, die er gesehen hat. Also, es ist eigentlich kein zu veröffentlichendes Tagebuch, obwohl es etwas ist, was ich persönlich sehr schätze und worauf ich sehr großen Wert lege. Ich bin sehr dankbar, dass es mir in die Hände gekommen ist.



### Prof. Dr. Christopher Clark

Prof. Dr. Christopher Clark, 54, lehrt Neuere Europäische Geschichte am St. Catharine's College in Cambridge, Großbritannien. Einer seiner Forschungsschwerpunkte liegt auf der Geschichte Preußens. Der gebürtige Australier ist Autor einer Biografie über Kaiser Wilhelm II. Für sein Buch »Preußen. Aufstieg und Niedergang 1600 – 1947« erhielt er 2007 den renommierten Wolfson Prize und 2010 als erster nicht deutschsprachiger Historiker den Preis des Historischen Kollegs München, auch bekannt als »Deutscher Historikerpreis«. Sein jüngstes Werk (»Die Schlafwandler. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog«) wurde im Frühjahr 2014 mit dem Bruno-Kreisky-Preis für das Politische Buch ausgezeichnet. Clark ist Mitglied zahlreicher Kommissionen und Fachgesellschaften, unter anderem der British Academy. Einen Teil seiner Studienjahre verbrachte er in Deutschland, von 1985 bis 1987 an der Freien Universität Berlin. Bisher führten ihn zwei Fellowships zu Forschungsaufenthalten an der Goethe-Universität.

**Frye:** Danke, dass Sie auf diese nicht unbedingt ernst gemeinte Frage eingegangen sind. Wie steht's aber wirklich mit neuen Plänen?

---

### *Das nächste Projekt: Die vernetzte Geschichte der 1848er-Revolutionen*

---

**Clark:** In der Planungsphase ist ein neues Buch über die 1848er-Revolutionen – in ganz Europa. Alle interessanten Menschen des 19. Jahrhunderts oder fast alle

sind daran beteiligt, von Richard Wagner über Bismarck bis Pius IX. Das ist ein Stück europäische Geschichte. Aber die Geschichte dieser Revolution ist meistens im nationalstaatlichen Rahmen geschrieben worden oder im regionalen Rahmen. Ich möchte das als vernetzte Geschichte neu schreiben und dabei den Schwerpunkt vor allem auf die Frage legen: Was ging an Wandel von dieser Revolution aus?

**Frye:** Sie waren im Mai Fellow am Forschungskolleg Humanwissenschaften der Goethe-Universität in Bad Homburg – auf Einladung des Exzellenzclusters »Die Herausbildung normativer Ordnungen« und des neuen Historischen Kollegs im Forschungskolleg Humanwissenschaften. Das Forschungskolleg kennen Sie auch deshalb gut, weil Sie vor rund fünf Jahren, als es seinen wissenschaftlichen Betrieb aufnahm, der allererste Fellow waren. Was gefällt Ihnen an dieser Einrichtung?

**Clark:** Die Gespräche mit ganz tollen, erfindungsreichen Kollegen, die Ruhe dieses abgelegenen Ortes, also in diesem schönen Haus, wo man nicht mehr so sehr von den Irritationen des Alltages geplagt ist, sondern sich in einem Ambiente, das wirklich zu einem Gespräch einlädt, austauschen kann. Das Tolle an diesem Institut ist, dass alles gemacht ist, um nicht nur die Forschung, sondern auch das Nachdenken, schließlich gehört Nachdenken auch dazu, und das Gespräch zu fördern. Bad Homburg hat eine ruhige Schönheit, und am Horizont sieht man dann Frankfurt. Ganz toll!

**Frye:** Wie wichtig ist das für Geistes- und Geschichtswissenschaftler, die ja eher Einzelkämpfer sind und die meiste Arbeit allein am Schreibtisch machen?

**Clark:** Das ist umso wichtiger, weil unser Beruf wirklich ein einsamer ist. Wenn man aber mit guten Kollegen zusammensitzt und ein Gespräch führt, dann kommt man sehr schnell auf die Punkte des gemeinsamen Interesses und auch auf die Differenzen, die strittigen Punkte. Man hört von den anderen auch, was sie lesen, was für sie ertragreich war und neue Impulse gebracht hat, und kann es in die eigene Arbeit integrieren. Das ist alles sehr gewinnbringend. ●

Ph. 9. Nr. 394

14. Juli

6

37

Euer Magnificenz !

Herr Professor P e t e r s e n ist bis zum 31.7.1916 vom Heeresdienst befreit. Da die Gründe, die es wünschenswert machen, dass Herr Professor Petersen seine Vorlesungen und Uebungen möglichst im vollen Umfange bei uns halten kann fortbestehen, ja sich bei der steigenden Frequenz der Universität noch verstärkt haben, so bitte ich Euer Magnificenz zu erwirken, dass Herr Professor Petersen auch weiterhin vom Heeresdienst befreit bleibt. Die letzte Entscheidung über seine Befreiung ist unter dem 21. März 1916 Euer Magnificenz seitens der Militärbehörde mitgeteilt worden.

Euer Magnificenz  
ergebenster

*J. A. G.*

An  
Seine Magnificenz  
den Herrn Rektor der Universität

H i e r  
\*\*\*\*\*

*J. A. G.*

Nr. N 904 <i>Frankfurt</i> Erhalten am Abgegeben am am durch	universität dekan der philosophischen fakultät Jordanstr 17 frankfurtam -	geb. 28. 2.
<b>Telegraphie des Deutschen Reichs.</b> Kaiser Frankfurt (Main)		
Telegramm aus adf 729 16 8 3 cfr tr =	87	
wegen kommandierung zum governement antwerpen bitte ich vorlesungsankündigung zurückzuziehen = petersen + +		

# Philologe im »Kriegseinsatz«

Der Frankfurter Germanist Julius Petersen und der Erste Weltkrieg

von Bernd Zegowitz



**Vorlesungen für Studenten und Bildungsangebote für Bürger – wie lässt sich dieser Anspruch der jungen Stiftungsuniversität auch in Zeiten des Krieges realisieren, wenn Professoren wie Studenten ins Feld ziehen müssen? Das Beispiel des Germanisten Julius Petersen zeigt, welche Anstrengungen zwischen 1914 und 1918 unternommen wurden, um »Volksbildung« und »Vaterländischen Unterricht« zu ermöglichen. Dazu gehörten Vorträge an der Front ebenso wie Bürgervorlesungen in der Heimat.**

Am Ende des Ersten Weltkriegs war die finanzielle Situation der Frankfurter Universität äußerst angespannt: Abnehmende Stiftungsgelder, zunehmende Ausgaben und das Fehlen neuer Stiftungen veranlassten Oberbürgermeister Georg Voigt und den Geschäftsführer des Kuratoriums der Universität, Otto von Steinmeister, eine Übernahme der Stiftungsuniversität durch den preußischen Staat ernsthaft in Erwägung zu ziehen. Doch die preußische Hochschulbürokratie zeigte wenig Entgegenkommen, und so appellierte Voigt an die Stadtverordnetenversammlung, in der die Vertreter der Sozialdemokratie eine Mehrheit hatten, die Zuschüsse für die Universität zu erhöhen – mit Erfolg. Die Kommunalpolitiker verbanden dies allerdings mit der Aufforderung an die Universität, den »gewandelten Anforderungen gerecht zu werden, demokratischer, weniger elitär, ein »Volksbildungsinstitut« im besten Sinne zu sein« (Notker Hammerstein).

Den Gedanken der Volksbildung verfolgten bereits zehn Frankfurter Professoren, die im August 1918 an die Front fuhren, um in »allgemein verständliche[n] Einzelvorträge[n] [...], deren freiwilliger Besuch allen Offizieren und Mannschaften ohne Voraussetzung irgendwelcher Vorbildung offenstand«, den »Gedanken der Volkshochschule und des Vaterländischen Unterrichts« zu »einer glücklichen Vereinigung zu bringen« (Julius Petersen). Der Frankfurter Germanist Julius Petersen, Professor für Neuere deutsche Sprache und Literatur, berichtet in einem Artikel für die *Frankfurter Zeitung* (*Frankfurter Universitätsprofessoren an der flandrischen Küste*) im Oktober 1918 von den Aktivitäten, die auf Plakaten mit folgendem Text beworben worden waren: »Die Vorträge sind so volkstümlich und allgemeinverständlich gehalten, daß jeder einzelne Mann – auch ohne jegliche Vor-

bildung – aus ihnen reiche Anregung schöpfen und genußreiche Stunden verbringen kann. Die meisten Vorträge sind mit Lichtbild ausgestattet oder werden durch Experimente erläutert und sind deshalb besonders anregend! Kein Offizier, kein Mann versäume diese Gelegenheit zur Bereicherung und Vertiefung seines Wissens. Pünktlich erscheinen, damit Vortrag nicht gestört wird! Rauchen untersagt! Vortragsorte: Ostende – Middelkerke – Brügge u. a. (Auskünfte Rittmeister Landmann).«

Während es den Frankfurter Naturwissenschaftlern Richard Lorenz, Martin Freund, Richard Wachsmuth, Max Seddig und Otto Hermann Steche leichter fiel, »engere Verhältnisse zwischen wissenschaftlichen Problemen und Aufgaben des Krieges« herzustellen, der Heidelberger Jurist Friedrich Karl Neubecker »praktische Fragen des Lebens« und der Nationalökonom Andreas Voigt, der den ersten Lehrstuhl für Volkswirtschaft (damals wirtschaftliche Staatswissenschaften) an der Frankfurter Universität inne hatte, »aktuelle Probleme der Weltwirtschaft« behandelten, widmeten sich die Geisteswissenschaftler Friedrich Panzer, Rudolph Kautzsch und Julius Petersen dem »Wesen und der Geschichte des Landes und Volkes, auf dessen Boden die deutsche Besatzung in vierjährigem Aufenthalt Wurzeln geschlagen hat« (Petersen).

#### **Frontunterricht: Schützenhilfe für deutsche Hegemonialinteressen**

Petersen selbst sprach nicht nur über Goethe und Kleist und damit über Themen, die er dem Bereich »Selbstbesinnung auf deutsche Art und Kunst« zuordnete, sondern auch dreimal über die »Flämische Bewegung«, die er zum »Bestandteil des mehr als ein Jahrtausend währenden Kampfes zwischen Germanentum und Romanen um den umstrittenen Boden« machte.

Das Schreiben des Dekans der Philosophischen Fakultät vom 14. Juli 1916 an der Rektor der Universität ist nur einer der Versuche, Petersen erst zurückstellen beziehungsweise ihn in der Nähe Frankfurts stationiert zu lassen.

Im März 1917 ist Petersen dann doch eingezogen und im Frankfurter Artillerieregiment ausgebildet worden, im Mai war er bereits an der Westfront. Der Dekan Matthias Friedwagner ließ nichts unversucht, Petersen wieder nach Frankfurt zu holen. Eine Zeit lang sah alles auch danach aus, doch telegraphiert Petersen am 16. September 1917, alle für das Wintersemester 1917/18 angekündigten Veranstaltungen wegen seiner Abkommandierung nach Antwerpen zurückzuziehen.



Julius Petersen erhielt 1920 einen Ruf nach Berlin und prägte über 20 Jahre die deutsche Germanistik.

Es ist nur schwer vorstellbar, dass sich Petersen bei diesen Vorträgen dem von ihm selbst postulierten Gedanken der Volksbildung unter »Vermeidung aller politischen Propaganda« verpflichtet fühlte. Gerade die Flämische Bewegung setzte sich seit Mitte des 19. Jahrhunderts dafür ein, das Französische in kultureller, sozioökonomischer und politischer Hinsicht zurückzudrängen, und besonders ihre sogenannten Aktivisten arbeiteten im Ersten Weltkrieg mit der deutschen Zivilregierung zusammen. Ziel der Berliner Regierung war es, Belgien über das Kriegsende hinaus (in welcher Form auch immer) unter deutsche Hegemonie zu stellen. Petersen leistete, so steht zu vermuten, mit seinem Vortrag vor allem Schützenhilfe für diese Bewegung und damit für das Deutsche Reich, das deren Aktivismus initiiert und gefördert hat.

### Frontgeschenke: »Weihnachtsgabe für Studierende im Felde«

Ende 1918 erschien dann ein Aufsatz Petersens in den »Skizzen Frankfurter Hochschullehrer als Weihnachtsgabe für ihre Studierenden im Felde« über die Freundschaft von Goethes Mutter zu Bettine von Arnim: ein dezidiert unpolitisch-deskriptiver Beitrag, der eher eine Zeit Frankfurter Kulturgeschichte verklärt, der durchaus auch die problematischen Züge der Beziehung Bettines zu Goethe hervorhebt, der auf literaturgeschichtlich Relevantes verweist (etwa dass Goethe die Berichte, die Bettine von seiner Mutter erhielt, für die eigene Autobiografie nutzte), ansonsten aber primär ein sympathisches Bild zweier Frauen zeichnet. Der gänzlich unpolitische Charakter des Aufsatzes ist den zeitgeschichtlichen Umständen geschuldet; denn im Vorwort des Universitätsrektors Heinrich Titze, geschrieben am 23. Oktober 1918, ist die Rede vom Waffenstillstandsangebot der deutschen Regierung. Und da in den Antwortnoten der amerikanischen Regierung auch die Räumung der besetzten Gebiete gefordert wurde, wären

Beiträge im Stile des Flamen-Vortrags sicher fehl am Platz gewesen.

### Frankfurter Aktivitäten zur verständlichen Wissenschaft

Die »Vermittlung wissenschaftlicher Erkenntnisse in verständlicher Form für eine interessierte Öffentlichkeit« (Hammerstein) war eine der wesentlichen Aufgaben der Universität Frankfurt, die sie schon von ihrer Vorgängereinstitution, der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften, übernommen hatte und die sie bis heute mit ihren vielfältigen Bürgervorlesungen fortsetzt. Petersen kam dieser Forderung auch im städtischen Umfeld nach: Er hielt eine Reihe von Vorträgen im Freien Deutschen Hochstift, sprach vor der Gesellschaft der Freunde des Goethe-Museums über Goethe und Charlotte von Stein und mischte sich in diversen Zeitungsartikeln für die *Frankfurter Zeitung* und die *Universitäts-Zeitung* in aktuelle bildungs- und hochschulpolitische Diskussionen ein, in denen es etwa um Fragen der Vorbildung oder der Zulassung zum Studium ging.

### Als Zensor der holländischen Presse unabhkömmlich

Doch hatte die Königliche Universität Frankfurt von Julius Petersen nicht wirklich viel: Berufen wurde er am 14. August 1914, seine Professur angetreten hat er am 1. April 1915, die ersten Veranstaltungen hielt er im Sommersemester desselben Jahres, aber bereits ab dem Wintersemester 1915/1916 konnte er seinen Lehrverpflichtungen nur noch teilweise nachkommen und vom Wintersemester 1916/1917 bis zum Kriegsende gar nicht mehr. Petersen wurde nämlich zuerst zum Garnisonsdienst nach Mainz eingezogen und dann als Unteroffizier in die Niederlande abkommandiert. Seine Veranstaltungen wurden in den Vorlesungsverzeichnissen allerdings angekündigt; die Fakultät rechnete also damit, ihn freigestellt zu bekom-

## Virtuelle Ausstellung

### FRANKFURTER LITERATURWISSENSCHAFTLER, 1914-1945

Wer waren die Literaturwissenschaftler, die bei der Gründung 1914 an die Universität Frankfurt berufen wurden, die das akademische Leben der Stadt Frankfurt in der Weimarer Republik mitprägten, die nach 1933 in Frankfurt weiterhin Literaturwissenschaft betrieben oder die vertrieben wurden? Ein interdisziplinäres Lehrforschungsseminar am Fachbereich Neuere Philologien hat anlässlich des 100-jährigen Jubiläums der Universität im Jahr 2014 Antworten auf diese Fragen gesucht. Das Ergebnis ist eine virtuelle Ausstellung mit dem Titel »Frankfurter Literaturwissenschaftler, 1914-1945«, die von Studierenden der Frankfurter Romanistik und Germanistik, moderiert von Dr. Frank Estelmann und Privatdozent Dr. Bernd Zegowitz, in der Zeit zwischen April 2013 und Februar 2014 erstellt wurde.

Die Ausstellung setzt sich zusammen aus detaillierten Porträts einzelner Wissenschaftler der Universität Frankfurt wie Max Kommerell, Matthias Friedwagner oder Julius Petersen. Die Studierenden haben einzelne Forscherbiografien zum Beispiel mithilfe des Universitätsarchivs, der Bestände der Universitätsbibliothek oder digital zur Verfügung stehender Medien rekonstruiert. Sie beleuchten einzelne Aspekte der intellektuellen Biografien in kürzeren Essays und beschäftigen sich darüber hinaus generell mit Fragen der Präsentation von Forschungsergebnissen.

Die Ausstellung ist einzusehen unter:  
<http://use.uni-frankfurt.de/literaturwissenschaftler>

men, und dafür tat sie auch einiges. Das lässt sich aus den Dokumenten rekonstruieren, die in der Rektorats- beziehungsweise Personalakte (UAF Abt. 4, Nr. 1576; UAF Abt. 134, Nr. 431) im Universitätsarchiv liegen. So versuchte etwa der Romanist Matthias Friedwagner in der Zeit seines Dekanats, Petersen, der in der ersten Hälfte des Jahres 1917 an die Westfront versetzt worden war, nach Frankfurt zurückzuholen. In einem Schreiben an das stellvertretende Generalkommando des XVII. Armeekorps heißt es: »Der Professor für deutsche Sprache und Literatur [...] Dr. Julius Petersen, geb. 1878, der Mitte März eingezogen wurde und im Frankfurter Artillerie-Regiment seine Ausbildung erhielt, ist seit kurzem nach dem Westen [...] versetzt worden, wo er Bürodienste tut. Da seine beiden Kollegen von der juristischen Fakultät Planitz und Giese auch weiterhin neben ihrer militärischen Ausbildung die Möglichkeit haben, Abendvorlesungen an der Universität zu halten, gestattet sich die Philosophische Fakultät die ganz ergebene Anfrage bezw. Bitte, ob es nicht möglich wäre, die Rückversetzung des Professors Petersen nach Frankfurt zu veranlassen. Er könnte dann wenigstens in den Abendstunden sein germanistisches Seminar (Mittwoch 7-9 Uhr) und eine zweistündige Vorlesung (Dienstag, Freitag 7-8 Uhr abds.) abhalten, was sehr im Interesse der Kriegsbeschädigten und der im vaterländischen Hilfsdienst stehenden übrigen Studenten gelegen wäre. Es wird vorausgesetzt, daß bei einer solchen Versetzung die militärischen Pflichten des Genannten wie bisher erfüllt werden könnten.«

Petersen war jedoch als Zensor der holländischen Presse unabhkömmlich und musste alle für das Wintersemester 1917/1918 angekündigten Veranstaltungen wegen seiner Abkommandierung nach Antwerpen zurückziehen. Den Vorlesungsbetrieb nahm er erst im Wintersemester 1918/1919 wieder auf.

### Keine Chance für Bleibeverhandlungen – Petersens schneller Abgang nach Berlin

Nun war zwar der Weltkrieg zu Ende, doch seine Auswirkungen machten auch der Universität schwer zu schaffen – so waren beispielsweise Stiftungsgelder in Kriegsanleihen angelegt worden. Erst 1923 war die Existenz der Universität durch die Unterzeichnung eines neuen Universitätsvertrags gesichert. In eben dieser Zeit, zu Beginn des Jahres 1920, erhielt Petersen einen Ruf nach Berlin. Der Dekan der Philosophischen Fakultät versuchte, Petersen in Frankfurt zu halten. Zuletzt schrieb er an den Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung und äußerte die Bitte, die Finanzgrundlage der Universität zu über-

prüfen. Er hob darin sowohl die Verdienste des Hochschullehrers Petersen hervor (großer Schülerkreis, Betreuung von Prüfungsarbeiten) als auch dessen Verdienst, »auf dem Gebiete der Volksvorlesungen die Verbindung zwischen Universität und Stadtbevölkerung in der glücklichsten Weise hergestellt zu haben«. Der Weggang Petersens nach Berlin würde nicht nur der Universität schaden, sondern auch »dem geistigen Leben der ganzen Stadt Frankfurt«. Wie ernst es Petersen mit den Bleibeverhandlungen war, geht aus den offiziellen Schreiben nicht hervor. Doch die junge Frankfurter Universität konnte mit Berlin nicht nur finanziell nicht mithalten: Der dortige Lehrstuhl war einer der renommiertesten in Deutschland!

Petersen hat später die deutsche Germanistik von Berlin aus mehr als 20 Jahre an entscheidenden Stellen geprägt. Er war von 1920 bis 1941 dort nicht nur ordentlicher Professor, sondern seit 1933 auch Direktor des Germanischen Seminars; 1923 setzte er die Gründung des Theaterwissenschaftlichen Instituts durch. Er war Mitglied in wissenschaftlichen Akademien in Berlin, München, Budapest und Wien und von 1927 bis 1937 Präsident der Goethe-Gesellschaft. An öffentlichen Bekenntnissen zum Nazi-Regime ließ es Petersen nicht fehlen, und bereits 1934 publizierte er eine Studie mit dem Titel »Die Sehnsucht nach dem Dritten Reich in deutscher Sage und Dichtung«. ●



### Privatdozent Dr. Bernd Zegowitz

Privatdozent Dr. Bernd Zegowitz, 47, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Deutsche Literatur und ihre Didaktik. Seine Forschungsinteressen sind Libretti und Librettistik, Literatur des Vormärz, Theatergeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts sowie Fachgeschichte der Germanistik. Gemeinsam mit dem Frankfurter Romanisten Frank Estelmann organisiert er im Jubiläumsjahr der Goethe-Universität eine virtuelle Ausstellung, eine Ringvorlesung und einen zweitägigen Kongress zum Thema Literaturwissenschaften in Frankfurt.

[zegowitz@lingua.uni-frankfurt.de](mailto:zegowitz@lingua.uni-frankfurt.de)

### Literatur

Petra Boden und Bernhard Fischer: Der Germanist Julius Petersen (1878-1941): Bibliographie, systematisches Nachlaßverzeichnis und Dokumentation, Marbach am Neckar (o.J.).

Petra Boden: Julius Petersen. Ein Wissenschaftsmanager auf dem Philologenthron, in: Euphorion 88 (1994), S. 82-102.

Notker Hammerstein: Die Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main. Von der Stiftungsuniversität zur staatlichen Hochschule, Bd. 1: 1914 bis 1950, Neuwied/Frankfurt am Main 1989.

Julius Petersen: Frankfurter Universitätsprofessoren an der flandrischen Küste, in: Frankfurter Zeitung vom 17. Oktober 1918, S. 1-2.

Julius Petersen: Frau Rat und Bettina, in: Geist und Leben im alten und neuen Frankfurt. Skizzen Frankfurter Hochschullehrer als Weihnachtsgabe für ihre Studierenden im Felde, Frankfurt am Main 1918, S. 87-104.



# »Die letzte heiße Revolution und die erste coole Revolte«

1968 und die Erweiterung des politischen Vorstellungsvermögens

*von Heinz Bude*



Foto: Barbara Klemm

War »68« nur der mythologische Name für Ereignisse und Entwicklungen, die schon viel früher begannen und sich deutlich länger hinzogen? Fühlte sich die immobil gewordene Gesellschaft in der Phase nach dem Wiederaufbau durch die Studentenrevolte von sich selbst befreit? Was hat die »Bewegungsgesellschaft« ab den 1970er Jahren mit »68« zu tun? Diesen Fragen geht der Soziologe Heinz Bude in seinem Essay nach.

Der französische Historiker Paul Veyne, dem wir unter dem Titel »Brot und Spiele« ein großes Buch über die republikanischen Vergnügen der antiken Römer verdanken, hat 1968 einmal als die letzte heiße Revolution und die erste coole Revolte bezeichnet. Es wurde im Kopf der Protagonisten ein letztes Mal das ganze revolutionäre Register der Arbeiterbewegung aufgeboten mit Kapitallektüre, Freund-Feind-Unterscheidungen im Klassenkampf und weltgeschichtlichen Endspiel-Situationen nach dem Motto »Sozialismus oder Barbarei«.

Öffentliche Aufmerksamkeit erlangte der revolutionär gemeinte Aufbruch jedoch durch gewitzte Spiele immer neuer gezielter Regelverletzungen. Nicht durch das Aufgebot der Massen – dafür waren Demonstrationen mit vielleicht 10 000 oder 15 000 Teilnehmern einfach zu klein –, sondern durch die tausend kleinen

Provokationen kam der Erfolg in den Medien. *Bild* erklärte 1968 zwar den Krieg, aber in der *Zeit* oder im *Spiegel*, sogar in der *FAZ* oder im *Schwäbischen Tagblatt* wurde die »Revolte der Studenten« (Kai Hermann) gefeiert. Spaziergeh-Demonstrationen nach Demonstrationsverboten, Farbbeutel gegen politische Würdenträger und Sit-ins bei geschlossenen Gesellschaften brachten die legitimen Verhältnisse und respektablen Anordnungen in eine heftige, lustvolle Unordnung.

#### **Gegen das »sauber getrennte Gehege des bürgerlichen Lebens«**

Die Zündung von 1968 bestand aus der Mischung von blutig ernster Weltverbesserung und fröhlicher Weltverkehrung. Jean-Luc Godard, der angab, seine Filme nicht beim Drehen, sondern beim Lesen, Essen, Trinken, Träu-



1



2



3



4



5



6

1 Frauen-Demo, Frankfurt am Main, 1974.

2 Demonstration gegen taktische Atomwaffen, Fulda 1984.

3 L. von Friedeburg, K. von Dohnányi, E. Kantzenbach, Universität, Frankfurt 1971.

4 Demonstration gegen die Startbahn West, Frankfurt 1981.

5 Minister-Vereidigung von Joschka Fischer, Holger Börner, Wiesbaden 1985.

6 Joschka Fischer vor der Universität, Frankfurt am Main, 1969.

men zu machen, nannte in »Masculin – Feminin« die Akteure des Spektakels mit böser Genauigkeit »Die Kinder von Karl Marx und Coca-Cola«. Der damals schon etwas ältere Karl Markus Michel, der bei Suhrkamp die erste legendäre, von Jürgen Habermas, Dieter Henrich und Jacob Taubes verantwortete Theoriereihe betreute und dann das *Kursbuch* mitherausgab, erklärte als engagierter Beobachter »68« seinerzeit als Subversion der funktional differenzierten Gesellschaft. Die Aktionen der Studenten seien gegen das »sauber getrennte Gehege des bürgerlichen Lebens« gerichtet, wo es zwischen den Bereichen Arbeit, Liebe, Politik, Kunst, Vergnügen und Wissenschaft nur Vermittlungen, aber keine Vermischungen geben durfte. In der Nachkriegsgesellschaft des Wiederaufbaus, die noch eine ganz andere Bewegung in den Knochen hatte, herrschte die Angst, dass sonst das Ganze zusammenstürzen könnte.

Auf dieses Ganze pfliffen die Kriegskinder der Jahrgänge 1938 bis 1948. Es sei – versicherte Adorno – sowieso das Unwahre. Man hörte die großen Worte dieses kleinen Mannes mit den Kinder-Augen und wusste, obwohl man sie nicht verstand, dass sie die richtigen Worte waren. Rebellisch ist eine Erfahrung, welche sich einer negativen, nie zu Ende gehenden und auf keinen Fall aufhebenden Dialektik überantwortet. Es gehört zum Ekstatischen von 1968, dass Philosophie, Rock, Kino und Happening einen Sound bildeten, dem sich

niemand, der sich jung fühlte, verschließen konnte. Die Bewegung wurde dadurch zur Bewegung, dass sie einfach die Grenzen überschritt, die einer Generation vorher die Bedingungen der Möglichkeit von Zivilität, Freiheit und Wohlstand waren.

Außerparlamentarische Politik und antigonialische Kunst erschlossen Felder von Praxis, die sich der Festlegung auf nur einen Code entzogen. Sätze wie »Das Private ist politisch« oder »Jeder ist ein Künstler« entzogen sich dem absoluten Wissen systemtheoretischer Differenzierungstheorien. So stellt sich 1968 als Beginn einer Periode vermehrter Ausnahmen und loser Koppelungen dar, die reine Zustände verschmutzen und feste Einteilungen unterlaufen.

### Konkurrierende Deutungsversuche – Habermas und Bohrer

Doch die Deutung von 1968 war von Anfang an umstritten. So legten Jürgen Habermas und Karl Heinz Bohrer konkurrierende Deutungen der sich vor ihren Augen abspielenden Ereignisse vor. Der eine als radikaler Demokrat, der andere als absoluter Ästhet. Was für Habermas Modelle des zivilen Ungehorsams waren, kanzelte Bohrer als Selbstgerechtigkeiten eines »just milieus« ab. Während Bohrer in den besten Teilen von 1968 die befreiende Wiederkehr surrealistischer Motive erblickte, zog Habermas die Grenzen zwischen gewissenlosen Aktivisten, denen die »direkte Aktion« wichtiger als der »herrschafts-

freie Diskurs« war und dem Gros jener, denen vor allem der »Muff von tausend Jahren« auf den Geist ging. Für Habermas war 1968 der Beginn einer Fundamentalliberalisierung einer restaurativen Gesellschaft; für Bohrer bestand der Kick der Rebellion in einer Explosion nach außen, die Schluss machte mit einer Wirklichkeit ohne Alternative. Jürgen Habermas interessierte sich für »Protestbewegung und Hochschulreform« (1969), für Karl Heinz Bohrer ging es um »Surrealismus und Terror« (1970). Der eine zog später eine lange Linie, die von 1968 bis zur Regierung der Grünen in Baden-Württemberg oder zur CDU von Angela Merkel reicht; der andere beharrt bis heute auf dem Wahn einer Unterbrechung, die für keine Idee in Anspruch genommen werden kann. Beide beriefen sich, wie später Ulrike Meinhof und Fritz Teufel, auf die Inspiration von Walter Benjamin, für den bekanntlich die Katastrophe war, dass alles so weitergeht.

Wie auch immer man die wirren Praktiken von 1968 beurteilt, die im Terror der RAF ihren schrecklichen Gipfel fanden, die bis heute fortwirkende kognitive Revolution von 1968 bestand in der Entdeckung der Gesellschaft als einer Kategorie zum Verständnis der persönlichen Lebenspraxis. Das ist für die Nachgeborenen, die heute ihre Witze über Plastikwörter wie Sozialisation, Kommunikation und Interaktion machen, schwer verständlich. Man muss solche Romane wie »Revolutio-



## Zur rechten Zeit am rechten Ort

### DIE FOTOGRAFIN BARBARA KLEMM

Die Fotografin Barbara Klemm hat nicht nur über mehr als 30 Jahre das visuelle Bild der Frankfurter Allgemeinen bestimmt, sie hat vor allem mit ihren Fotos die deutsche Erinnerungskultur entscheidend geprägt. Ihre Schwarz-Weiß-Fotografien illustrieren mehr als das kurzlebige Tagesgeschehen. Mit ihrem sensiblen, teilnehmenden Blick schafft Klemm »gültige Formeln für den Zustand unserer Welt in einem bestimmten Augenblick«, so umschreibt es Hans-Michael Koetzle in dem Katalog zu der großen Retrospektive ihres Œuvres, die von November 2013 bis März 2014 in Berliner Martin-Gropius-Bau zu sehen war.

Zu ihren besonderen Fähigkeiten zählt, inmitten einer Situation, von der sie nicht wissen kann, wie sich das Geschehen weiter entwickelt, das Bild zu erkennen, das langfristig in dieser Szene steckt. Zur rechten Zeit am rechten Ort – dafür hat Barbara Klemm ein Gespür; mit ihrer analogen Kamera hält sie die historischen Schlüsselszenen nachdrücklich fest. Fotos von Barbara Klemm sind nicht nur auf der nebenstehenden Seite zu sehen, sondern illustrieren auch weitere Beiträge.



7 Hörsaal V, Juni 1969: Adorno diskutiert mit den Studenten über die Wiederaufnahme der seit Wochen gestörten Vorlesung »Einführung in dialektisches Denken«. (Foto: Harald Meisert)

nary Road« von Richard Yates oder Fernsehserien wie »Mad Men« zurate ziehen, um ermessen zu können, wie unter dem Einfluss von Marx und Freud, von Adorno und Althusser, von Ronald D. Laing und Shulamith Firestone der Ausbruch aus einer Nachkriegswelt gelang, die von isolierten Existenzen in einer Atmosphäre des kommunikativen Schweigens, wie Hermann Lübbe das für die deutschen Gegebenheiten von Vernichtungskrieg und Völkermord genannt hat, bevölkert war.

#### **Vom Zusammenhang zwischen persönlichem Unglück und gesellschaftlichem Unrecht**

Der Begriff der Gesellschaft war viel mehr als ein Instrument sozialwissenschaftlicher Weltklärung, er enthielt das Versprechen einer Selbsttranszendierung des an sich selbst verzweifelnden Ichs. Es gab einen Zusammenhang zwischen persönlichem Unglück und gesellschaftlichem Unrecht. Deshalb konnten die Klagen des Selbst zu einem legitimen Gegenstand politischer Forderungen werden. Mit dem Recht, in der ersten Person zu sprechen, konstituierte sich das Ich als durch und durch gesellschaftliches Wesen. Nicht allein die Soziologie, die Linguistik, die Psychoanalyse, die Sozialgeschichte oder die Stadtplanung bildeten ein neues disziplinäres Reservoir für ein Wissen, das deskriptive Präzision mit normativer Implikation verband. Es versprach viel, wie Pierre Bourdieu in seiner Studie über die »Homo Academi-

cus« nach 1968 dargelegt hat, aber verlangte wenig.

1968 kam für die Zeitgenossen aus heiterem Himmel. Noch im Frühjahr des ominösen Jahres kam unter der Herausgeberschaft von Ludwig von Friedeburg in der gelben Reihe von Kiepenheuer & Witsch ein Band über die »Jugend in der modernen Gesellschaft« heraus, in dem unter Berufung auf aktuelle Umfrageergebnisse die gesellschaftliche Anpasstheit und politische Indifferenz der jungen Generation behauptet wurde. Man hatte den Aufbruch einer jungen intellektuellen Generation trotz *twen*, dem »Oberhausener Manifest« von 1962, oder »Jefferson Airplane«, die 1965 zum ersten Mal auftraten, offenbar nicht erwartet. Aber als diese Bewegung aus »underground«-Kollektiven, Campusrevolten und revolutionären Blüten plötzlich da war, fühlte sich eine immobil gewordene und festgefahrene Gesellschaft zu sich selbst befreit. Wenn die zeitgeschichtliche Forschung heute überzeugend nachweisen kann, dass schon zu Beginn der 1960er Jahre alle Schienen gelegt waren, so ist der Moment, indem die bald so genannte Studentenbewegung loslegte, doch nach wie vor mysteriös.

Der »Geist der Saison« war auf Aufruhr eingestellt, die intellektuelle Elite schien nur darauf gewartet zu haben, von Resignation auf Rebellion umzuschalten, und es eröffneten sich mit einem Mal genug Spielräume im System, die mit ein bisschen Mut und Fantasie



antisystemisch genutzt werden konnten. Eine alte Garde von Restlinken, die als trotzkistische oder sich anders herleitende dissidente Kräfte im gewerkschaftsnahen Milieu überlebt hatte, übernahm das Geschäft der nachträglichen Legitimation für die frischen und frechen Aktionen der jungen Genossen aus der »Neuen Linken«. Eine einflussreiche Gruppe von zumeist konservativen Verstärkern in den Medien hütete die kulturrevolutionären Anstöße, und immer mehr Liberale schlugen sich auf der Suche nach Anschluss auf die Seiten dieser Bewegung für eine neue Zeit, die einen kurzen Sommer lang in Berlin, Berkeley, Paris, Prag, Tokio oder Caracas Anarchie spielte.

### Die »Bewegungsgesellschaft« ab den 1970er Jahren

Natürlich ist 1968 nur der mythologische Name für Ereignisse und Entwicklungen, die früher lagen und sich länger hinzogen. Das »rote Jahrzehnt« zwischen 1966 und 1976 weist eine Reihe von Aufbrüchen und Verirrungen auf, die nicht so leicht auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen sind. Die Frauenbewegung gegen die verschwiegene Regimes der Männerherrschaft berührte sich besonders in Frankfurt am Main, wo der »Weiberrat« seinen Ort hatte, mit »68«, ist aber nicht auf die Studentenbewegung zurückzuführen. Die »Rote Armee Fraktion« (RAF) ist Teil eines global sich organisierenden Terrorismus von links gewesen, der in Deutschland in der Form der »Roten Zellen« insbesondere gegen die Startbahn West des Frankfurter Flughafens bis in die 1980er Jahre aktiv war. Und die Ökologiebewegung, die mit der Friedensbewegung die »Bewegungsgesellschaft« (Friedhelm Neidhardt und Dieter Rucht) hervorgebracht hat, aus der die Grünen stammen, ist ebenfalls einem eigenen Zyklus gefolgt. Aber nichts von dem ist ohne das »Schillern der Revolte« von 1968 denkbar. Heute ist als das Gemeinsame von Frauen-, Friedens- und Ökologiebewegung freilich das »biopolitische Motiv« eines »guten Lebens« zu erkennen, das mit einer gesellschaftsverändernden Politik, die sich um Klasse, Partei und Revolution dreht, nichts mehr zu tun hat.

1968 hat für die Bürger das Grauen verloren, das es aufgrund seines kollektiven Exhibitionismus durchaus ausgelöst hat. Missbrauch an der Odenwald-Schule und anderswo ist heute das Thema, das das Grauen jedoch sogleich wieder hervorzurufen vermag. Aber insgesamt haben die Grünen den Beweis angetreten, dass aus dem antibürgerlichen Projekt von 1968 eine neue Bürgerlichkeit der eingehetzten Differenzen hervorgegangen ist. Deren Vertreter wollen vor allem von ihrem eigenen Ursprung nicht

mehr unliebsam heimgesucht werden. Das fürchtet man von einer nietzscheanischen Version von 1968, wonach man unter der Parole von der Fantasie an der Macht die klare Unterscheidung zwischen Gut und Böse eingebüßt hat. Ein Autor wie Michel Houellebecq hat aus diesen latenten Selbstvorwürfen bezogen auf das Thema des liberalisierten Sex in den 1990er Jahren eine kompromisslose Ab- und Aufrechnungsliteratur gemacht.

### Auf der Suche nach dem gewissen Etwas: Nichts muss ohne Alternative bleiben

Gleichwohl stellt sich die Frage, ob 1968 eine Veränderung unseres politischen Vorstellungsvermögens mit sich gebracht hat. Gibt es ein gewisses Etwas, das bis heute mit der vieldeutigen Bezeichnung von 1968 verbunden werden kann? Wenn unter dem Pflaster der Strand liegt, dann muss nichts so trist und unausweichlich und ohne Alternative bleiben, wie es im Augenblick erscheint. 1968 handelt vom plötzlichen Auftauchen eines illegalen, irregulären und pulsierenden Punktes, an dem die Realitäten, an die wir uns gewöhnt haben, zerbrechen können. Wenn die Realität kein Loch mehr hat, wenn alles glatt und flach ist, wenn nichts mehr um seiner selbst willen getan, gedacht und geträumt werden kann, dann verunmöglichen die Realitäten – würde so jemand wie Jaques Lacan sagen – das Reale. Die Idee eines eigenen Punktes, der nicht im Ich, sondern in der Gesellschaft liegt, impliziert die Vorstellbarkeit einer bisher noch unbemerkt gebliebenen, aber für alle womöglich wichtigen und gültigen Möglichkeit eines richtigen Lebens. ●



### Prof. Dr. Heinz Bude

Prof. Dr. Heinz Bude, Jahrgang 1954, hat eine Professur für Makrosoziologie an der Universität Kassel inne und ist zudem am Hamburger Institut für Sozialforschung engagiert. Er beschäftigt sich seit Langem mit dem Phänomen der Generationen und hat einschlägige Arbeiten zur Problematik sozialer Exklusion vorgelegt.

[heinz.bude@his-online.de](mailto:heinz.bude@his-online.de)

»Autoritäten und Revolution« – zu diesem Thema wurde 1968 auf der Buchmesse diskutiert. Auf dem Podium auch die beiden SDS-Mitglieder KD Wolff (rechts im Bild) und Hans-Jürgen Krahl, daneben Theodor W. Adorno und Ludwig von Friedeburg, damals hessischer Kultusminister. (Foto: Barbara Klemm)



*»Die Offenheit  
der Debatten, die die 68er  
erkämpft haben, lässt sich  
nicht mehr zurücknehmen«*

Karl Dietrich Wolff, ehemaliger SDS-Bundesvorsitzender, zu seinen Erfahrungen während der Studentenrevolte, zu ihren Spätwirkungen und zu seinen verlegerischen Erfolgen im Gespräch mit Ulrike Jaspers



**ulja:** Bei den Studierenden, die sich in der Außerparlamentarischen Opposition (APO) und im Sozialistischen Deutschen Studentenbund (SDS) engagierten, handelte es sich, so der Historiker Hans-Ulrich Wehler, »um ein Segment der Oberklassenjugend, das seine ideellen und moralischen Motive betonte, aber keineswegs ökonomische Interessen verfolgte«. Fühlen Sie sich treffend charakterisiert? Ihr Vater war auch guter deutscher Beamter.

**KD:** Nein, er war Amtsrichter; also Oberklasse war das nicht. Die Großväter waren beide Pfarrer, es gab einen gewissen bildungsbürgerlichen Hintergrund. Aber das Bürgertum hat sich ja während des Nationalsozialismus völlig selbst zerstört, da waren nur noch Trümmer davon übrig.

**ulja:** Die braune Gesinnung Ihrer Mutter, von der Sie ja auch erst Jahrzehnte später erfahren haben, lähmte vermutlich den familiären Dialog – wie in vielen deutschen Familien in den Sechziger und Siebziger Jahren. War Ihr politisches Engagement mehr als ein Reflex auf das bleierne Schweigen zu Hause?

**KD:** Schon. Ich bin mit 13 zuerst zu den Jusos bei uns auf dem Dorf gegangen, und damals haben die Rechtsanwälte bei meinem Vater protestiert: »Ihr Sohn verrät ja unsere Klasse.« Das heißt, die hatten ganz gut verstanden, was ich wirklich machen wollte. Das war schon eine politische Klassenentscheidung, und bei uns auf dem Dorf war die SPD noch links. Ich bin zur Arbeiterklasse gegangen.

**ulja:** Und wie konnten Sie da als 13-Jähriger mitmischen?

**KD:** Ich erinnere mich an eine heute eher lustige Geschichte: Ich bin zum IG-Metall-Sekretär gegangen und habe gesagt: »Guten Tag, ich bin der Sohn vom Amtsrichter Wolff« – »Und was willst du?« – »Ich möchte euch helfen!« Immerhin durfte ich bei der nächsten 1. Mai-Kundgebung in der Henkelhalle in Wallau »Brüder, zur Sonne, zur Freiheit« als Gedicht vortragen; ich stand auf einem Kasten, um überhaupt über das Pult schauen zu können.

**ulja:** Und wurde in Ihrem Elternhaus über die Nazi-Zeit gesprochen?

**KD:** Mein Vater hat wirklich sehr wenig gesagt, aber meine Mutter, die hat mich belogen. Das hat mich sehr beschäftigt. Sie hat nach dem Krieg ganz seltsame neutralistische Tendenzen gehabt, sie hat Gustav Heinemann und seine Gesamtdeutsche Volkspartei geliebt, die sich dann erst viel später mit der SPD vereinigt hat – das war Ende der Fünfziger Jahre. Ich habe irgendwie gehaut, dass sie gelogen hat – gewusst habe ich es aber erst, als ich die Kriegsbriefe meiner Eltern gelesen habe – da waren beide Eltern schon tot.

**ulja:** Was haben Sie da entdeckt?

**KD:** Wie empört meine Mutter über das Attentat auf Adolf Hitler war und wie sie sich Silvester 1944 mit meinem Vater darüber verständigte, wie sie sich am Ende des Krieges treffen würden – aber erst einmal müsse der Krieg gewonnen werden.

**ulja:** Post, besonders Feldpost, unterlag immer der Zensur, vielleicht war das der Grund, sich so Nazi-freundlich zu zeigen?

**KD:** Nein, nein.

**ulja:** Haben Sie in den Sechziger Jahren an den ersten Prozessen gegen Nazis teilgenommen?

**KD:** Bei den Auschwitz-Prozessen in Frankfurt war ich damals nicht. Ich habe regelmäßig einen kleineren, für mich aber auch sehr erhellenden Prozess in Freiburg besucht, als ich dort studierte. Angeklagt war der Leiter der Polizeischule in Süd-Baden, er hatte als Führer eines Polizeikommandos in West-Preußen oppositionelle Polen und Letten ermordet. Dieser Polizeioffizier war vermutlich typisch für viele seiner und die Generation meiner Eltern: Was er für Sauberkeits- und Haltungsrituale hatte und wie unglaublich unterwürfig er sich gegenüber den Richtern verhielt, er stand stramm, das hatte er ja gelernt.

**ulja:** Der Pariser Mai erschütterte 1968 Frankreich, in den USA griffen die Black Panther zur Waffe, in Mexiko protestierten Studenten vor der Olympiade gegen die korrupte Regierung, die Russen marschierten in Prag ein, der Vietcong in Vietnam fand in der westlichen Welt immer mehr Unterstützer. Haben Sie 1968 als »globale Revolution« erlebt?

**KD:** Ja – schon, aber ich war da bereits für internationale Entwicklungen sensibilisiert. Für mich war mein Jahr als Austauschschüler in den USA sehr prägend: Damals 1959/60 habe ich die ersten Kontakte mit der Bürgerrechtsbewegung bekommen. Ich hörte über Freunde von den ersten Freedom Rides zur Abschaffung der Rassentrennung und den Sit-ins an Lunch Counters, wo sich Schwarze und Weiße trotz Verbot öffentlich trafen. Sie wurden dann im Februar 1960 in Greensboro von örtlichen »red necks« mit Senf und Ketchup begossen, dann kam die Polizei und verhaftete nicht etwa die Bösewichte, sondern die Demonstranten.

**ulja:** Sie begannen mit Ihrem Jurastudium in der hessischen Provinz, an der Philipps-Universität in Marburg. Was veranlasste Sie, über einen Zwischenstopp in Freiburg nach Frankfurt zu wechseln? War es die Aura, die von Adorno und Horkheimer ausging?

**KD:** Überhaupt nicht, ich bin nach Frankfurt gekommen, weil ich SDS-

Bundesvorsitzender wurde, und hier war der Sitz des SDS, die IG-Metall hatte den SDS-Bundesvorstand aufgenommen und zeitweise finanziert, nachdem Herbert Wehner den Bruch 1959/1960 mit dem SDS vollzogen hatte. Ich habe in Frankfurt eigentlich auch nie wirklich studiert, ich war zwar

**ulja:** Adorno und Horkheimer konnten ja bekanntermaßen wenig mit den Studentenprotesten anfangen. Sie warnten sogar vor »totalitären Tendenzen«, die von den Studierenden ausgingen, die sie selbst zum kritischen Denken erzogen hatten.



### KD Wolff

Eigentlich nennen ihn fast alle KD – und kaum jemand Karl Dietrich Wolff. 1943 in Marburg geboren, in Battenberg an der Eder in einem bildungsbürgerlichen Haushalt aufgewachsen, studierte KD zunächst in Freiburg Jura. Als er 1967/68 zum Bundesvorsitzenden des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes (SDS) gewählt wurde, wechselte er in der heißen Phase der Studentenrevolte nach Frankfurt. Schon zu Beginn der 1970er Jahre stieg er in das Verlagsgeschäft ein, zunächst beim März-Verlag, dann beim Verlag Roter Stern und gründete später den Stroemfeld Verlag, der sich im Laufe der Jahre auch auf historisch-kritische Editionen von Hölderlin, Trakl, Kleist und Kafka spezialisiert hat.

eingeschrieben und studentisches Mitglied im Senat der Uni. Studiert habe ich in Freiburg, in Marburg habe ich Studentenzeitungen und Wahlkampf gemacht.

**ulja:** Wie erlebten Sie die Väter der Kritischen Theorie Adorno und Horkheimer?

**KD:** Horkheimer habe ich nie getroffen, der lebte schon in der Schweiz. Als ich zum SDS-Bundesvorsitzenden gewählt worden war, stellte ich mich – wie meine Vorgänger auch – bei Adorno vor. Wir haben dann auch öfter im »Café Marx« zusammen gefrühstückt. Das war sehr nett. Studiert habe ich bei Adorno nie.

**KD:** Ich erinnere mich, nach den Notstands-Streiks im Frühjahr 1968 habe ich Adorno mal im Café Laumer getroffen. Er war völlig irritiert: »Herr Wolff, ich verstehe das gar nicht, da gibt es so viele Soziologen unter den Professoren und Dozenten, die sich gegen jede kritische Reflexion sträuben, die werden nicht bestreikt, aber ich, dessen ganzes Denken und Kämpfen gegen die Notstandsgesetze und autoritäre Strukturen gerichtet ist, ich werde bestreikt.« Und da konnte ich ihm nur zustimmen, das war unmöglich. Aber die Situation war in der Zeit einfach schon vollkommen verfahren. Ich war ja »nur« der Bundesvorsitzende, der entscheidende Protagonist vor Ort war Hans-Jürgen Krahl.

**ulja:** Krahl ist bereits im Februar 1970 bei einem Autounfall ums Leben gekommen. Er muss ein ausgesprochenes politisches Talent gehabt haben.

**KD:** Ein großer Redner, er konnte jederzeit druckreif sprechen und in Debatten eingreifen. Ich erinnere mich, wie er sich nach einer öffentlichen Auseinandersetzung die Hände rieb und sagte: »KD, ich habe von Räte-Demokratie gesprochen!« Er war total begeistert, dass er sozusagen ein klassisch politologisches Wort in die Debatte eingebracht hatte.

**ulja:** Es gab doch so eine merkwürdige Begegnung im Spätherbst 1967 mit Adorno vor dem Senatssaal. Die Studenten forderten eine stärkere Beteiligung in Gremien der Universität und wollten von Adorno hören, was sich drinnen im Senat abspielte.

**KD:** Ja, irgendwann öffnete sich die Tür, Adorno segelte auf mich zu. Alle erwarteten, er nimmt das Megafon und spricht. Aber er bog direkt vor mir ab und war durch eine Tür verschwunden. Hinterher hat er seiner Sekretärin gesagt, er hätte sich eingeengt gefühlt; er hatte klaustrophobische Ängste.

**ulja:** Echte Berührungängste.

**KD:** Ja, und er wusste auch nicht, wie sehr wir ihn liebten. Er war eine Lichtgestalt für uns. Alles was wir gelesen hatten, alles, mit dem wir uns beschäftigt hatten – dafür stand er als Person ein. Wenn man guckt, was aus der Kritischen Theorie im Laufe der Jahrzehnte geworden ist: Niemand hat für uns eine solche moralische Integrität gehabt wie Adorno.

**ulja:** Offensichtlich zeigten die Proteste erste Wirkung: 1968/69 waren Sie als studentischer Vertreter im Senat, vorher war dies eine reine Professorenrunde. Konnten Sie da überhaupt etwas ausrichten?

**KD:** Gelegentlich schon, mir ist vor allem eine erfolgreiche Aktion im Gedächtnis: Der Senat tagte als Disziplinargericht und versuchte, mehrere SDS-Leute als Studenten zu relegieren. Und dann habe ich mich als Senator zu Wort gemeldet, ich habe auch das Wort

gekriegt und dann geredet und geredet, einfach nicht wieder aufgehört. Denn ich wusste, dass man mir in einer gerichtsförmigen Verhandlung nicht das Wort entziehen kann, so kannte ich es aus dem amerikanischen Senat. Ich habe auch aus Habermas' Werk über die Öffentlichkeit vorgelesen. Jedenfalls hat der Rektor Rüegg nach drei Stunden die Polizei gerufen und mich raustragen lassen. Aber damit war natürlich auch der Versuch, die Studenten zu relegieren, gescheitert. Diese Geschichte hat mir Vergnügen gemacht, weil ich als einziger ein Gefühl dafür hatte, dass ich juristisch im Recht war. Ich kannte das aus dem amerikanischen Senat, dass Rednern das Wort nicht entzogen werden darf.

**ulja:** Auch Habermas sah die Gefahr, dass sich aus der ursprünglich reformorientierten Protestbewegung ein »linker Faschismus« entwickeln könne. Hat Sie diese Einschätzung gekränkt?

**KD:** Ja, zumal er das im Sommer 1967 bei der Trauerfeier für Benno Ohnesorg als Angriff gegen Rudi Dutschke gesagt hatte. Habermas hat sich zwar nach dem Attentat auf Rudi Dutschke auch bei ihm entschuldigt. Aber das war zu spät, auch der Riss zwischen der Studentenbewegung und Habermas ist im Grunde nie wieder gekittet worden.

**ulja:** Während in Berlin Flügelkämpfe zwischen verschiedenen maoistischen und revisionistischen Parteien geführt wurden, mauserte sich Frankfurt neben der Sponti-Szene zum Zentrum der Kulturkritik: Unter dem Einfluss der Kritischen Theorie bildete sich hier die Fraktion der Essayisten heraus, so der Soziologe Heinz Bude. Und wie war es mit den Flügelkämpfen in Frankfurt?

**KD:** In Frankfurt war die Fraktionsbildung erst relativ spät, erst in den Siebziger Jahren, während in Berlin schon längst alle möglichen Ersatzparteien gegründet waren. Anders als in Berlin führten wir in Frankfurt die ganzen Jahre über öffentliche Debatten, auch während der RAF-Zeit, da konnte sich jeder offen äußern und mitmachen. Wenn etwas Politisches passierte, was uns aufregte, dann wurde einfach

gesagt, heute Abend in der Uni. Dann traf man sich im Hörsaal 6 oder am Beethoven-Platz.

**ulja:** Sie betonen »öffentlich«. Bezog diese Debattenkultur auch die politischen Gegner außerhalb der Linken ein?

**KD:** Offene Dispute mit den Etablierten waren eher selten, aber innerhalb der linken Szene war das üblich. Manchmal tauchten auch Leute vom Kommunistischen Bund Westdeutschland und Maoisten auf. Diese Sektenparteien mit ihrer straffen Kader-Führung bekamen in Frankfurt kaum ein Bein auf den Boden. Das war in anderen Städten, wo nicht so offen gestritten wurde, anders.

**ulja:** War die Lust am Debattieren in Frankfurt durch die Kritische Theorie beflügelt?

**KD:** Ich glaube schon. Der Frankfurter SDS war neben dem Westberliner die größte örtliche SDS-Gruppe. 1967 hatten wir vielleicht 500 Mitglieder, und das waren praktisch alles Adorno-Schüler, dazu zählten der überwiegende Teil der Soziologie-Studenten und auch einige Geisteswissenschaftler.

**ulja:** Wie haben Sie den Zerfall des SDS und der Protestbewegung erlebt?

**KD:** Na ja, es bildeten sich halt diese Sekten, die ihren Mitgliedern eine Art »Parteisicherheit« vermittelten, sie aber auch finanziell ordentlich ausbeuteten – bis hin zu Erbschaften, die eingebracht werden mussten. So kam der KBW beispielsweise zu seinem Haus in der Mainzer Landstraße und später durch Grundstückstausch mit der Commerzbank zum sogenannten »Öko-Haus« am Westbahnhof. Die Spontis haben sich damals massiv und öffentlich gegen solche Praktiken geäußert. Aber es gab auch Leute in unseren Reihen, die meinten: »Das dürft ihr nicht öffentlich machen. Die gehören doch zu uns.« Aber diese Differenzierung zwischen Innen und Außen wollten viele nicht mittragen.

**ulja:** Ihr politisches Engagement brachte Ihnen 38 Strafverfahren ein, Sie schmis-

sen das Jura-Studium, weil Sie wohl keine Anstellung als Referendar bekommen hätten; Sie sind Verleger geworden. Wie kam es dazu?

**KD:** 1969 habe ich erst mit Jörg Schröder den März Verlag gegründet, wir haben uns schnell verkracht und schon 1970 habe ich den Verlag »Roter Stern« aufgemacht. 1979 gründete ich den Stroemfeld Verlag in Basel mit Niederlassung in Frankfurt. 1993 war »Roter Stern« pleitegegangen.

**ulja:** Eine Verlagsadresse in der Schweiz – eine clevere Aktion?

**KD:** Das war eigentlich nicht clever, sondern wir hatten Angst. Denn wir bekamen die Rache der Polizei zu spüren, weil sie zu spät gemerkt hatte, dass viele, die anschließend in den Untergrund gingen, hier in der Holzhausenstraße 4 ihre letzte legale Adresse hatten. So gab es jahrelang Hausdurchsuchungen. Und damit unsere Verlagsrechte nicht touchiert werden konnten, gründeten wir den Verlag in der Schweiz.

**ulja:** Einige dieser Leute waren 1976 an der Entführung einer Air-France-Maschine nach Entebbe beteiligt – eine Aktion der Revolutionären Zellen. Wie stand es mit Ihrer Solidarität?

**KD:** Das, was die Revolutionären Zellen machten, fand bei uns ebenso wenig Zustimmung wie die Aktionen der RAF. Das hatte nichts mehr gemein mit unseren Protesten beispielsweise gegen den Vietnam-Krieg.

**ulja:** Gesah das plötzlich ohne Ansagen? Sie wohnten und lebten doch zusammen.

**KD:** Nein, die persönlichen und politischen Differenzen spitzten sich über Jahre zu.

**ulja:** Mit Ihrem Verlagsprogramm, zu dem in über 40 Jahren unter anderem die Zeitschrift »Erziehung Klassenkampf« und »Reden und Aufsätze von Kim Il Sung«, Theweleits »Männerphantasien« ebenso gehören wie spektakuläre und viel beachtete historisch-kritische Werkausgaben von Hölderlin, Kleist, Keller, Trakl und Kafka, haben Sie sich eine Nische gesucht. Wie steht es um das Profil Ihres Verlags?

**KD:** Irgendwann – ich meine, es war 1972/73 – haben wir entschieden, nur noch Bücher zu machen, die wir selber kaufen würden. Das führte erstmal dazu, dass wir gewisse Propaganda-Sachen nicht mehr verlegt haben – zum Beispiel Dokumentationen vom Häuserrat.

**ulja:** War damit der Weg frei für ein neues Feld, die Herausgabe historisch-kritischer Werkausgaben?

**KD:** Das kam erst 1974 durch D.E. Sattler. Er machte uns einen Vorschlag zu einer Hölderlin-Edition; gemeinsam entwickelten wir dazu ein neues Verfahren, das auch die genaue textgenetische Wiedergabe handschriftlich überlieferter Werke erlaubte. Ich habe im Schnellverfahren Editionsfragen im Privatstudium gelernt. Mit Michel Leiner bin ich in die UB gegangen. Wenn man sich wirklich für was interessiert, kann man sehr schnell sehr viel studieren.

Durch das Hölderlin-Projekt wurden wir zu Editionsexperten. Alles was dann im Verlag entstanden ist, wäre ohne Hölderlin undenkbar gewesen. Die Fachwelt reagierte total ablehnend, aber wir haben uns mit dieser Methode durchgesetzt – eine neue Sorte von historisch-kritischer Edition geschaffen, die jetzt in der ganzen Welt nachgeahmt wird. Die Auseinandersetzung mit der etablierten Germanistik hat mir Spaß gemacht, das war wie eine Fortsetzung der Studentenbewegung auf anderer Ebene.

**ulja:** Arno Widmann schrieb 2010 anlässlich der Ausstellung »Vierzig Jahre Stroemfeld-Verlag« in der Frankfurter



**Rundschau:** Die Ausstellung zeige »weniger einen Marsch durch die Institutionen als vielmehr die Wandlung einer Institution beim Marsch durch vier Jahrzehnte«. Blieb das Widerständige dabei auf der Strecke?

**KD:** Im Gegenteil. Also die Auseinandersetzungen um unsere Editionen waren viel widerständiger, als wir uns vorher haben vorstellen können. Wir haben wirklich um die Darstellungsformen und die Texte gekämpft und auch um die Förderung solcher Projekte.

**ulja:** Wer hat diese Projekte gefördert? Auch die Deutsche Forschungsgemeinschaft?

**KD:** Teilweise, mit der DFG war es in den ersten Jahren kompliziert, aber es lief gelegentlich. Doch in den letzten zehn Jahren hat die DFG richtig versucht, unsere Kafka-Werkausgabe durch Förderungsverweigerung kaputt zu machen, aber das wird nicht gelingen! Um die Finanzierung darzustellen, laufen wir von einer Stiftung zur anderen, auch in der Schweiz. Im Moment verhandeln wir mit großen deutschen Stiftungen, vor allem um an unserer Kafka-Ausgabe weiterzuarbeiten.

**ulja:** Wie viele Kafka-Bände sind da bisher erschienen?

**KD:** Ich glaube zehn, und da kommen aber mindestens noch zwanzig.

**ulja:** »Aus dem Organisator der Studentenrevolte KD Wolff ist ein Gralshüter des Dichterworts geworden«, so Kurt Reumann 2001 in der FAZ. KD Wolff Rotarier und dekoriert mit dem Bundesverdienstkreuz, das klingt irgendwie spießig und bürgerlich! Verkannt?

**KD:** Spießig nicht unbedingt, aber Citoyen-mäßig! Wenn ich gefragt worden wäre, ob ich das Bundesverdienstkreuz haben will, hätte ich bestimmt »Nein« gesagt, bin ich aber gar nicht. In einer Situation, in der wir auch den Bundespräsidenten gebeten hatten, sich für Förderungen unserer Kafka-Edition einzusetzen, kann ich nicht sagen »den Orden nehme ich nicht«.

**ulja:** Und ein Alt-68er als Rotarier?

**KD:** Das mit den Rotariern hat eine längere Geschichte: Denn ich wurde damals als Austauschschüler in Michigan von dem örtlichen Rotary Club betreut, und ich fand es ungeheuer spannend, was für unterschiedliche Menschen da zusammenkamen. In unserem Club hier in Frankfurt gibt's auch alle möglichen Leute, von Michael Quast bis zu einem Zauberer und einem Jesuiten.

**ulja:** Das Historische Museum in Frankfurt zeigte 2008 eine Ausstellung »Die 68er. Kurzer Sommer – lange Wirkung«. Trifft der Titel auch das, was Sie mit der Zeit und ihren Auswirkungen verbinden?

**KD:** Das will ich nicht beurteilen, aber es mag schon richtig sein.

**ulja:** Glauben Sie an die Katalysatorfunktion der 68er für gesellschaftliche Veränderungsprozesse? Um einige Beispiele zu nennen: politische Emanzipation, mehr Bildung für alle, repressionsfreie Erziehung, neue soziale Bewegungen, Pluralisierung der Lebensstile, sexuelle Befreiung.

**KD:** Am wichtigsten ist für mich, dass die gesellschaftlichen Prozesse sich verändert haben, dass es eine andere Öffentlichkeit gibt. Was da jetzt im Einzelnen diskutiert und entschieden wurde oder wird, das ist eigentlich nicht der entscheidende Punkt, es geht um die Offenheit der Debatten – das ist doch das Entscheidende. Und diese Öffnung, die die 68er erkämpft haben, lässt sich kaum zurücknehmen.

**ulja:** »Das Private ist politisch!« hat einer Ihrer Mitstreiter Andreas Schwab formuliert. Inwieweit hat das auch Ihr Leben geprägt? Hier in Ihrer »Kantine«,

**1** Die Holzhausenstraße 4 ist KDs Zuhause ebenso wie das des Stroemfeld Verlags. »Überall stehen dort Bücherstapel; auch wenn immer wieder ein guter Geist versucht, sie abzubauen oder umzuräumen, scheint es zu KDs häuslichem, höhlenbauenden Instinkt zu gehören, das Haus mit Büchern zu tapezieren, auszukleiden, einzurichten«, schreibt Sabine Baumann, veröffentlicht in »Der Hausherr« zu KDs Sechzigsten in »Stardust. Post für die Werkstatt«. In dem Eckzimmer neben der Küche, der »Kantine«, treffen sich alle irgendwann: die Familie, die Freunde, die Verlagsmitarbeiter, Autoren, Verlegerfreunde – und auch wir zu unserem Interview.

**2** Typische Frankfurter WG-Küche in den 1970er Jahren – aufgenommen in der Eppsteiner Straße 47 von Erika Sulzer-Kleinemeier, die die 68er Bewegung mit ihrer Kamera begleitete.



2

dem zentralen Treffpunkt in der Holzhausenstraße 4, spürt man etwas davon, Verlag und Wohnung seit Jahren in einem Haus, das große Familienleben in der WG, Ihre enge Freundschaft mit Michel Leiner, der leider Ende März verstorben ist und jahrzehntelang Art-Direktor und Mitstreiter im Verlag war.

**KD:** Also, wenn wir nicht so miteinander gelebt hätten, hätten wir den Verlag gar nicht machen können. Wir hatten nie genug Geld, wir haben uns gemeinsam durchgeschlagen. Das war ohne große Kommunen-Rhetorik, wir haben alle privaten, arbeitstechnischen und verlegerischen Aspekte gemeinsam erörtert, vor allem Michel und ich.

**ulja:** Sie betonen »ohne große Kommunen-Rhetorik«, hatten Sie das schon hinter sich oder waren Sie einfach pragmatischer?

**KD:** Die ganze Rhetorik der Kommune 1 in Berlin und anderer Kommunen habe ich nie gemocht, dabei ging es damals zumindest programmatisch um die Zerschlagung der für Faschismus anfälligeren Kleinfamilie und die Befreiung von Mann und Frau aus der gegenseitigen Abhängigkeit. Das lief

bei uns anders, viel unspektakulärer: Wir haben nie beschlossen, wir gründen jetzt eine Kommune, es war so, dass dem Verlag 1972 im Westend gekündigt worden war, wir mussten neue Räume finden. Eine Freundin hat dann dieses Haus im Nordend für uns gekauft, wir haben es ihr später abgekauft, und dann haben wir hier gelebt und gearbeitet.

**ulja:** Vermutlich eines der ersten Mehr-Generationen-Häuser ...

**KD:** Na ja, wir haben dann mehrere Kinder bekommen. Fünf Kinder sind hier aufgewachsen, und die haben ihre Klassenkameraden und Freunde mitgebracht, neben den Autoren und Verlagsfreunden, die auch zeitweise hier lebten, waren auch immer viele Kinder und deren Eltern hier im Haus und im Garten. Und dann hatten wir oft Amerikaner aus meinem kleinen »Heimatort« in Michigan zu Besuch und amerikanische Autoren. Wir sind immer ein offenes Haus, jetzt wohnt gerade eine junge Mexikanerin bei uns, die Dramaturgie studiert.

**ulja:** Hatten Sie eigentlich auch Kontakt zu Angela Davis?

**KD:** Nein, als ich 1967 nach Frankfurt kam, war sie gerade abgereist. Wir haben auch eine Kampagne für ihre Freilassung geführt. Eigentlich wollte ich sie bei dieser Tagung in New York vor ein paar Jahren treffen, aber da verweigerte man mir die Einreise. Übrigens hat sich der amerikanische Botschafter in Deutschland später entschuldigt – auch das passiert im Namen der USA. Können Sie sich vorstellen, dass sich der russische Botschafter für irgend-etwas entschuldigt?

**ulja:** Wehler schreibt in seiner Deutschen Gesellschaftsgeschichte, von den ursprünglichen politischen Zielen sei nur eine einzige Forderung übrig geblieben: »[...] freie Bahn für den Individualisierungsdrang im Verein mit einem unbeschwertem Lebens- und Konsumgenuss«. Heftiger Widerspruch?

**KD:** Muss ich mit dem diskutieren? Nein!

**ulja:** Inzwischen reklamieren viele aus der 68er-Generation – ob sie nun dabei waren oder nicht – die Deutungshoheit über das Vergangene und seine Folgen, so vielstimmig wie heterogen.

Anzeige



Dr. Luana Lima behandelt Patienten im Flüchtlingslager Dadaab (Kenia), Juli 2011 © Brendan Bannon

**WIR HÖREN NICHT AUF ZU HELFEN.  
HÖREN SIE NICHT AUF ZU SPENDEN.**

**Leben retten ist unser Dauerauftrag:** 365 Tage im Jahr, 24 Stunden täglich, weltweit. Um in Kriegsgebieten oder nach Naturkatastrophen schnell handeln zu können, brauchen wir Ihre Hilfe. Unterstützen Sie uns langfristig. Werden Sie Dauerspender.

[www.aerzte-ohne-grenzen.de/dauerspender](http://www.aerzte-ohne-grenzen.de/dauerspender)

DAUERSPENDE  
ab **5,-**  
im Monat

Spendenkonto 97 0 97  
Bank für Sozialwirtschaft  
BLZ 370 205 00

**MEDECINS SANS FRONTIERES  
ÄRZTE OHNE GRENZEN e.V.**  
Träger des Friedensnobelpreises





Wo hatte die Studentenrevolte nach Ihrer Einschätzung ihre nachhaltigste Wirkung?

**KD:** Wie vorhin schon gesagt, in der Offenheit der Diskussion. Also, ich finde das wenigstens das Wichtigste. Man könnte natürlich auch sagen, die Existenz der Grünen ist das nachhaltigste, staatlich politische Ergebnis. Nur da ich die Grünen nicht mag und ihre Kriegspolitik schon gar nicht, erinnere ich immer mal daran, wie sie am Anfang die Parole »pazifistisch, basis-demokratisch, emanzipativ!« in die Welt gesetzt haben.

**ulja:** Parteipolitisch sind Sie lange nicht mehr aktiv, aber gesellschaftspolitisch?

**KD:** Seitdem sich 1970 der SDS aufgelöst hat, war ich in keiner politischen Organisation mehr. Ich bin Mitglied im Pen-Club, im Rotary Club. Ich habe mich immer mal an Unterschriftenaktionen beteiligt. Wir haben zusammen mit Roland Reuß den Heidelberger Appell zum Schutz des Urheberrechts betrieben und dabei doch ziemlich viel in Gang gesetzt.

**ulja:** Apropos alte Weggefährten – mit wem tauschen Sie sich heute noch aus?

**KD:** Tom Königs ist ein alter Freund. Wir haben gemeinsam einen der ersten

Kinderläden in Frankfurt gegründet, als unsere Töchter klein waren. Mit Joschka Fischer verbindet mich nichts.

**ulja:** Gehen Sie heute auch noch auf die Straße, um zu protestieren – beispielsweise mit der Occupy gegen die Macht der Banken?

**KD:** Ich hab manchmal geguckt, war neugierig.

**ulja:** Als Zaungast mit Sympathie?

**KD:** Ja, klar!

**ulja:** Haben Sie noch Kontakt zur Goethe-Universität – zum Beispiel über Ihre Editionsprojekte?

**KD:** Die Goethe-Universität ignoriert uns weitgehend. Wir werden an viele deutschsprachige Universitäten eingeladen und sprechen über unsere Editionen, welche Probleme wir sehen und wie wir die editorische Umwälzung der modernen Germanistik zustande gebracht haben, nur in Frankfurt diskutiert niemand mit uns.

**ulja:** Als Ulla Unseld-Berkéwicz 2009 kundtat, das Suhrkamp-Archiv von der Goethe-Universität nach Marbach abziehen zu wollen – was ja dann auch geschah –, meinten einige Literaturwissenschaftler unserer Universität,

ein neu zu schaffender Studiengang »Editieren« könnte Frankfurt als Standort für das bedeutende und noch weitgehend unerschlossene Literaturarchiv attraktiver machen.

**KD:** Davon habe wir nichts mitbekommen, wir wurden nicht um Rat gefragt. Anders an der Heidelberger Universität, dort gibt es einen neuen Masterstudiengang »Editionswissenschaft und Textkritik«, an dem wir mitgewirkt haben – gemeinsam mit Roland Reuß, der dort lehrt und mit Peter Staengle Herausgeber unserer historisch-kritischen Kafka-Ausgabe ist. Die Master-Studierenden können unter anderem in unserem Verlag ein Praktikum machen und an einer der laufenden Editionen mitarbeiten. Hier in Frankfurt arbeiten wir mit Anne Bohnenkamp-Renken zusammen, für das Hochstift beziehungsweise Goethe-Haus haben wir einen großen Katalog zur Geschichte des Briefes verlegt.

**ulja:** Und wie schaut es aus mit Wolfgang Schopf, der das Suhrkamp-Archiv an der Universität betreut hat und sich jetzt um das Literaturarchiv der Goethe-Universität kümmert?

**KD:** Ja, wir haben Kontakt. Er will gern unseren Verlagsnachlass für die Universität haben. ●

# diskus

# 3

frankfurter studentenzeitung  
jahrgang 20  
27. november 1970

## Der alternative Blick der Studierenden

Die Frankfurter Studentenzeitschrift  
»diskus« in den 1970er Jahren

von Christiane Sommia



**Brecht  
die Macht  
der Rechten,  
stärkt die Linke  
im Konvent!**

# Wählt!

Der »diskus« war in den 1970er Jahren mehr als eine Studentenzeitung. Die Blattmacher boten der linken Sponti-Szene in Frankfurt, aber auch Schriftstellern wie Erich Fried dort ein publizistisches Forum. Das Themenspektrum reichte von dem Häuserkampf im Westend bis zur Situation der linken Intellektuellen in der Bundesrepublik, nachdem sich das innenpolitische Klima infolge der RAF-Anschläge verschärft hatte.

Die Frankfurter Studentenzeitung soll den Studierenden die Möglichkeit geben, frei ihre Meinung zu allen Dingen zu äußern, die uns innerhalb und außerhalb der Universität angehen.«<sup>1</sup> So formulierten 1951 die studentischen Redakteure in der ersten Ausgabe der Frankfurter Studentenzeitschrift *Diskus* die Zielsetzung, und sie bestimmt ihre Berichterstattung bis heute. Insbesondere in den 1950er bis 1970er Jahren wirkte die Zeitschrift weit über ihr universitäres Umfeld hinaus. So schrieb die FAZ 1980: »Die ästhetischen, politischen, pädagogischen und juristischen Probleme, die im ›Diskus‹ – oft zuerst – erörtert worden sind, haben, obwohl zunächst meist nur von einem elitären Kreis zur Kenntnis genommen, noch Jahre später eine breite Öffentlichkeit beschäftigt.«<sup>2</sup>

Es lohnt sich also, einen Blick zurückzuwerfen auf die wechselvolle Geschichte dieses studentischen Projekts – und hier besonders auf die Zeit nach 1968: Der *Diskus* wurde ein Forum für verschiedene Gruppen des linksalternativen Milieus an der Universität und bietet heute Einblicke in die Lebenswelt der linken Frankfurter Studierenden in den turbulenten 1970er Jahren.

Nachdem radikale Gruppen im Zuge der Studentenbewegung den *Diskus* für ihre politischen Zwecke instrumentalisiert hatten, ließ die Universitätsleitung die Zeitschrift 1969 vorläufig einstellen. 1970 konnte sie wieder erscheinen. Die neuen, ebenfalls linken Herausgeber suchten den Schnitt mit der vorhergehenden Phase: »Der *diskus* war tot. Die anarchische Studentenbewegung war unfähig zu organisierter Arbeit. [...] Die eindimensionale Analyse, wie sie vom SDS auch für den *diskus* verbindlich gemacht worden war, ist ihrer Erfolglosigkeit überführt.«<sup>3</sup>

### Statt Theoriediskussion mehr Beiträge über linksalternative Lebens- und Politikformen

Dabei kritisierten die neuen Blattmacher des *diskus* die Studentenbewegung nicht umfassend; sie bezogen sich vor allem darauf, dass die linke Bewegung sich zu sehr auf die Theorie fixiert habe und sie nun die praktische Umsetzung im Alltag folgen lassen wollten. Dieses neue linksalternative Milieu fand seinen Ausdruck in subkulturellen Lebens- und Politikformen, wie Wohngemeinschaften, politischen Stadtteil-Initiativen, Umweltprojekten, Landkommunen und alternativen Betrieben. Ganz in diesem Sinne bezeichneten sich die Mitarbeiter der Studentenzeitschrift fortan als »diskus-Kollektiv« also ohne Hierarchien. Der Name der Zeitschrift wurde fortan kleingeschrieben, hauptsächlich um sich von dem als konservativ

Teach-in,  
Goethe-Universität, 1968.  
Akteure der 68er-Bewegung  
engagierten sich auch als  
Redakteure bei »diskus«.  
(Foto: Barbara Klemm, s. Seite 125)



**Anmerkungen**

- 1 »Von und Für Studenten«  
in: Frankfurter Studentenzeitung 1 (1951), 1, S. 1.
- 2 Monica Weber-Nau  
Studentenbewegung im Spiegel der Druckerschwärze,  
in: FAZ vom 25.7.1980.
- 3 Editorial,  
in: diskus 20 (1970), 1, S. 1.
- 4 Peter Mosler,  
Die Scene, das Dorf.  
Das Dorf, die Scene,  
in: diskus 25 (1975), 2, S. 29.
- 5 Erich Fried, zit. n.  
Monica Weber-Nau,  
Studentenbewegung im Spiegel der Druckerschwärze,  
in: FAZ vom 25.7.1980.

angesehenen Vorgänger der 1950er und frühen 1960er Jahre abzugrenzen.

Zur gleichen Zeit bildeten sich an der Universität Frankfurt »spontaneistische« Hochschulgruppen, von denen die Sozialistische Hochschulinitiative (SHI) bis 1985 zur Mehrheitskoalition im Studentenparlament gehörte und so auch die *diskus*-Herausgeber und Redakteure wesentlich mitbestimmte. So wurde der *diskus* bis 1985 zu einem wichtigen Organ der Frankfurter Spontis auch weit über die Goethe-Universität hinaus; die Zeitschrift zeichnet ein vielseitiges Bild der studentischen alternativen Subkultur, nicht ohne augenzwinkernd auch Kritik am eigenen Milieu zu üben. *diskus*-Autor Peter Mosler verglich die linksalternative Szene in Frankfurt mit einem abgeschiedenen Dorf: »Dort reden sie, trinken, rauchen, machen Musik, tanzen [...]. In den Wirtschaften reden die Bewohner des Dorfes in dem ihnen eigenen, eigentümlichen Dialekt: statt ›reden‹ sagen sie ›kommunizieren‹, statt ›Entbehrung‹ ›Frust‹, statt ›Ereignis‹ ›Kiste‹. Den Fremden ist diese Sprache rätselhaft, wenn sie das Dorf besuchen.«<sup>4</sup>

Den *diskus* beschäftigten besonders politische Aktionen der linken Sponti-Szene, die in den Hausbesetzungen im Frankfurter Westend ihren Höhepunkt fanden. Viele Studierende litten unter der Wohnraumknappheit und solidarisierten sich mit den Besetzern; der Häuserkampf erregte in den Medien bundesweit Aufsehen. Und der *diskus* bot den Unterstützern und Hausbesetzer-Kollektiven ein publizistisches Forum; hier äußerten sich auch Ikonen der Frankfurter Sponti-Bewegung wie Daniel Cohn-Bendit und Joschka Fischer. Mit angestoßen durch Artikel im *diskus* kam mit der Räu-

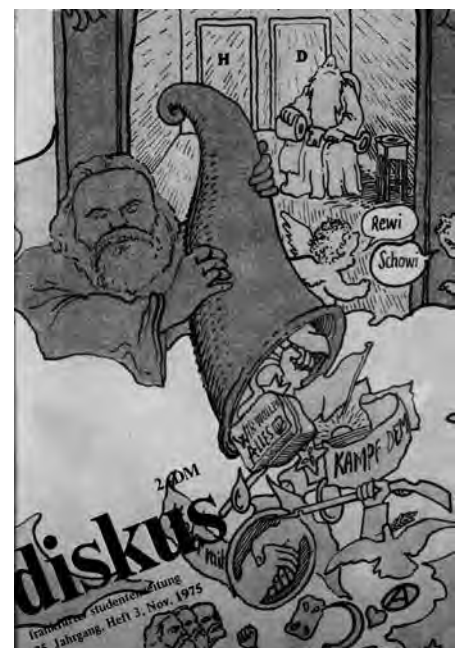
mung der letzten besetzten Häuser 1974 eine Diskussion um das teilweise gewaltsame Vorgehen der Polizei in Gang. Die Studentenzeitschrift fungierte hier quasi als öffentlicher Ankläger der Frankfurter Polizei, deren Verhalten in den etablierten Massenmedien indes wenig Kritik erfuhr.

**»Asyl« für linke Autoren**

Mit dem 1976 verabschiedeten Gesetz gegen die »verfassungsfeindliche Befürwortung von Straftaten« (damalig § 88 StGB) verschlechterte sich die Situation für politische Aktivisten, insbesondere für die Autoren linker Zeitschriften. In einem innenpolitischen Klima, das aufgrund der Anschläge der Rote Armee Fraktion (RAF) zunehmend kritisch auf linkspolitischen Aktionismus reagierte, stellte der *diskus* sich als Forum für linke Intellektuelle zur Verfügung, besonders für die, die mit dem Staat in Konflikt standen.

Bereits zu Beginn der 1970er Jahre hatte der *diskus* den Fall der ehemaligen Frankfurter Gaststudentin und Bürgerrechtlerin Angela Davis verfolgt, die in den USA inhaftiert worden war. Seit 1976 setzte sich der *diskus* mit der Verurteilung des linken Schriftstellers Peter-Paul Zahl auseinander, die Studentenzeitschrift wurde zum wesentlichen Publikationsort für seine in Haft geschriebene Lyrik. Die linken Hochschullehrer Johannes Agnoli und Peter Brückner sowie der Schriftsteller Erich Fried kamen ebenfalls oft im *diskus* zu Wort und äußerten sich zur Situation Linksintellektueller in der Bundesrepublik. Der *diskus* druckte auch Texte von RAF-Mitgliedern, hauptsächlich von Ulrike Meinhof, distanzierte sich jedoch deut-

Den Kampf der Sponti-Szene gegen die Auswüchse des Kapitalismus unterstützt die Studentenzeitung »diskus« mit ihren provokanten Titelseiten.



## ZUR GESCHICHTE DES diskus

**1951** wurde der Diskus von Studierenden der Universität Frankfurt ins Leben gerufen. Die Herausgeber werden seitdem jährlich vom Studentenparlament (StuPa) gewählt. Ab Mitte der 1960er Jahre bis zur Wahl einer konservativen Koalition 1985 gehörten die Blattmacher des Diskus, entsprechend der Mehrheiten im StuPa, durchgehend zu den linken Gruppen. Von 1989 bis 1993 und seit 1998 erscheint er wieder regelmäßig; zwischenzeitlich war er zweimal eingestellt worden: 1987 und 1993 von studentischer Seite, da sich kaum engagierte Autoren fanden und die Resonanz unter den Studierenden zeitweise gering war.

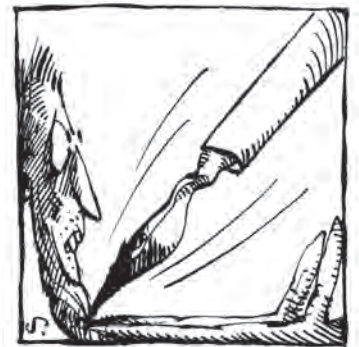
Der Diskus finanziert sich über Werbung, Verkauf und studentische Beiträge; für Frankfurter Studierende ist er als offizielle Studentenzeitung kostenlos. Zudem bekam der Diskus Gelder vom Land Hessen. Zu Beginn fungierte er außerdem als »Mitteilungsblatt der Vereinigung der Freunde und Förderer der Universität«, die durch Inserate einen Teil der Finanzierung übernahm. Als sich der Meinungspluralismus zu einem linken kritischen Bewusstsein verschob, löste sich die Vereinigung 1962 vom Diskus, und das Land Hessen stellte nur noch so viel Geld zur Verfügung, wie die Studenten selbst aufbrachten. So wurde zunächst eine Mark aus den studentischen Semesterbeiträgen für den Diskus abgeführt; heute bekommt er Zuschüsse aus den Geldern des AStA. Da die Universitätsleitung das pluralistische Prinzip durch einseitig linke bis linksextreme Berichterstattung verletzt sah, wurden die studentischen Beiträge für den Diskus 1969 und erneut 1974 jeweils für einige Monate gesperrt, sodass er kurzzeitig nicht erscheinen konnte.

Um dieses pluralistische Prinzip gab es immer wieder Auseinandersetzungen; insbesondere in den 1970er Jahren sahen sich die Herausgeberkollektive mehrfach mit dem Vorwurf konfrontiert, eine politische Linie vorzugeben und Beiträge deshalb abzulehnen. Grundsätzlich steht der Diskus aber allen Frankfurter Studierenden zur Publikation von Beiträgen offen.

Dahinter steckt immer



Anspielung in »diskus« auf bürgerliche Medien.



Mit spitzer Feder attackiert »diskus« beispielsweise die Gentrifizierung des Westends und solidarisiert sich mit den Hausbesetzern.

**WARNUNG**

In Anbetracht der Tatsache, daß schon der unkontrollierte Konsum von Süßigkeiten (vgl. die Mohrenkopf-Affäre) strafrechtlich relevant geworden ist, liegt es auf der Hand, daß auch der literarische Konsum keineswegs mehr dem anarcho-chaotischen Prinzip des „Jedem nach seinem Geschmack“ überlassen bleiben darf.

Nachdem die vereinten Bemühungen von Bundesregierung, den politischen Parteien und anderer Interessensverbände wie Kirchen und Gewerkschaften die grundgesetzlich garantierten Freiheiten durch eine engstirnige Gesetzgebung so präzisiert haben, daß exzessive Auslegungen der individuellen Freiheitsrechte für alle Zukunft verboten worden sind, besteht zur Zeit vor allem auf dem je schon diffizilen literarischen Terrain eine erhebliche Unsicherheit hinsichtlich des rechtsverletzenden Charakters besonders des politischen Schrifttums.

Da bei den z. Zt. laufenden Anhörungsverfahren gegen Beamtenwärter des öffentlichen Dienstes und den Überprüfungsverfahren gegen notorisch Andersdenkende es sich herausgestellt hat, daß immer wieder die meist überflüssiger- und unvorsichtigerweise überquellenden Bücherregale der Betroffenen den anhörenden Behörden die Arbeit unnötig erschweren, haben Bundesregierung und Länderinnenminister in Zusammenarbeit mit dem Verfassungsschutz durch die Einrichtung der Institution der „Landesbeauftragten für das Gesinnungswesen“ eine Stelle geschaffen, die im Gegensatz zur antiquarischen publizistischen Vorzensur, dem Bürger die Freiheit beläßt, im Falle trotziger Ignoranz, die dann allerdings selbst eingebrockte Suppe auch selbst auszulöffeln.

Der diskus kann daher nur jedem seiner politischen Leser empfehlen, sich der literarischen Kompetenz und des politischen Einschätzungsvermögens dieser unersetzlichen Einrichtung zu bedienen.

**diskus 1-2**  
26. Jahrgang, Heft 1-2, 10. Februar 1976



# AKTIVER-STREIK-PI

Aktionsgruppe -Termin	VV-Termin	Ergebnis	Fachbe...
	Mo. 12. <sup>00</sup> H II.		
	Di. 13. <sup>00</sup> H I.	VV-Beschluss Aktiver STREIK	
Fr. 18.4.17 <sup>00</sup> R 2.22.0.7101 12.12.17 2. Streik	Do. 17.1. →	AKTIVER STREIK	
Mi. 23.1.17 Tun 4.502	Mo. 11. <sup>00</sup> H VI.	Aktiver STREIK → ca. 1000 Head	
	W am M: 14h im Institut Aktionskoll. Herbst 17	<del>STREIK</del>	
	Mo. 12. <sup>00</sup> H 4	AKTIVER STREIK	
	Mi 11.30.17		
So. 16. <sup>00</sup> VV mit Tema	Do. 17.1. →	AKTIVER STR AKTIVE	

lich vom bewaffneten Kampf der Gruppe. Als 1972 die erste RAF-Generation inhaftiert wurde, setzten sich die *diskus*-Autoren intensiv mit den Folgen von Isolationshaft und dem psychischen Druck im Gefängnis auseinander. Die Blattmacher, von denen viele der Hochschul-Sponti-Gruppe SHI angehörten, waren teilweise auch selbst in die politischen Aktionen eingebunden. Der damalige *diskus*-Redakteur und -Autor Til Schulz beispielsweise war in der Hausbesetzer-Szene aktiv. Mit dem heute als »Chronist« der 68er-Bewegung bekannten Politikwissenschaftler Wolfgang Kraushaar, damals Mitbegründer der SHI und 1976 kurzzeitig *diskus*-Redakteur, finden sich auch prominente Namen unter den *diskus*-Mitarbeitern. Erich Fried äußerte sich 1980 in der FAZ zum *diskus* dieser Jahre: »Ich habe im »*diskus*« deshalb veröffentlicht, weil ich ihn für ein sehr interessantes Blatt hielt und halte, für ein Organ der Studenten in Frankfurt, das mehr oder weniger die verschiedenen Stimmungen der Studentenbewegung, Meinungen und auch Irrmeinungen, mitgemacht hat.«<sup>5</sup> Das ist nicht von der Hand zu weisen, denn die Berichterstattung des *diskus* war von 1967 bis 1985 einseitig links ausgerichtet; Gruppen anderer Couleur kamen selten zu Wort. Als ein Selbstzeugnis der Studierenden eröffnet er dennoch einen ergiebigen historischen Zugang zur Geschichte der Frankfurter Studentenschaft, über die gerade für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg bislang wenig geforscht wurde. ●



## Christiane Sommia

Christiane Sommia, 26, studierte an der Goethe-Universität Geschichte, Politologie und Kulturanthropologie und schrieb ihre Magisterarbeit über das alternative Bildprogramm des *diskus*. Sie war als studentische Hilfskraft an der Professur für Neueste Geschichte tätig und ist seit 2009 Mitarbeiterin im Universitätsarchiv der Goethe-Universität.

[sommia@stud.uni-frankfurt.de](mailto:sommia@stud.uni-frankfurt.de)

Senat:

## Wann geht Oelschläger?



Die letzte AstA-Info berichtete unter dem Titel „Sumpf Nat. Fak.“ über Versuche rechter Ordinarien, progressive Assistenten durch Diffamierungen und Disqualifizierungen in der Öffentlichkeit und vor allem in der Naturwissenschaftlichen Fakultät mundtot zu machen. In der heutigen Ausgabe soll an zwei Beispielen klargemacht werden, mit welchen Praktiken in der Naturwissenschaftlichen Fakultät Machtstrukturen, die in vergangene Jahrhunderte passen, zuzeiten gewisser Reformansätze im Hochschulbereich aufrecht zu erhalten versucht werden. Wenn es der sich als progressiv verstehende Präsident Kantzenbach mit seiner bisher nur verbalen geäußerten Reform ernst meint, sollte er zuerst gegen Reaktionäre wie Oelschläger in der Nat.-Fak. vorgehen

ASTA-Information Mai 1971 (Auszug)

Hetzschrift gegen Herbert Oelschläger (ASTa Nachrichten 1971). Typisch für die damalige Art der Auseinandersetzung ist die pauschale Verurteilung der universitären Amtsträger und Institutionen als reaktionär.

# Ein Pharmazeut als Feindbild des AStA

Für Herbert Oelschläger war die 68er-Revolution ein tiefer Einschnitt

*von Axel Helmstädter*

Die Naturwissenschaften waren von den teilweise gewalttätigen Auseinandersetzungen der Studentenproteste Ende der 1960er Jahre nicht an erster Stelle betroffen. Insbesondere das Pharmaziestudium mit seinem zeitintensiven, streng geregelten und durch Laborpraktika dominierten Arbeitsalltag bot wenig Raum für politische Agitationen. Andererseits waren die Studierenden auch nicht mit den Herausforderungen einer sich entwickelnden Massenuniversität konfrontiert. Nichtsdestoweniger mussten sich auch die Hochschullehrer der naturwissenschaftlichen Fakultät mit den zeitgenössischen Reformvorschlägen auseinandersetzen. Der pharmazeutische Chemiker Herbert Oelschläger, eine der prägenden Persönlichkeiten der Frankfurter Pharmazie, scheute diese Auseinandersetzungen nicht und wurde deshalb zu einer beliebten Zielscheibe des AStA.



Prof. Dr. Herbert Oelschläger (1921-2006).

Oelschläger war 1963 zunächst auf ein Extraordinariat für Pharmazeutische Chemie berufen worden und folgte 1965 Carl Rohmann (1897-1966) als Ordinarius und Institutsdirektor nach. Wissenschaftlich setzte er das Werk seines Vorgängers mit der Entwicklung innovativer Lokalanästhetika fort. Seine Arbeiten gipfelten unter anderem in der Markteinführung des von ihm entwickelten Arzneistoffs Fomocain. Auf analytischem Gebiet führte er die elektroanalytische Technik der Polarografie ein, die er bei Nobelpreisträger Jaroslav Heyrovsky in Prag erlernt hatte. Er widmete sich als einer der Ersten der damals noch jungen Disziplin der Pharmakokinetik. Als Institutsdirektor hatte Oelschläger eine herausragende Stellung, weil die pharmazeutische Chemie damals nahezu mit der gesamten Pharmazie gleichzusetzen war. Die Aufzweigung der Pharmazie in heute vier bis fünf ungefähr gleichberechtigte Kernfächer erfolgte, wie an den meisten deutschen Hochschulen, erst später. Das etwa zeitgleich mit Oelschlägers Berufung mit Georg Schneider besetzte Extraordinariat für Pharmakognosie wurde erst 1967 in ein Ordinariat umgewandelt, eine Abteilung für galenische Pharmazie wurde im gleichen Jahr eingerichtet, ein Lehrstuhl »Pharmakologie für Naturwissenschaftler« folgte erst 1972.

Insofern ist gut zu erklären, warum Oelschläger im Protestjahr 1968 im Zentrum der Auseinandersetzungen stand, soweit die Pharmazie überhaupt tangiert war. Der sich selbst

als »rechtsliberal« bezeichnende Hochschul-lehrer, der aus einer hanseatischen Kaufmanns-familie stammte und als hoher Offizier im Krieg und als Reservist der Bundeswehr fungiert hatte, mag allerdings auch persönlich manche Angriffsfläche für die Revolutionäre, darunter den »Gelegenheitsarbeiter« Joschka Fischer, geboten haben (Oelschläger/Ueberall, 2006, S. 231).

### Nächtlicher Vorstoß durch den Heizungskeller

Aus einem zusammen mit Sieglinde Ueberall verfassten und in weiten Teilen autobiografisch geprägten Werk zur Geschichte der Pharmazie an der Goethe-Universität wird deutlich, wie sehr die Zeit der Studentenproteste den naturwissenschaftlichen Hochschullehrer noch im Ruhestand beschäftigt hat. Dabei waren Protestaktionen und Handgreiflichkeiten am pharmazeutischen Institut weitgehend vorbeigegangen, obwohl es damals noch mitten im Campus Bockenheim, in der Georg-Voigt-Straße, lag. Die einzige von Oelschläger berichtete Protestaktion bestand in der Blockade der zum Hörsaal führenden, später »Oelschläger-Steg« genannten Fußgängerbrücke mit einem geparkten Pkw. Assistenten drohten den Protestierenden, den Wagen von der Brücke zu werfen, woraufhin das Auto weggefahren wurde. Manchmal war jedoch beherztes Eingreifen an anderer Stelle gefragt, wie im Anschluss an eine mit Sachbeschädigungen einhergehenden Besetzung des Rektorats: »Um die persönliche Ausstattung des Rektors sicher zu stellen, unternahm in der Nacht Prof. Oelschläger mit einigen Mitarbeitern einen Vorstoß in das Rektorat, drang



### Apl. Prof. Dr. Axel Helmstädter

Apl. Prof. Dr. Axel Helmstädter, geboren 1961, Pharmaziestudium in Freiburg 1980 bis 1984, promovierte 1988 in Heidelberg und habilitierte sich 2004 in Marburg. Er lehrt seit 1991 Geschichte der Pharmazie an der Goethe-Universität.

[helmstaedter@em.uni-frankfurt.de](mailto:helmstaedter@em.uni-frankfurt.de)

### Literatur

Oelschläger, Herbert; Ueberall, Sieglinde: Die Pharmazie an der Universität Frankfurt am Main im Wandel der Zeiten (1914-2004). Franz-Steiner-Verlag, Stuttgart, 2006.

Schmitz, Rudolf: Die deutschen pharmazeutisch-chemischen Hochschulinstitute. Ihre Entstehung und Entwicklung in Vergangenheit und Gegenwart. C. H. Boehringer, Ingelheim, 1969.



durch den Heizungskeller ein und brachte u. a. das Gästebuch der Universität in Sicherheit.« (Oelschläger/Ueberall 2006, S. 229).

Derartige Anekdoten dürfen indes nicht über die Ernsthaftigkeit sachlicher Auseinandersetzungen um Strukturen und Organisationsformen der Universität hinwegtäuschen, in die Oelschläger an führender Position, so als letzter Dekan der großen naturwissenschaftlichen Fakultät des Jahres 1970, eingebunden war. Als solcher hatte er die Aufgabe, die naturwissenschaftliche Gesamtfakultät in eine Reihe kleinerer Fachbereiche zu überführen. In diesem Zusammenhang gelang es, die Pharmazie als organisatorische Einheit und damit sichtbare akademische Disziplin zu erhalten und nicht die Lehrstühle der pharmazeutischen Chemie, Biologie und Technologie jeweils anderen Fachbereichen zuzuschlagen.

Als Apotheker aus Leidenschaft betätigte sich der Frankfurter Hochschullehrer zeitlebens auch in Gremien des Berufsstandes, so als Präsident der Deutschen Pharmazeutischen Gesellschaft, im Wissenschaftlichen Beirat der Bundesapothekerkammer oder als Initiator der Akademie für pharmazeutische Fortbildung der Landesapothekerkammer Hessen.

#### »Wann geht Oelschläger?«

Zur aktiven Zeit hatte er seinen Gegnern unter den Studentenrevolutionären nicht den Gefallen getan, an eine andere Hochschule zu wechseln. 1971, als ihn ein Ruf an die Universität Bern ereilt hatte und viele Naturwissenschaftler der Universität Frankfurt den Rücken kehrten, ließ der AstA etwas voreilig ein mit Vorwürfen und Anschuldigungen gespicktes Flugblatt mit der Überschrift »Wann geht Oelschläger?« drucken. Dieser lehnte den Ruf indes ab und blieb der Universität Frankfurt noch fast zwei Jahrzehnte erhalten, bevor er 1989, im Jahr der deutschen Wiedervereinigung, nach 26 Jahren in Frankfurt emeritiert wurde. Unmittelbar anschließend setzte er sich erfolgreich für die Wiedereröffnung des pharmazeutischen Institutes an der Universität Jena ein, wo er, eigentlich bereits im Ruhestand, weitere Jahre als Institutsdirektor für pharmazeutische Chemie wirkte. Er starb 2006 kurz nach seinem 85. Geburtstag. ●



## SIE HAT DIE VERTREIBUNG EINER FAMILIE VERHINDERT.

AUCH DU KANNST GROSSES BEWEGEN. SEI DABEI UND WERDE TEIL DER GRÖSSTEN MENSCHENRECHTSBEWEGUNG DER WELT. MIT DEINER UNTERSCHRIFT. DEINER SPENDE. DEINEM EINSATZ. [AMNESTY.DE](http://AMNESTY.DE)

**AMNESTY**  
INTERNATIONAL





### DER STRENGE BLICK DER MAMIE EISENHOWER

Fritz Klimschs »Frau am Wasser« begleitete die Angestellten der IG Farben täglich auf ihrem Weg zum Mittagessen im Casino – und kaum jemand nahm an diesem weiblichen Akt in ungewöhnlicher Sitzhaltung Anstoß. Aber als die Amerikaner nach dem Zweiten Weltkrieg das IG-Farben-Areal besetzten, und hier das »Pentagon of Europe« entstand, bekam der damalige Oberkommandierende der amerikanischen Besatzungsgruppen in Deutschland und spätere US-Präsident, Dwight D. Eisenhower, im Sommer 1945 Besuch von seiner Frau Mamie. Sie soll vom Anblick der unbekleideten Dame wenig begeistert gewesen sein, soll gar die Moral der GIs in Gefahr gesehen haben. So wurde die Bronzeskulptur aus dem Jahre 1929 kurzerhand auf das Firmengelände der Farbwerke Hoechst »entsorgt« und kehrte erst nach dem Einzug ins IG-Farben-Haus durch die Goethe-Universität Anfang 2000 wieder an ihren angestammten Platz zurück – ohne Proteste von Professoren und Studierenden. *Ulrike Jaspers*



### MISSLUNGENER FENSTERAUSTAUSCH IM IG-FARBEN-HAUS

Um das IG-Farben-Haus optisch höher erscheinen zu lassen, wandte Architekt Hans Poelzig einen Trick an. Er verminderte die Höhe der Geschosse nach oben

hin um 18 Zentimeter. Zu der Zeit, als die amerikanischen Streitkräfte in dem Gebäude ihr Hauptquartier hatten, sollten alle 2000 Fenster ersetzt werden. Der Glaser nahm Maß an einem der Fenster im Erdgeschoss und war unangenehm überrascht, als er feststellen musste, dass die neuen Glasscheiben in den höheren Etagen in zunehmendem Maße zu hoch waren. *Anne Hardy*



### LEO FROBENIUS UND SEINE SPEZIELLE ART DER DRITTMITTEL-AKQUISE

Der Afrika-Forscher Leo Frobenius hatte in den 1920er und 1930er Jahren seine eigene Art, »Drittmittel« für seine kostspieligen Expeditionen zu akquirieren:

Worten »Mein Geld ist weg ...« begann. Außerdem wird von seiner triumphalen Rückfahrt nach Frankfurt im offenen Geländewagen erzählt, der »afrikanische Wüstensand« wurde allerdings erst im Frankfurter Stadtwald über die Fahrzeuge verstreut. Legenden oder Wahrheit? – Die Geschichten passen auf jeden Fall zu Frobenius, den seine Biografen Hans-Jürgen Henrich und Bernhard Streck bei aller Anerkennung seiner Verdienste für die Ethnologie als leidenschaftlich, unerschrocken, draufgängerisch und auch als Schwärmer und Schwindler beschreiben. *Ulrike Jaspers*

### AUS EINEM GUTACHTEN: »DÉFORMATION PROFESSIONELLE UNSERER ARMEN MUTTERSPRACHE«

Ein Fundstück aus den Akten des Universitätsarchivs – natürlich anonymisiert: In einem Habilitationsgutachten für die Philosophische Fakultät aus dem Jahre 1959 erhebt der Gutachter einige sprachliche Einwände, die aber das Verfahren insgesamt dann nicht blockiert haben. »Sprachliche Eigenheiten wie »verbale Reaktion« statt »Antwort« (S.41) »Erwartungen und Wünsche werden in Lohnforderungen verbalisiert« statt

# KURIOSES UND ANEKDOTISCHES

aus 100 Jahren Goethe-Universität

Als großer Selbstinitiator scheute er auch in theatralischer Geste einen Ritt auf einem indischen Elefanten nicht, umringt von verkleideten Damen, die ihm huldigten. Ein früherer Mitarbeiter seines Instituts für Kulturmorphologie berichtet von einem anderen Auftritt: Frobenius ritt zu Pferde in das Zelt des Zirkus Sarrasani, gefolgt von seinem Schüler Adolf E. Jensen und mehreren Afrikanern mit kaiserlichem Signal und einem Lied, das mit den

»ausgedrückt« oder wahrscheinlicher »umgesetzt« (S.166). »Lohngleichgültigkeit« (S.71) oder gar »Vorgesetztenzufriedenheit« (S. 118 – gemeint ist nicht etwa die Zufriedenheit des Vorgesetzten, sondern mit dem Vorgesetzten) und ähnliche Wortgreueln mag man als déformation professionnelle unserer armen Muttersprache hinnehmen oder nicht – auf jeden Fall aber möchte ich »das Bedürfnis nach angemessenen Mitteln zur Reproduktion

des Lebens« (S. 28 u.a.a.O.) als obszön ablehnen. Trotz dieser meiner laienhaften Bemerkungen [...] habe ich den Eindruck, daß es sich bei dieser Arbeit [...] um eine sehr tüchtige [...] Leistung handelt.«

*Notker Hammerstein*



### AUFGELÖSTE NOBELMEDAILLE

Als Hitler den Deutschen verbot, Nobelpreise anzunehmen, gaben die Physiker Max von Laue und James Franck ihre Medaillen Niels Bohr in Dänemark zur Aufbewahrung. Als die Deutschen Dänemark besetzten, löste Bohr die beiden Medaillen in Königswasser auf. Nach dem Krieg wurde das Gold zurückgewonnen und die Medaillen wurden neu geprägt. 1951 wurden sie von Laue und Franck wieder überreicht. Die Nobelpremiemedaille Max von Laues liegt heute im Universitätsarchiv Frankfurt.

*Horst Schmidt-Böcking*



### AUF EINEM FELDE BEI HEUSENSTAMM: DIE ENTFÜHRUNG DES PHYSIKERS KYU-MYUNG CHUNG NACH SÜDKOREA

Nach Beendigung seines Physikstudiums an der Seoul National University kam Kyu-Myung Chung 1958 als Stipendiat nach Frankfurt mit der Absicht, bei Friedrich Hund, einem Schüler von Max Born (Nobelpreis 1954 und Professor in Frankfurt von 1919 bis 1921) und Weggefährten von Werner Heisenberg, seine Kenntnisse der Quantentheorie zu

vertiefen. Hund hatte aber bereits Frankfurt verlassen, sodass Chung schließlich bei Bernhard Mrowka, einem früheren Mitarbeiter Hunds, seine Dissertation begann. Diese wurde aber 1967 durch ein dramatisches Ereignis unterbrochen.

Die Wiedervereinigung Koreas war Chung, der noch Verwandte in Nordkorea hatte, zeitlebens ein wichtiges Anliegen. Unter einem Vorwand, der wohl mit dem Schicksal seiner nordkoreanischen Verwandten zusammenhing, bestellte man Chung 1967 zu einem Treffen auf einem Feld in der Nähe von Heusenstamm. Was sich nach Chungs Bericht dann abspielte, mutet an wie eine Szene aus einem amerikanischen Agententhriller. Ein Wagen erschien, mehrere Männer stiegen aus und hielten ihm eine Pistole in den Rücken. Sie zwangen Chung, in den Wagen zu steigen und entführten ihn anschließend mit dem Flugzeug nach Südkorea. Dort wurde ihm (zusammen mit weiteren koreanischen Intellektuellen, darunter auch der Komponist Isang Yun) von der damaligen Militärregierung der Prozess gemacht. Wegen Hochverrats wurde Chung zum Tode verurteilt und wartete in der Zelle auf seine Hinrichtung.

Inzwischen war die Nachricht von Chungs Schicksal auch in Frankfurt bekannt geworden, und die Studenten und Universitätsangehörigen sammelten Unterschriften für seine Begnadigung und Freilassung. Hermann Hartmann, Professor für Theoretische und Physikalische Chemie an der Goethe-Universität und Freund Friedrich Hunds, hatte einen früheren Mitarbeiter, der inzwischen Berater des Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika war. Hartmann kontaktierte seinen Schüler mit der Bitte, auf den Präsidenten einzuwirken, damit die USA ihren Einfluss auf Südkorea zur Freilassung Chungs geltend machen würden. Schließlich intervenierte auch noch die deutsche Bundesregierung unter dem damaligen Kanzler Willy Brandt, sodass Chung tatsächlich freigelassen wurde und nach Deutschland zurückkehren durfte. Er promovierte dann 1972 bei Mrowka in theoretischer Physik und wurde nach dessen Tod Mitarbeiter von Hermann Hartmann bis zu dessen Tod im Jahr 1984. Im darauffolgenden Jahr machte sich Chung notgedrungen selbstständig, indem er eine Firma zur Produktion und zum Vertrieb von Tofu gründete, die auch sehr erfolgreich war, bis er fünf Jahre später

an einem heimtückischen Leiden erkrankte, das seinen Körper von den Füßen bis zum Hals lähmte. Er sagte später mit dem ihm eigenen Humor, er habe mit neun Monaten künstlicher Beatmung wohl den Rekord des Nordwest-Krankenhauses gebrochen. Er gestand aber auch, dass er diese Zeit nur überstehen konnte, indem er in Gedanken Probleme der theoretischen Physik zu lösen versuchte. Die Lähmungserscheinungen bildeten sich zwar zurück, doch nie mehr so weit, dass ihm ein normales Leben möglich gewesen wäre. Der Theorie blieb er aber immer bis zu seinem Lebensende im Jahr 2005 interessiert und aktiv verbunden. *Dieter Schuch*



### VERSCHWUNDENE AMTSKETTE

Die heutige Amtskette des Präsidenten ist die dritte seit der Gründung der Universität. Auf der Medaille der ersten Amtskette war ein Bild Kaiser Wilhelms II. zu sehen. Sie wurde dem Rektor Richard Wachsmuth in einem feierlichen Festakt am 27. Januar 1915, dem Geburtstag des Kaisers, überreicht. 1932, als die Universität nach Goethe umbenannt wurde, kam auf die Vorderseite der Medaille das Bild des Frankfurter Dichters. Auf der Rückseite waren die Köpfe von Johann Christian Senckenberg und Franz Adickes zu sehen. Diese Amtskette wurde während der Studentenunruhen von 1968 bei einer Besetzung des Rektorats gestohlen. Die Studenten wollten auch äußerlich mit alten Traditionen und Zeichen akademischer Würden wie Talaren und Doktorhüten brechen. Unter Universitätspräsident Hartwig Kelm wurde 1983 eine neue Amtskette mit dem Bildnis Goethes angefertigt. Sie war eine großzügige Stiftung des Frankfurter Juweliers Heinz Ross, dem Inhaber der 1768 gegründeten Juwelier-Werkstatt Hessenberg. *Anne Hardy*

**ADORNO UND RECLAM-AUSGABE  
»DAS KALTE HERZ«**

Melusine Huss, die Frankfurter Buchhändlerin, bei der Gretel Adorno samstags Kriminalromane zur Ansicht mitnahm, die sie am Montag zerlesen mit der Bemerkung zurückbrachte, sie kämen wohl doch nicht in Frage; Melusine Huss erzählte einmal, sie wisse immer, wann sich eine neue Liebesbeziehung Adornos anbahne, denn immer dann komme er in den Laden und verlange Wilhelm Hauff, »Das kalte Herz«, in der Reclam-Ausgabe, die er sich aufwendig einpacken lasse.

*Klaus Reichert*



**DIE »NACHSEMINARE« IM  
CAFÉ LAUMER**

Café Laumer, bürgerliches Konditorei-Café an der Bockenheimer Landstraße, Ecke Brentanostraße, war vor allem bei den Soziologen und Philosophen des Instituts für Sozialforschung und des Kreises um Karl Mannheim beliebt. Neben der gepflegten Atmosphäre und dem hervorragenden Gebäck war es vor allem die Lage in der Mitte zwischen Universität und Innenstadt, die das Café zu einem bevorzugten Treffpunkt machte. Es diente außerdem als Lokal für öffentliche Diskussionen und seminarähnliche Veranstaltungen wie zum Beispiel Wiesengrund-Adornos »Nachseminare«, die »wahrscheinlich zu unserem Bildungsgang mehr beigetragen haben als der offizielle Vorlesungsbetrieb«. (Ernst Erich Noth). Das Café besteht noch an derselben Stelle.

*Wolfgang Schivelbusch, in  
»Intellektuellendämmerung«*

**ÜBER DAS «KRÄNZCHEN»:  
»... WIE DIE WILDEN TIERE  
ÜBEREINANDER HERGEFALLEN ...«**  
»Kränzchen« war die interne Bezeichnung für die von Mitgliedern des Instituts für

Sozialforschung regelmäßig abgehaltene Diskussionsrunde, an der auch Außenstehende teilnahmen, wie zum Beispiel Karl Mannheim, Kurt Riezler, Kurt Goldstein, Carl Menicke. Dazu schrieb Theodor W. Adorno 1967: »War etwas an den berühmten zwanziger Jahren daran, so ließ es in diesem Kreis sich erfahren. Wir sind oft wie die wilden Tiere übereinander hergefallen; man kann sich das kaum vorstellen, in einer Rückhaltlosigkeit, die auch vor den schärfsten Angriffen auf den anderen: daß er ideologisch sei oder umgekehrt, daß er bodenlos dächte oder was immer das war, nicht haltgemacht hat, aber ohne daß das der Freundschaft ... den leisesten Abtrag getan hätte.«  
*Wolfgang Schivelbusch, in  
»Intellektuellendämmerung«*

**PLÄDOYER FÜR EINE AMPEL:  
»... DER UNMITTELBARSTEN  
LEBENSGEFAHR AUSGESETZT«**

Im Frankfurter Universitätsarchiv hat sich ein Vorgang erhalten, der dokumentiert, wie Adorno um das Wohl seiner Studenten besorgt war. Am 12. Mai 1958 schrieb er an den Rektor der Universität: »Der Verkehr auf der Senckenberganlage macht es den zahlreichen Angehörigen der Universität, die gezwungen sind, diese überbelastete Straße zu überqueren, gerade in nächster Universitätsnähe [...] außerordentlich schwer. Oftmals überqueren sie die Senckenbergstraße im Laufschrift [...] Dieser Zustand ist bedenklich. Wenn ein Student, wie es doch schließlich sein Recht sein sollte, in Gedanken über die Straße geht, ist er der unmittelbarsten Lebensgefahr ausgesetzt.«



Der Polizeipräsident schaltete sich ein und versprach Hilfe: Er ließ einen Fußgängerweg auf der Straße markieren. Allerdings bewährte sich dieser Zebrastreifen aus Sicht Adornos nicht. Er forderte deshalb, eine Brücke von der Universität hinüber zum Institut für

Sozialforschung zu bauen. Am 29. November 1961 wandte er sich nochmals an die Universitätsleitung: »Studenten, die, was doch wohl legitim wäre, in Gedanken sind, werden dafür unmittelbar mit dem Tod bedroht. [...] Helfen könnte nur entweder eine Brücke für Fußgänger über die Senckenberganlage oder eine Umleitung des gesamten Verkehrs.« In einem Leserbrief an die F.A.Z. machte Adorno am 18. Juli 1962 sein Anliegen auch einer breiteren Öffentlichkeit bekannt. Allerdings baute die Stadt Frankfurt weder die Brücke, noch leitete sie den Verkehr um. Der Polizeipräsident ließ aber eine Ampelanlage installieren, die heute noch Studierenden das sichere Überqueren der Senckenberganlage ermöglicht. *Michael Maaser*

**PAKET AUS DER DDR: MARX-ENGELS-  
AUSGABE ALS STAATSGEFÄHRDENDES  
PROPAGANDA-MATERIAL**

Der Sozialphilosoph Oskar Negt gilt als einer der herausragenden Vertreter der zweiten Generation der Frankfurter Schule, der die Zeit der 1960er und 1970er Jahre maßgeblich mitprägte. Bei einem Vortrag in Frankfurt schilderte er im vergangenen Jahr eine Episode, die



bezeichnend für die Phase des Kalten Kriegs ist: 1960 bekam Negt, damals Adornos Doktorand, statt der in der DDR bestellten Marx-Engels-Ausgabe Post vom Amtsgericht Frankfurt: Es sei ein Paket mit staatsgefährdendem Propagandamaterial für ihn eingetroffen. Hier ein Auszug aus dem Brief des Amtsgerichts Frankfurt, der zu Negts inzwischen im Archivzentrum der Frankfurter Universitätsbibliothek befindlichen Vorlass gehört: »Es wird Ihnen mitgeteilt, dass ein an Sie gerichtetes Paket aus der Sozialistischen Besatzungszone, in welchem sich staatsgefährdendes Propagandamaterial befand, auf Grund der

gesetzlichen Bestimmungen von dem Amtsgericht in Rothenburg beschlagnahmt worden ist.«

Negt wartete damals tatsächlich dringend auf eine Büchersendung mit Bänden der Marx-Engels-Werke aus Ost-Berlin und sah sich veranlasst, das Amtsgericht aufzuklären: »Auf Grund des innerdeutschen Handels sind alle Bücher, die im Dietz- und Aufbauverlag erschienen sind, im westdeutschen Buchhandel erhältlich. Ich folgere daraus, dass sie deshalb nicht staatsgefährdend sein können.« Und weiter betonte er, dass es keine westdeutsche Gesamtausgabe von Marx gebe, weshalb man gezwungen sei, sich auf die ostdeutsche Edition zu stützen. Was aus heutiger Sicht eine Lappalie ist, war für Negt ein echtes Problem. Die akademische Auseinandersetzung mit dem Marxismus wurde in der Adenauer-Ära und Zeiten des Kalten Krieges auch juristisch unter die Lupe genommen. *Ulrike Jaspers*



### DIE KARL-MARX-UNIVERSITÄT MITTEN IN BOCKENHEIM

Es war im Frühjahr 1968: Nach der Besetzung des Rektorats während der Studentenstreikes gegen die Notstandsgesetze hatte der damalige Rektor Walter Rüegg die Polizei gerufen, jetzt war die Polizei im Rektorat – damals noch im Hauptgebäude – und die Studenten waren ausgesperrt. Wie können wir eine Eskalation vermeiden, wie einen Zusammenstoß mit der Polizei verhindern? Protest von außen! Keine direkte Begegnung! So wurde die Johann Wolfgang Goethe-Universität für einige Tage zur Karl-Marx-Uni: Wir besorgten uns alle notwendigen Utensilien und fertigten ein riesiges Transparent an, das wir über dem Haupteingang befestigten. Die Aktion war gelungen, wir freuten uns und zogen ab, ebenso wie später die völlig irritierte Polizei – und es blieb friedlich! *KD Wolf*

## Graffiti im AfE-Turm

### »TURM ICH WILL EIN KIND VON DIR!«

Die Sprüche aus dem Bildungssilo, die Gedanken- und Gefühlswelt einiger Studentengenerationen widerspiegeln, sind dank verschiedener Aufsätze und Bücher weiter erforschbar, während das Kommunikationsmedium



längst als Schutt abtransportiert wird. Einst gipfelte die Liebe zu diesem Ort in: »Turm ich will ein Kind von Dir!« Fast 35 Jahre sind es her, dass ich – damals Soziologie-Student und eigentlich kein großer Freund des Turms und der unästhetischen Schmierereien auf den Wänden – die Graffiti sprüche sammelte und 200 davon in dem Buch »Freiheit für Grönland, weg mit dem Päckchen« publizierte. Irgendwann hatte mich der Forscherdrang gepackt, und ich begann zu sammeln und zu notieren: politische Parolen und philosophische Abhandlungen, Gedichte und Wortspiele, Witziges und Ironisches, Intellektuelles und Dummes. Zum Beispiel: »Die dunkelste Kneipe ist besser als der hellste Arbeitsplatz.« – »Fighting for peace is like fucking for virginity.«

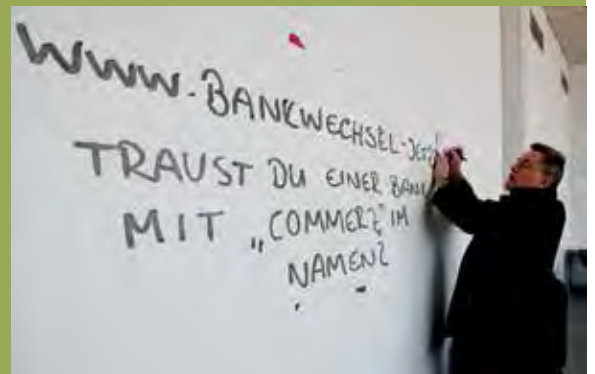
Is heute ist mir nicht klar, warum die Wand – sonst ein Symbol für Abgrenzung und Trennung – als Medium für anonyme Kommunikation erhalten musste. War es mehr als Vandalismus und Reaktion auf den hässlichen Betonbau? Steckte dahinter ein ausgeprägtes Kommunikationsbedürfnis besonders der Sozialwissenschaftler?

Spannend fand ich die kommentierten Sprüche, so entstanden richtige »Argumentationsketten«. Auf »Gott ist tot (Nietzsche)« folgte »Nietzsche ist

tot (Gott)«. Oder die Erkenntnis »An Jesus kommt keiner vorbei« wird mit dem Zusatz versehen »... außer Beckenbauer«. Und unter die Aufforderung »Alles anzweifeln« hat jemand notiert »Das bezweifle ich!« Und noch ein Klassiker: »To be is to do (Kant)«, »To do is to be (Sartre)«, »Doo-bedooooedoo (Sinatra)«.

Während Männer eher ihre sexuelle Frustration versuchen zu bewältigen, indem sie Schlüpfriges und Pornografisches auf Toilettenwände schrieben, holten Frauen sich dort eher Lebenshilfe. »Ich lebe mit einem älteren Mann zusammen. Glaubst ihr, daß das klappt? Bitte nur ernstgemeinte Zuschriften.«

Kurz vor der endgültigen Schließung des Turms bin ich 2013 noch einmal auf Graffitisuche gegangen, nicht zuletzt um Sprüche von damals und heute vergleichen zu können. Auffällig war: Linke Inhalte dominierten weiter – teilweise auch mit brillanter Ironie: »Wer kein Kapital hat, liest es.« Allerdings waren Spaß,



Witz und Ironie eher auf dem Rückzug. Gleichzeitig war die Zensurschere der »political correctness« unübersehbar; schwulen-, lesben- und ausländerfeindliche Sprüche wie 1981 findet man heute nicht mehr.

*Albert A. Schmude*

Das zweite Buch »Turm forever! 200 Graffiti-Sprüche aus dem Frankfurter Uni-Turm – 1981 und 2013« erscheint im Sommer 2014 im Lichtblau-Verlag, Frankfurt am Main, ISBN 978-3-9811683-7-2, 9,80 Euro.

## Zwei Bücher – so unterschiedlich wie die beiden Autoren

Was in ihrer Amtszeit aus der Goethe-Universität wurde:  
Rudolf Steinberg und Werner Meißner gewähren einen Blick hinter die Kulissen

von *Notker Hammerstein*

In den 100 Jahren ihres Bestehens hat nur einer der Rektoren der Universität Frankfurt eine Rückschau auf einen Teil seiner Amtsführung gegeben: Richard Wachsmuth, der Gründungsrektor. Von den späteren Rektoren und Präsidenten hat das bislang keiner getan. Nunmehr haben sich aber gleich zwei Präsidenten – sie folgten aufeinander – dazu entschieden, über Phasen ihrer Tätigkeiten zu berichten. Das möchte überraschen, muss aber nicht. Denn die Universität hat in den letzten circa 20 Jahren einen Anlauf genommen, sich zu erneuern und in die Spitzenklasse der Universitäten aufzuschließen.

**D**ie Neuaufstellung war zunächst den räumlichen Gegebenheiten geschuldet. Die Goethe-Universität mit drei Standorten entwickelte sich zu einer Institution, die auf vier Standorte anwuchs. Zwei völlig neue Campi im Westend und auf dem Riedberg waren ab den späten 1990er Jahren hinzugekommen. Sie ermöglichten, ja erzwangen Überlegungen und Entscheidungen, die zuvor nicht hatten angestellt und getroffen werden können. Das sollte ihre äußere Gestalt wie ihre institutionelle Verfasstheit verändern. In der Ägide der beiden Autoren spitzten sich diese Entwicklungen zu. Darüber und über Teilaspekte berichten die ehemaligen Präsidenten Werner Meißner und Rudolf Steinberg in diesen ihren Publikationen.

### »Hemmungslos subjektiv«: Die kleine Denkschrift zur Übernahme des IG-Farben-Geländes

Das zuletzt, vor einigen Wochen erschienene hübsche, handliche Büchlein Werner Meißners, »Goethe zieht um«, besticht schon rein äußerlich und nimmt bei der Lektüre rasch gefangen. Die »Denkschrift« beschreibt, wie es gelang, dass (wieder) Goethe »ins Westend kam«, wie also das ehemalige IG-Farben-Gelände an die Universität fiel. Das ist eine Geschichte glücklicher Zufälle, intensiver Überzeugungsarbeit, geschickter Politik und erstaunlichen Beharrungsvermögens. Der Ton seiner erzählenden Darstellung sei »hemmungslos subjektiv«, schreibt Meißner. Umso leichter ist sie zu lesen. Er berichtet, wie ihn der Auszug der Amerikaner aus den IG-Farben-Gebäuden elektrisiert habe, wie er darin eine für die Universität einmalige Chance erkannte. Seine Erfahrungen mit nordamerikanischen und nord-europäischen Universitäts-Campi ließen ihm das frei werdende Gelände als idealen Platz für die Geistes- und Sozialwissenschaften der Universität erscheinen, der er von 1994 bis 2000 vorstand.

Es galt, einflussreiche Personen in der Landesregierung, in der Stadt, aber auch Befürworter in der Universität zu gewinnen. Wie ihm das gelang, auf welchen verschlungenen Pfaden und mit welchen Mitteln, das erzählt Meißner spannend und anschaulich. Als ganz wesentliche Partner seines Feldzugs erwiesen sich der Staatssekretär der hessischen Wissenschafts-

ministerin Christine Hohmann-Dennhardt, Rolf Praml, der Frankfurter Stadtrat und Planungsdezernent Martin Wentz, der Referatsleiter im Wissenschaftsministerium Klaus Wagner, Finanzminister Karl Starzacher und schließlich die Landes- wie Stadtregierung. Sie folgten Meißners nüchternen und einleuchtenden Argumenten. Weitere Personen aus Universität und Stadt konnte er nach und nach ebenfalls überzeugen. Selbstgewiss – auch schon damals – schildert er dies. Dass ihm dabei seine SPD-Mitgliedschaft half, nimmt nichts von der folgenreichen und glänzenden Entscheidung.

### »Sauber belegte Erinnerungen«: Die Akteure auf dem Weg zur Stiftungsuniversität

Meißners Nachfolger Rudolf Steinberg – er kam aus der gleichen Professoren-Gruppierung – wählte ein anderes Verfahren, seine Amtszeit zu beleuchten. In dem von ihm herausgegebenen Buch ist nicht nur er mit seinen sauber belegten Erinnerungen vertreten, auch sein Nachfolger Werner Müller-Esterl, der damalige Ministerpräsident Roland Koch, die Oberbürgermeisterin Petra Roth kommen zu Wort, darüber hinaus neben Peter Rost, dem Standortbevollmächtigten der Universität, auch die Architekten Ferdinand Heide und Christoph Mäckler. Sein Buch solle über zwei »wichtige Ereignisse, [...] die die Goethe-Universität tiefgreifend umgestaltet haben«, informieren. Das eine sei der »weitgehende Neubau« und das andere die Umwidmung in eine Stiftungsuniversität. Beim Neubau hätten nicht nur Peter Rost, sondern auch die Architekten Heide und Mäckler, auf den die Vorstellung des »Ensemble-Gedankens« zurückgehe, wesentlichen Anteil gehabt. Dass der neue Wissenschaftsminister Udo Corts und Finanzminister Karlheinz Weimar neben dem Frankfurter Magistrat ungewein wichtige Partner gewesen seien und dass der Ministerpräsident, der sein Kabinett auf den Ausbau einstimme, es nicht an Unterstützung habe fehlen lassen, erwähne er mit Dank. In ihren Beiträgen zeigten diese Akteure selbst, wie gelungen und anerkannt der Neubau am Campus Westend und dem Campus Riedberg sei.

Steinberg, von 2000 bis 2008 Präsident der Universität, betrachtet die Verabschiedung eines »Hochschulentwicklungsplans« durch den Senat im Oktober 2001 als Grundlage der gesamten Erneuerung der Hochschule. Die Universität habe sich zu Exzellenz in Forschung und Lehre bekannt, ihre gesellschaftlichen Verpflichtungen ernst genommen und sich insgesamt neu aufgestellt. Damit habe sie dem äußeren Auf- und Ausbau die inhaltliche Bestimmung eröffnet, die eine Abkehr von »überkommenen Denkgewohnheiten« eingeleitet habe. Zugleich habe so der bedrängenden Not entgegengetreten werden können, bei immer weniger Finanz-

mitteln und 180 Stellenabzügen angemessene Leistungen in Forschung und Lehre zu erbringen. Die in Frankfurt wieder aktivierte Tradition von Stiftungen, die Professuren, Forschungsprojekten und Stipendien zugutekommt, brachte Steinberg im Gespräch mit Förderern eher zufällig auf den Gedanken, der ursprünglichen Verfasstheit als eine Stiftungsuniversität eine neue Chance zu geben. 2006 wurden dem Senat, als dem zuständigen universitären Gremium, erste Überlegungen vorgelegt.

Die zuvor und auch nachfolgend geführten Diskussionen beschreibt Steinberg konzis. Zugleich legt er dar, wie er die in ein Universitätsgesetz umzuformenden rechtlichen Details erarbeitet hat, wie strittige Punkte einer Übereinkunft nahegebracht werden konnten. Das geschah jeweils in enger Absprache mit der Landesregierung. Aber auch die Opposition im Landtag blieb eingeschaltet und informiert. In den Jahren 2006 und 2007 entstand dann ein weithin zustimmungsfähiges Konzept, was schließlich zur Umwidmung in eine Stiftungsuniversität öffentlichen Rechts führte. Am 1. Januar 2008 trat sie ins Leben.

Neben den interessanten, zustimmenden und analysierenden kurzen Beiträgen Heides und Mäcklers legt der »Universitätsbaurat« Peter Rost detailliert dar, wie die drei Standorte der Universität am Riedberg, im Westend und in Sachsenhausen ausgebaut wurden: Hindernisse wie Erfolgserlebnisse, Pläne wie Reaktionen der Beteiligten, juristische Hürden und Vorgaben, Vorschläge aus Wiesbaden werden in ihrer zeitlichen Abfolge geschildert. Die klare Konzeption, die kompetente Steuerung der Entwicklung legen ein gutes Zeugnis für Rosts Fähigkeiten ab.

So unterschiedlich die beiden Bücher sind: sie vermitteln Einsichten, die auf Grund rein archivalischer Überlieferung nicht hätten gewonnen werden können. Beide bereichern unsere Kenntnisse nicht unwesentlich, wie es zu dem Versuch eines Neuanfangs, einer Neuorientierung der Goethe-Universität hat kommen können. Dass die beiden Amtsinhaber darüber nicht zu Freunden geworden sind, schimmert immerhin durch. Aber das darf vernachlässigt werden. ●



Werner Meißner

### Goethe zieht um – Wie die Goethe-Universität ins Westend kam

Frankfurt a. M., 2014,  
Weissbooks,  
94 Seiten,  
ISBN 978-3-86337-076-3,  
14 Euro.



Rudolf Steinberg (Hrsg.)

### Die neue Universität Frankfurt am Main

Frankfurt a. M.,  
Societäts-Verlag, 2013,  
199 Seiten,  
ISBN 978-3-942921-53-4,  
29,80 Euro.

## Der Rezensent

**Prof. Dr. Notker Hammerstein**, 83, beschäftigt sich seit Jahrzehnten intensiv mit der Geschichte der Goethe-Universität – und natürlich auch mit den jüngeren Phasen der Präsidentschaft von Prof. Dr. Werner Meißner und seinem Nachfolger Prof. Dr. Rudolf Steinberg. (s. auch S. 12f)

[hammerstein@em.uni-frankfurt.de](mailto:hammerstein@em.uni-frankfurt.de)



## Lebensbilder, die die wechselvolle Geschichte des 20. Jahrhunderts spiegeln

Ein Blick in die zwölf Bände der Biografienreihe »Gründer, Gönner und Gelehrte«

von Renate Feyerbacher

Die Goethe-Universität hat ihren 100. Geburtstag zum Anlass genommen, sich herausragender Persönlichkeiten in ihrer Geschichte zu erinnern. In der im Frankfurter Societäts-Verlag erscheinenden Biografienreihe »Gründer, Gönner und Gelehrte« werden Persönlichkeiten der Gründerjahre der Universität vor und nach 1914 ebenso wie die Generation des Wiederaufbaus nach 1945, aber auch Vordenker und Akteure der bildungsbewegten 1960er und 1970er Jahre porträtiert. Die Reihe zeigt, wie eng die Geschichte der Universität mit der Frankfurts verwoben ist, und dokumentiert somit auch ein Stück Stadtgeschichte.

**B**isher liegen zwölf Bände vor. Sie geben einen umfassenden Eindruck von der intellektuellen und wissenschaftlichen Vielfalt, die die Universität in ihrer frühen Phase bis 1933 prägte, aber auch über das Engagement der Remigranten, die sich nach dem Zweiten Weltkrieg vehement für den Wiederaufbau einer liberalen Universität starkmachten. In ihren Lebensbildern spiegelt sich zugleich die wechselvolle deutsche Geschichte im 20. Jahrhundert. An das Leben und Leiden der im Nationalsozialismus verfolgten Wissenschaftler und Mäzene zu erinnern, ist auch als ein Stück Wiedergutmachung zu werten, denn die Goethe-Universität entließ 1933 ein Drittel ihres Lehrpersonals. Die Beschäftigung mit der eigenen Geschichte



wird damit zu einem wichtigen Akt der kritischen Selbstreflexion die unbedingt zu so einem Jubiläum gehört.

### Die Gründer und Mäzene

Mit Oberbürgermeister *Franz Adickes* (1845-1915), dem studierten Juristen, und *Wilhelm Merton* (1848-1916), dem ausgebildeten Kaufmann und Mäzen, stellen *Lothar Gall* und *Ralf Roth* zwei unterschiedliche und doch ähnliche Charaktere vor, ohne deren gemeinsames Wirken die Frankfurter Universität 1914 nicht hätte gegründet werden können. Und das ging nicht ohne kontroverse Dispute zwischen den beiden Persönlichkeiten ab: Denn Adickes setzte sich von Anfang an für eine »wirkliche Universität« ein, während Merton eher eine praktisch orientierte Ausbildung von Kaufleuten, von Sozialarbeitern und Volkswirtschaftlern favorisierte, wie sie die 1901 zunächst gegründete »Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften« anbot.

Lothar Gall, seit 1968 Professor für Neuere Geschichte an der Goethe-Universität und brillanter Kenner des deutschen Bürgertums im 19. und 20. Jahrhundert, berichtet in seiner Adickes-Biografie auch über die Projekte des liberalen Oberbürgermeisters und »Munizipalsozialisten«, der Frankfurt in den 21 Jahren seiner Amtszeit zur Großstadt entwickelte und dabei sowohl die Infrastruktur als auch die Verbesserung der sozialen Situation und der Bildung der Bürger im Auge hatte. So entsteht eine aufschlussreiche Chronik der Kommunalpolitik bis in die Wirren des Ersten Weltkrieges. Der Autor zeichnet einen ehrgeizigen, von Macht getriebenen, aber immer zur Verständigung bereiten Politiker, der Pragmatiker und Taktiker zugleich war. Einige Zeilen über Adickes als Privatperson hätten das Bild noch abrunden können.

Während Gall Adickes mit seinen engen Bezügen zu Merton in den Fokus nimmt, stehen in Roths Biografie von Merton dessen philanthropisches Engagement, aber auch die Industrialisierung im Mittelpunkt. Als William Moses in Frankfurt geboren, konvertierte Merton 1899 zum protestantischen Glauben. Zunächst keineswegs an der Bank- und Metallhandlung seines Vaters interessiert, gelang es ihm, daraus einen Weltkonzern zu schmieden: die Metallgesellschaft. Der Historiker Ralf Roth, der Neuere Geschichte an der Goethe-Universität lehrt und Research Fellow des Royal Holloway College an der University of London ist, legt Wert darauf, die englische Herkunft Mertons aufzuschlüsseln, die sein späteres globalisiertes Handeln verständlich macht.

Er lässt zudem kritische Zeitzeugen zu Wort kommen, die den genialen Global Player wegen seiner neuen Form des Kapitalismus und der

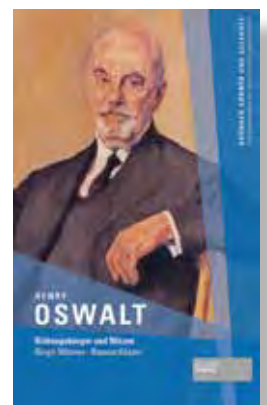
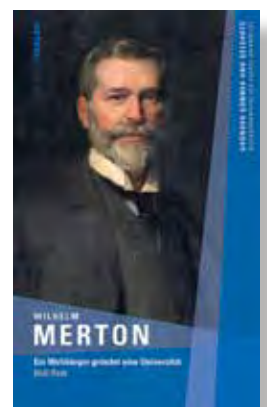
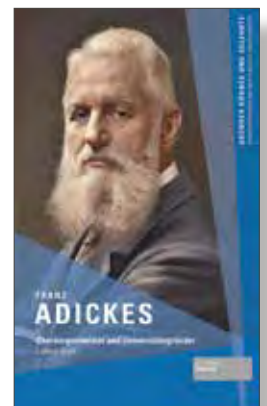
Monopolstellung angreifen. Roth stellt aber andererseits dar, wie Merton sich energisch gegen Kriegsgewinne und Schwarzmarktkäufe wandte, auch als der Krieg seinen Konzern beschnitt. Sein soziales Engagement innerhalb seines Konzerns und das von ihm gegründete Institut für Gemeinwohl werden ebenso beleuchtet wie sein Wirken für die Gründung der Universität. Vom privaten Merton, der mit der wohlhabenden Bankierstochter Emma Ladenburg fünf Kinder hatte, kann der Autor nur wenig berichten.

Zum »Dreigestirn«, das zunächst die Gründung der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften voranbrachte, gehörte auch der Geheime Justizrat *Dr. Henry Oswalt* (1849-1934). Merton lud seinen engen Vertrauten gemeinsam mit Adickes 1897 in sein Haus ein, und bei diesem Gespräch wurden die Pläne für die 1901 eingeweihte Akademie beschlossen, finanziert mit Stiftungsgeldern von Merton. Die Gründung der Universität sollte noch über ein Jahrzehnt dauern.

Die Autorin der Oswalt-Biografie, die Historikerin *Birgit Wörner*, ist eine Kennerin der Frankfurter Stadtgeschichte, sie hat über »Werte und Lebenspraxis des Frankfurter Wirtschaftsbürgertums 1870 bis 1930« an der Goethe-Universität promoviert. Sie konzentriert sich in der Biografie des Bildungsbürgers und Mäzens Oswalt zunächst auf dessen Herkunft aus dem jüdischen Ghetto in Frankfurt und beschreibt den schwierigen Aufstieg in die Elite des Frankfurter Bürgertums. Immerhin durfte sich die Familie von »Ochs« in »Oswalt« umbenennen. Sie widmet sich der Zeit bis 1866, als die »israelitischen Bürger« unter dem Druck standen, sich zu assimilieren. Als Oswalt und Marie Louise Clara von Hergenhausen heirateten, war dies auch ein sozialer Aufstieg, denn seine Frau kam aus einer anerkannten christlichen Familie, ihr Vater war Polizeipräsident.

Die Autorin schildert auch das vergebliche Bemühen des liberalen Kommunalpolitikers Oswalt, ein Reichstagsmandat zu ergattern. Sie gewährt Einblicke ins Private: in das bürgerliche Familienleben in der Leerbachstraße 23 und in gemeinsame Ferien prominenter Frankfurter Familien im schweizerischen Ort Sils-Maria. Sie stellt zudem vor, wie Marie Oswalt sich sozial engagierte – insbesondere im »Verein für Volkskindergärten«, tatkräftig unterstützt von ihrem Mann. Daher ist es nur folgerichtig, das Wirken der Nachfahren für das Gemeinwohl und für die Frankfurter Universität bis in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg aufzuzeigen.

Die Arbeit Henry Oswalts als Wissenschaftstheoretiker würdigt *Roman Köster*, wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Professur für Wirtschafts-, Sozial- und Technikgeschichte an



der Universität der Bundeswehr München. Die finanzpolitischen Ausführungen sind sehr fachbezogen, bilden aber eine interessante Ergänzung.

Über die Frankfurter Ehrenbürger und Mäzene *Leo Gans* (1843-1935) und *Arthur von Weinberg* (1860-1943), der Neffe von Leo Gans, schreibt die in Potsdam lebende Historikerin *Monika Groening*. Sie hat sich in ihren Arbeiten mit der Geschichte des Bürgertums im 19. Jahrhundert und der jüdischen Geschichte beschäftigt und gemeinsam mit Angela Gans ein Buch über die Familie Gans von 1350 bis 1963 veröffentlicht. Auf die frühe Geschichte der Familie nimmt sie zu Beginn der Biografie ausführlich Bezug. Die beiden Unternehmer und Mäzene sind im öffentlichen Bewusstsein bisher nicht so präsent gewesen. Monika Groening gelingt eine differenzierte Darstellung der beiden Charaktere und ihres schwierigen Wegs zur jüdischen Emanzipation. Gans und Weinberg waren fasziniert von den neuen naturwissenschaftlichen Methoden, entwickelten bahnbrechende Verfahren zur Herstellung synthetischer Farben und führten die Firma Cassella zum wirtschaftlichen Erfolg. Diese Doppelbiografie macht deutlich, dass ohne diese beiden Planer und Strategen, die in den wichtigen Gremien des Physikalischen Vereins und der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft mitmischten und große Summen spendeten, Adickes Vorhaben der Universitätsgründung vermutlich gescheitert wäre.

Die Autorin beschreibt eindrücklich, wie eng insbesondere Arthur von Weinberg und sein Bruder Carlo, die ebenso wie Leo Gans schon früh zum Christentum konvertiert waren, zum Frankfurter Großbürgertum und zum Kreis der deutschen Wirtschaftsführer gehörten und wie weit sie sich von den jüdischen Wurzeln entfernt hatten. Außerdem deckt Monika Groening auf, dass Arthur von Weinberg 1930 zu den Begründern der rechtsgerichteten Deutschen Staatspartei gehörte und dass es in der Familie eine gewisse Nähe zu der faschistischen Bewegung Mussolinis gab. Die Zuversicht, mit dem die neudeligen und patriotischen Weinbergs nach 1933 auf eine spätere Einsicht der Nazis setzten, sollte sich nicht erfüllen: Ende der 1930er Jahren verloren sie alle Ämter, Arthur von Weinberg wurde im Juni 1942 ins KZ Theresienstadt deportiert, wo er starb; sein Bruder Carlo floh zur Schwester nach Italien.

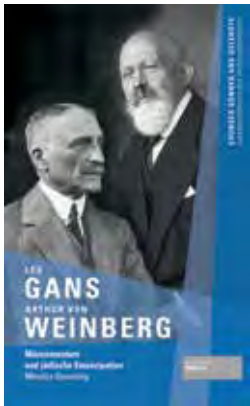
### Die einflussreichen Gelehrten

Am 30. März 2014 wäre *Franz Oppenheimer* (1864-1943) 150 Jahre alt geworden. Anlass genug, um auch in einer Biografie an diesen außergewöhnlichen Gelehrten zu erinnern, der mit seinen zukunftsweisenden Ideen nicht

nur das liberale Klima an der Universität in den 1920er Jahren entscheidend prägte. Der streitbare Wissenschaftler war der erste Professor für Soziologie an einer deutschen Universität; sein von dem Frankfurter Mäzen Karl Kotzenberg gestifteter Lehrstuhl war der Soziologie und der theoretischen Nationalökonomie gewidmet. Der Wirtschaftswissenschaftler *Volker Caspari*, Professor an der Technischen Universität Darmstadt, arbeitet in seinem Part der Biografie heraus, warum Oppenheimer als einer der bedeutendsten Vordenker der Sozialen Marktwirtschaft gilt. Seine Vorstellungen eines »liberalen Sozialismus«, seines »dritten Wegs« zwischen Kommunismus und Kapitalismus, entwickelte sein berühmtester Schüler Ludwig Erhard als Wirtschaftsminister in der jungen Bundesrepublik weiter, auch das wird in dem Band anschaulich dokumentiert.

Während Caspari einen detaillierten Überblick zu Oppenheimers volkswirtschaftlichen Vorstellungen gibt und sich intensiv mit Oppenheimers großem Thema des durch die Bodensperre eingeschränkten Landerwerbs beschäftigt, setzt sich *Klaus Lichtblau*, Soziologie-Professor an der Goethe-Universität, mit Oppenheimers opulentem Gesamtwerk zum System der Soziologie auseinander, das überwiegend in seinen zehn Frankfurter Jahren entstanden ist. Doch beide Autoren zeichnen nicht nur ein Bild des Wissenschaftlers Oppenheimer. Sie beschreiben auch, wie der junge Berliner Arzt aus jüdischem Elternhaus zum kritischen Betrachter der sozialen Verhältnisse wurde, wie er seine Vorstellungen der Siedlungsgenossenschaften entwickelte und diese versucht, innerhalb der zionistischen Bewegung umzusetzen. Auch Oppenheimer, damals schon nicht mehr an der Universität Frankfurt, musste über viele Umwege vor der Verfolgung der Nazis in die USA fliehen, wo er 1943 verarmt starb.

Der Gegenteilstypus zu dem solide und emsig wissenschaftlich arbeitenden Oppenheimer ist der Ethnologe, Afrikaforscher und Abenteurer *Leo Frobenius* (1873-1938): »[...] eine schillernde, ambivalente und doch faszinierende Persönlichkeit: Schulabbrecher und Autodidakt, Abenteurer und Afrika-Entdecker, Schwärmer und Schwindler, Ethnologe und Kulturphilosoph, Irrationalist und Antimodernist, Monarchist und Militarist, Verklärer und Neu-Romantiker. Der Quereinsteiger in die akademische Welt war – wie viele seiner Zeit – getrieben von der Vorstellung, sich mit aller Kraft gegen Modernisierung und Rationalisierung stemmen zu müssen.« Was auf dem Klappentext der Biografie kurz angerissen wird, führt der Ethnologe *Bernhard Streck* detailliert und mit vielen Belegen aus seinen Schriften aus. Streck, der bei



Eike Haberland, einem »wissenschaftlichen Enkel« von Leo Frobenius, promovierte, auf den afrikanischen Spuren seines Protagonisten unterwegs war und bis zu seiner Pensionierung das ethnologische Institut an der Universität Leipzig leitete, beschäftigt sich intensiv mit Frobenius' Afrika-Bild aus Mythen, Masken und Malereien; Frobenius konnte sich gerade deswegen an der exotischen Kunst und Kultur Afrikas berauschen, weil sie weder Zweckdenken noch Wirtschaftlichkeit zu folgen schien. Frobenius galt während der Unabhängigkeitsbestrebungen der afrikanischen Staaten als Ideenspender für ein neues Afrikabild, das auf kultureller Eigenleistung und Eigenwertigkeit gründete.

Mit seiner »Kulturmorphologie« als Methode der Welterklärung befand sich Frobenius in bester Gesellschaft – sowohl am »Hof« des exilierten deutschen Kaisers Wilhelm II. im niederländischen Doorn als auch bei den Frankfurter Gegenmodernisten um den Altphilologen Walter F. Otto und den Gräzisten Karl Reinhardt. Sie machten sich erfolgreich gegen Widerstände aus den Reihen der Naturwissenschaftler für einen honorierten Lehrauftrag für Frobenius und später für eine Professur stark. Frobenius' Wechsel nach Frankfurt war nicht ganz freiwillig: Als in München der Bankrott seines Afrika-Archivs drohte und seine Unterstützer sich zurückzogen, passte er offensichtlich den rechten Moment ab. In Frankfurt wollten die Stadt und einflussreiche Mäzene Frobenius' umfangreiche Sammlung und Bibliothek für das Völkermuseum erwerben, später wurde Frobenius auch noch Direktor dieses Museums, und seine neuen Frankfurter Freunde richteten ihm ein eigenes Institut für Kulturmorphologie ein. Die Lektüre weckt Interesse, noch mehr Details über Frobenius' strapaziöse Forschungsreisen und seine Selbstinszenierungen zu erfahren.

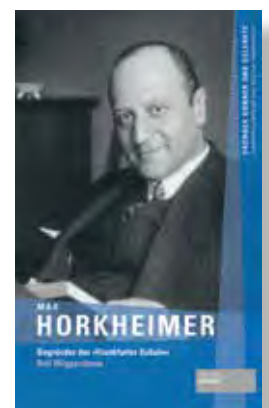
Als der »Außenseiter« *Ernst Kantorowicz* (1895-1963), ein Jünger aus dem Kreis um den Dichter Stefan George, seine Professur für Mittelalterliche Geschichte an der Universität antrat, war er bereits durch seine Biografie Kaiser Friedrich II., des Enkels Barbarossas, berühmt. Das Werk, das ganz nach den Vorstellungen Georges geschrieben wurde, löste aufgrund seiner Konzeption einen Historikerstreit aus: Das vom Stauferkaiser gezeichnete Bild sei eher nach einem auf die Gegenwart abzielenden Wunschdenken »geschaut« denn gemäß dem objektiven Wahrheitsanspruch der Wissenschaft analysiert worden. Allerdings konnte Kantorowicz diese Vorwürfe weitgehend entkräften.

*Janus Gudian*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Historischen Seminar der Goethe-Universität, porträtiert Kantorowicz, der als Wis-

senschaftler und als Privatperson polarisierte, als eine durch Umbrüche gereifte Persönlichkeit. Er hatte sich »von einer anti-modernen, deutsch-nationalen und dem autoritären Denken verhafteten Gesinnung« einem »demokratischen Denken angenähert«. Gudian folgt dem Weg vom Saulus zum Paulus und zollt Kantorowicz Anerkennung für sein aufrechtes Verhalten. Kantorowicz, dessen jüdische Familie aus Posen kam und dessen Buch über Kaiser Friedrich dennoch in manchem nationalsozialistischen Bücherschrank stand, protestierte nämlich gegen die Entlassung jüdischer Professoren in Frankfurt. Und später im US-amerikanischen Berkeley, wohin er geflohen war, verweigerte er den antikommunistischen Loyalitätseid und verlor erneut seine Professorenstelle; aber nur, um gerade aufgrund dieser Einstellung an das Eliteinstitut für Advanced Study in Princeton berufen zu werden. Die Zitate aus privaten Briefen und aus Erzählungen von Freunden runden das Bild des sympathischen Wissenschaftlers ab.

Die Zwanziger Jahre müssen eine aufregende Zeit in Frankfurt und an der jungen Universität gewesen sein – voller konträrer Anschauung, aber doch in einem gewissen Dialog miteinander, dies vermittelt sich bei der Lektüre der Biografien aus dieser Epoche zwischen den Kriegen. Während Frobenius ebenso wie Kantorowicz zu den Wertkonservativen gehörte, bewegten sich Horkheimer, Adorno und ihre Mitstreiter am anderen Ende des Spektrums. Mit der Frankfurter Universität sind bis heute überall in der Welt die Namen Max Horkheimer und Theodor W. Adorno verbunden.

Eine Kapazität, die schon als Student an der Universität Frankfurt auffiel, war *Max Horkheimer* (1895-1973), der weder das väterliche Unternehmen noch eine Universitätskarriere im Sinn hatte – genauso wenig wie sein Freund Friedrich Pollock (1894 - 1970). Der »Dreierbund«, Horkheimer, Ehefrau Rosa Christine Riekher (Maidon) und Pollock, bestand ein Leben lang: in Frankfurt, im amerikanischen Exil in New York und in Los Angeles, wieder in Frankfurt und später im Tessiner Montagnola. Pollock war 1923 an der Gründung des weltberühmten Instituts für Sozialforschung beteiligt, das der deutsch-argentinische Getreidehändler Hermann Weil und sein Sohn Felix gestiftet hatten. Horkheimer wurde schon 1930 sein Leiter und übernahm auch den Lehrstuhl für Sozialphilosophie an der Universität. Es war die Geburtsstunde der erst nach dem Krieg so benannten Frankfurter Schule, einer Gruppe von Wissenschaftlern, die sich ideologiekritisch mit gesellschaftlichen Verhältnissen auseinandersetzte.



Der Autor dieser Biografie, *Rolf Wiggershaus*, intimer Kenner der kritischen Theorie und der Frankfurter Schule, setzt sich intensiv und komplex mit Horkheimers philosophischen Thesen auseinander – keine Lektüre für eilige Leser. Gleichzeitig vermittelt die Lektüre, wie geschickt sich Horkheimer auch in schweren Zeiten des Exils als Wissenschaftsmanager für den Erhalt des Instituts einsetzte. Dass der »transatlantische Spagat« glückte und das Institut nach dem verlorenen Krieg nach Frankfurt zurückkehrte, ist Horkheimers Verdienst, der sich auch als Uni-Rektor vehement für einen demokratischen Neubeginn der Universität einsetzte.

So unterschiedlich die Charaktere der beiden Protagonisten sind, so stilistisch und inhaltlich verschieden sind auch die Biografien, die Wiggershaus und Koch verfasst haben. Diese Individualität der Biografen und Porträtierten macht auch den Charme der Reihe aus. Während Wiggershaus sachlich nüchtern mit hoher Präzision Horkheimers Wesen und Werk darstellt, erlaubt es sich der Musikkritiker *Gerhard R. Koch* – mit dem Hinweis auf die bereits erschienene Adorno-Biografie – sich den »Brüchen und Widersprüchen, mäandernden Entwicklungen von Person, Oeuvre und Wirkungsgeschichte« im feuilletonistischen Duktus, eigentlich »mäandernd«, zu nähern. Er bezeichnet Horkheimer und Adorno als »dioskurenhafte Doppelexistenz«, in Anlehnung an die Halb- und Zwillingbrüder Kastor und Polydeukes aus der griechischen Mythologie. Im großen Gemeinschaftswerk der beiden, der »Dialektik der Aufklärung«, fanden sich – darauf legten sie stets Wert – beider Gedankengänge und Formulierungen, auch wenn wichtige Teile, vor allem zur »Kulturtheorie«, von Adorno stammten, wie Koch erläutert. Ohne Horkheimers Weitsicht und sein organisatorisches Talent hätte Adorno seine Strahlkraft nicht entwickeln können.

Koch widmet sich vor allem dem Künstler-Philosophen Adorno, der in einer musikalischen Familienatmosphäre aufwuchs und bei Komponist Alban Berg in Wien studierte. Er würdigt das phänomenale sozial-philosophische Werk, berührt Adornos Leiden an Ausschwitz und sein tragisches Scheitern in der 68er-Studentenbewegung.

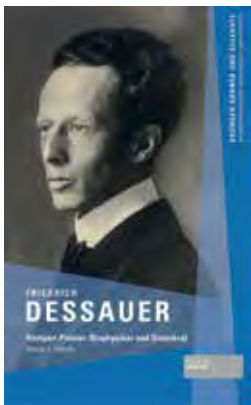
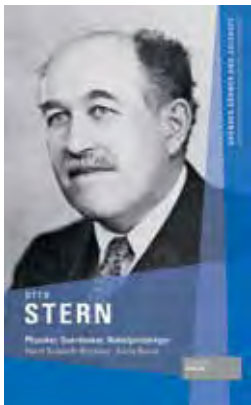
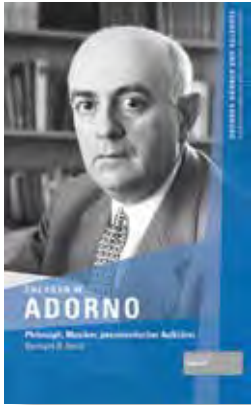
Einer, der nicht mehr zurückkehrte, obwohl auch er sich der deutschen Kultur sehr verbunden fühlte, war der Quantenphysiker *Otto Stern* (1888-1969), der 1933 in die USA emigrierte und in Pittsburgh forschte. Der Physiker *Horst Schmidt-Böcking*, 22 Jahre Professor für Atomphysik an der Goethe-Universität, beschreibt Sterns Versuchsreihen, die halfen, den inneren Bauplan des Atoms zu entschlüsseln. Er war der Erste, der einzelne Atome in einem Molekular-

strahl isolieren und daran Quanteneigenschaften messen konnte. Mit seinem Kollegen Walter Gerlach konnte er in seiner kurzen Zeit als Professor in Frankfurt (1919-1921) mit dem Stern-Gerlach-Experiment die Richtungsquantisierung der magnetischen Momente nachweisen. Den Nobelpreis des Jahres 1943 erhielt er für die Entwicklung der Molekularstrahlmethode und für die Entdeckung des magnetischen Moments des Protons. Kernspintomografie, Laser (Maser), Atomuhr und anderes sind ohne Otto Sterns Forschung nicht denkbar.

Stern ging, da der damalige Dekan Richard Wachsmuth ihm wegen des »zersetzenden jüdischen Intellekts« die etatgesicherte Professur versagte, nach Rostock, dann nach Hamburg, wo er zehn Jahre forschte und lehrte. Mit dem Weggang Otto Sterns und seines Institutsleiters Max Born endeten die physikalischen Sternstunden an der Universität Frankfurt. Der Physiker Schmidt-Böcking schrieb die Biografie mit Unterstützung der Hamburger Mathematik-Historikerin Karin Reich.

Ein anderer herausragender Naturwissenschaftler war *Friedrich Dessauer* (1881-1963), der den noch jungen physikalisch-medizinischen Bereich aufbaute. Er war der erste Physiker, der sich für die Wirkung der Strahlen auf biologisches Gewebe interessierte. Bereits als Schüler konstruierte er einen Röntgenapparat. Ohne Rücksicht auf seine Gesundheit – zahlreiche Operationen wegen Hautkrebs waren die Folge – entwickelte er Röntgenapparate für verschiedenste diagnostische Aufgaben und für die Strahlentherapie. Sein Studium der Physik und Elektrotechnik, das er aus familiären Gründen unterbrechen musste, beendete er mit 34 Jahren an der neu gegründeten Frankfurter Universität. Hier schuf er wenig später mit finanzieller Unterstützung von Henry Oswald das Institut für Physikalische Grundlagen der Medizin, aus dem das heutige Max-Planck-Institut für Biophysik hervorging.

*Anne I. Hardy*, Wissenschaftsjournalistin und Physikerin, promovierte in Wissenschaftsgeschichte, fokussiert die Biografie auf Dessauers ungewöhnlich mutiges Forscherleben und auf den Zentrums-Politiker, der in der Nazizeit verhaftet und wegen angeblichen Landesverrats vor Gericht gestellt, aber freigesprochen wurde. Nachdem ein SA-Mob das Haus in Sachsenhausen überfallen hatte und er seine Professur aufgrund des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums verloren hatte, fand er mit der Familie Zuflucht in Istanbul, wo er das Institut für Radiologie und Biophysik aufbaute. Anne I. Hardy, deren flüssiger und anschaulicher Schreibstil den Leser mitreißt, berichtet auch von der religiösen Einsamkeit des gläubigen Katholiken in Istanbul, dessen Vorfahren



jüdisch waren. 1953 kehrte der 72-Jährige an die Universität Frankfurt zurück und lehrte noch sieben Jahre. Begehrt waren seine allen zugänglichen Vorlesungen über Philosophie der Technik und über naturwissenschaftliches Erkennen.

Wahrscheinlich sind sich Dessauer und *Fritz Neumark* (1900-1991) in Istanbul begegnet, wo der Nationalökonom Zuflucht fand. Er wurde zum wichtigsten finanzpolitischen Berater Kemal Atatürks, dem Gründer der modernen Türkei. In diesem Zusammenhang schildert der Biograf, der in Istanbul geborene Nationalökonom *Heinz Grossekkettler*, dessen Eltern mit Neumarks befreundet waren, eine amüsante Episode: Frau Neumark hatte einen größeren Einkauf in einem Textilgeschäft getätigt. Als der Geschäftsinhaber ihre Anschrift notierte, fragte er, ob ihr Mann der Neumark sei, der für die Änderung der Einkommensteuer mitverantwortlich sei, die ihn nun stärker zur Kasse bitte. Als sie dies bejahte, verweigerte er die Lieferung.

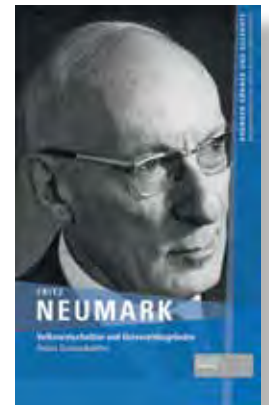
Als der »Rück-Ruf« von der Universität Frankfurt kam, kehrte er zunächst zögerlich und in Etappen mit seiner Familie zurück. Grossekkettler zeichnet das Porträt eines richtungsweisenden Finanzwissenschaftlers und eines einflussreichen Politikberaters sowie eines begnadeten akademischen Lehrers und engagierten Rektors. Grossekkettler erläutert die von Neumark entwickelten Grundsätze einer modernen Finanzpolitik, die auch die Wirtschaftsordnung der jungen Bundesrepublik maßgeblich mitgeprägt hat. Als Mitglied in den wissenschaftlichen Beiräten des Finanz- und Wirtschaftsministeriums hatte er einen erheblichen Einfluss. Ebenso wie Horkheimer, mit dem ihn wenig verband, engagierte sich

der Remigrant Neumark als Rektor – und dies gleich zweimal.

### Das ist wichtig, in Erinnerung zu rufen!

Die Biografienreihe überzeugt durch eine intensive und subtile Auseinandersetzung mit der Geschichte der Universität und ermöglicht damit die Selbstreflexion, die für die Zukunft der Hochschule unerlässlich ist. Denn das rigore Vorgehen der Universität gleich zu Beginn des Nationalsozialismus, in der ein Drittel ihrer meist jüdischen Wissenschaftler entlassen wurden, hat tiefe menschliche und wissenschaftliche Wunden geschlagen. Zehn von den zwölf Büchern, die bisher erschienen, sind Persönlichkeiten gewidmet, die aus jüdischen Familien kamen. Sie waren sowohl finanziell als auch wissenschaftlich die tragenden Kräfte dieser Universität – und das ist wichtig, in Erinnerung zu rufen!

Die Gründer, Gönner und Gelehrten, die die Universität ab 1914 bis in die Nachkriegszeit prägten, erfahren Würdigung, aber auch respektvolle Kritik. Die Intention, mit diesen Biografien eine breite Öffentlichkeit zu interessieren, ist, bis auf wenige sehr fachbezogene Kapitel in dem einen oder anderen Buch, erfüllt. Diese gelungene, hochinteressante und auch spannend zu lesende Reihe, in der bisher leider keine Frau porträtiert wurde, lässt die Universitäts- und Stadtgeschichte eindrucksvoll lebendig werden. ●



Die Bände der Biografien-Reihe »**Gründer, Gönner und Gelehrte**« sind im Frankfurter Societäts-Verlag erschienen. Der Einzelband kostet 14,80 Euro.

Rechtzeitig zum Jubiläum der Goethe-Universität ist nun auch ein Schubser mit den zwölf bisher erschienenen Bänden herausgekommen.

Die Bände und auch der Schubser sind in jeder Buchhandlung oder direkt beim Societäts-Verlag (vertrieb-sv@fs-medien.de) zu bestellen.

Weitere Bände sind noch in diesem Jahr geplant.

### Die Rezensentin

**Renate Feyerbacher**, 73, war von 1970 bis 2008 freie Journalistin und arbeitete insbesondere für den Hessischen Rundfunk, aber auch für die Deutsche Welle und die Frankfurter Rundschau. Sie studierte mit Magisterabschluss Theaterwissenschaft, Kunstgeschichte, Germanistik, Zeitungswissenschaft an den Universitäten zu Köln und Wien.

[feyerbacher@aol.com](mailto:feyerbacher@aol.com)



## Zwischen Kritik und Tradition – Jürgen Habermas als Erbe Heines

Biografie von Stefan Müller-Doohm zum 85. Geburtstag des Sozialphilosophen

von Matthias Bormuth

Pünktlich zum 85. Geburtstag von Jürgen Habermas hat Stefan Müller-Doohm zum 18. Juni eine Biografie des Frankfurter Philosophen vorgelegt. Die schlichte Ordnung von Leben, Werk und Wirkung, die den kleinen Vorläufer bei Suhrkamp auszeichnete, lässt die große Studie hinter sich. Müller-Doohms jahrelange Recherchen und Auswertungen von Artikeln, Interviews und Briefen haben sich gelohnt: Auf rund 750 Seiten, inklusive Anhang, entfaltet der Biograf ein fast lückenloses wie genaues Panorama vom Leben und Denken des streitbaren Intellektuellen, dem es gelang, von Frankfurt aus ein weltweites Publikum um sich zu bilden.

Schon 1953, noch bevor Habermas Studium und Promotion abschloss und vorläufig freier Journalisten wurde, begann mit seinem Angriff auf den politisch unbelehrbaren Martin Heidegger seine Karriere als Intellek-

tueller. Er ist bis heute dem polemischen Selbstverständnis der »Wächterschaft der öffentlichen Kritik« treu geblieben. In seinem ersten Klassiker, dem *Strukturwandel der Öffentlichkeit*, umriss Habermas 1962 sein provokatives Rollenverständnis als Intellektueller im Horizont von Kants Idee des »öffentlichen Gebrauchs der Vernunft«. Die Goethe-Universität, vor hundert Jahren gegründet im deutsch-jüdischen Geist der Emanzipation, wurde für ihn der privilegierte Ort, um nach den Jahren des Nationalsozialismus dieses weltbürgerliche Denken im gesellschaftlichen Raum zu befördern, nicht selten angestachelt vom Widerstand konservativerer Intellektueller.

Das Institut für Sozialforschung, dessen Leitfiguren den Mut hatten, nach 1945 nach Frankfurt aus dem amerikanischen Exil zurückzukehren, war selbst nicht immer ein Hort rein

kritischen Geistes, wie Habermas' anfangs schwierige Geschichte mit Max Horkheimer zeigt. Dessen öffentlich vorsichtige Haltung vertrat sich nicht mit der polemischen Lust an der öffentlichen Kritik, die Habermas, damals Adornos Assistent, übte. Als das Habilitationsvorhaben plötzlich hinter soziologischen Grundlagenforschungen in die Ferne rücken sollte, wechselte Habermas, gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft, zum Marburger Marxisten Wolfgang Abendroth. In Hans-Georg Gadamer fand er anschließend einen weiteren Förderer, der gerade schätzte, dass Habermas sachlich und politisch oft andere Auffassungen vertrat. Als Extraordinarius profitierte Habermas bei aller späteren Reserve von dem hermeneutischen Geist Heidelbergs; er schlug von dieser intellektuellen Insel im Strom der Gesellschaft sowohl eine Brücke zur anthropologisch-geistesgeschichtlichen Herkunft in Bonn als auch ans zukünftige Ufer der intersubjektiven Verständigung. 1964 berief ihn dann die Goethe-Universität auf den Lehrstuhl des emeritierten Widersachers, mit dem er inzwischen ein gutes Verhältnis pflegte. Nach einem gut zehnjährigen Intermezzo am Starnberger See, das im Max-Planck-Institut der Erforschung der Lebensbedingungen der wissenschaftlich-technischen Welt galt und Habermas die Zeit schenkte, seine große *Theorie des kommunikativen Handelns* zu vollenden, kehrte er 1981 endgültig nach Frankfurt zurück, wo er 1994 emeritiert wurde, nun freier, die vielfachen Gastprofessuren im amerikanischen Raum wahrzunehmen, zu denen er seit dem New Yorker Aufenthalt an der New School for Social Research 1967 eingeladen worden war.

### Im Dreiklang von »Öffentlichkeit, Diskurs und Vernunft«

Mit der intellektuellen Vita von Jürgen Habermas bietet der Soziologe Müller-Doohm zugleich eine Mentalitätsgeschichte der Bundesrepublik aus linksliberaler Perspektive. Deren politischen wie wissenschaftlichen Debatten – so über Positivismus- und Historikerstreit, Pragmatismus, Psychoanalyse, Sprachphilosophie und Systemtheorie – prägte Habermas entscheidend mithilfe der assimilierenden wie transformierenden Kraft seines Denkens. Nach der Jahrtausendwende überraschte Habermas sowohl mit dem Bekenntnis, ein »Biokonservativer« zu sein, als auch mit der entschiedenen Ernstnahme der Religionen und ihrer »semantisch unausgeschöpften Potenziale« in der »postsäkularen« Welt. Seine nach 1989 entfaltete Apologie einer »Staatsbürgernation »Europa« vertritt er bis heute mit Verve. Habermas ist von der Überzeugung geleitet, dass die prekären Folgen der technischen wie ökonomischen Globalisierung auf

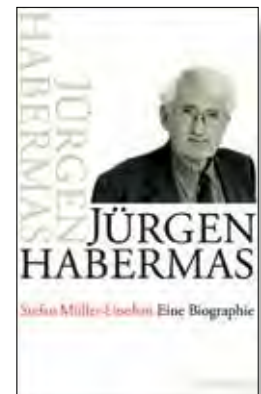
nationalen Grundlagen nicht alleine zu lösen sind und darin ganz dem Kosmopolitismus Kants verpflichtet.

Mit beeindruckender Kenntnis der Mikrostruktur bald jeder dieser Debatten berichtet Müller-Doohm – überlegt und fair – von ihren polemischen Verläufen und weltweiten Resonanzen, die nicht selten in hohen Ehrungen für Jürgen Habermas mündeten. Geordnet ist die dichte Erzählung seines philosophisch-politischen Lebens – sowohl chronologisch als auch pragmatisch – in vier Teile, die mit folgenden Stichwortpaaren überschrieben sind: »Katastrophe und Emanzipation«, »Politik und Kritik«, »Wissenschaft und Engagement« sowie »Weltbürgergesellschaft und Gerechtigkeit«. Habermas' philosophisches Leitmotiv, der Dreiklang von »Öffentlichkeit, Diskurs und Vernunft«, durchzieht sie alle, variierend in Intensität und Kontext.

### Ein dezenter Blick in das private Leben

Was das private Leben angeht, enthält sich Müller-Doohm aller tieferen Sondierungen in Ehe, Familie und Freundschaft. Allein Kindheit und Jugend erfahren eine etwas genauere Erkundung als zuvor, die gedanklichen Vorgaben vertiefend, die Habermas selbst 2005 in Kyoto mit der Freilegung des »lebensgeschichtlichen Wurzeln« seines Philosophierens machte. Die Operationen der Gaumenspalte und ihre stigmatisierende Wirkung im Nationalsozialismus werden als traumatisierende Erfahrungen geschildert, die lebensgeschichtlich vor dem Bewusstseinschock standen, den die Kenntnis über die Vernichtung der deutschen Juden nach 1945 und die ausbleibende Besinnung in dem jugendlichen Habermas auslösten. Der Vater, in der freien Wirtschaft tätig und seit 1933 Parteimitglied, wurde von den Alliierten als »Mitläufer« eingestuft. Habermas sprach später selbst von einem Fall »bürgerlicher Anpassung«, gegen die er sich allgemein vehement wandte, während er 1954 – auch im Blick auf die eigene Familie – eine »sublime Sensibilität gegenüber den inhumanen Konsequenzen kollektiver Prozesse« angemahnt hatte.

Unwillkürlich drängen sich Parallelen zur Lebensgeschichte Ingeborg Bachmanns auf, die in ihrem Werk ebenfalls die notwendige Beschäftigung mit der deutschen Vergangenheit einforderte und bis zuletzt in *Malina* ihren Vater-Konflikt zwischen Loyalität und Kritik dichterisch austrug. In Habermas' *Erkenntnis und Interesse*, das 1968 psychoanalytisches und hermeneutisches Denken als Vehikel einer gelingenden Kommunikation methodisch verknüpft, findet sich die Sehnsuchtsfigur des verstehenden Arztes, den Habermas in Alexander Mitscherlich in der Heidelberger Zeit für sich als Freund ent-



Stefan Müller-Doohm

### Jürgen Habermas – Eine Biographie

Berlin 2014,  
Suhrkamp Verlag,  
750 Seiten,  
ISBN 978-3-518-42433-9,  
29,95 Euro.

deckte und der für die Möglichkeit steht, biographische Traumata heilsam zu deuten.

Der Biograf enthält sich klug und bescheiden der Versuchung, das Leben des politischen Schriftstellers und kritischen Intellektuellen insgesamt auf einen Begriff bringen zu wollen. Damit bleibt Müller-Doohm bis zum Epilog, der einen skeptischen und milden Jürgen Habermas vor Schülern zu Wort kommen lässt, seiner Leidenschaft treu, der umfassenden Suche nach Spuren, die dieses am Schreibtisch und Rednerpult geführte Leben im öffentlichen Raum hinterlassen hat.

### **Deutsch-jüdische Tradition und das Heine-Porträt als »versteckte Selbstbeschreibung«**

Zwei charakteristischen Fährten möchte ich abschließend nachgehen. Die erste Spur führt zum deutsch-jüdischen Bürgertum, über das Habermas dankbar schreibt: »Von (den jüdischen Emigranten) haben ein, zwei »vaterlose« Generationen gelernt, wie man von einem korumpierten geistigen Erbe die Traditionen unterscheidet, die es wert sind, fortgeführt zu werden.« Gershom Scholem, der früh die Assimilation als gescheitertes Projekt bezeichnet hatte, öffnete Habermas vielleicht wie kein anderer die Augen für die mystischen Züge der jüdischen Tradition, die ihn auch in den Parallelen zu christlichen Formen interessierten und darin vielleicht an den verehrten Großvater väterlicherseits erinnerten, der in der evangelischen Landeskirche unorthodoxe Wege gegangen war. Die »Suhrkamp-Kultur«, die sein Verlegerfreund Siegfried Unseld mit ihm etablierte, holte auf andere Weise als die Goethe-Universität neben dem in Jerusalem lehrenden Scholem viele von den nach 1933 vertriebenen Denkern zumindest publizistisch wieder heim, die die Verfolgung nicht überlebt hatten oder im Exil geblieben waren. Zu denken ist unter anderen an Walter Benjamin, Herbert Marcuse und Siegfried Kracauer.

Das historische Panorama dieser Bildungswelt sieht Habermas nirgends treffender geschildert als in Heinrich Heines *Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland*, einem Essay, der als »deutsch-jüdische Geistesgeschichte ein Gegenprogramm zum Mainstream des ganzen 19. und 20. Jahrhunderts« großartig entworfen habe. Heine selbst avancierte, folgt man dem enthusiastischen Blick, nach 1945 für all jene zum Klassiker, »die im Schatten der zerschlagenen NS-Regimes auf der Suche nach dessen geistigen Wurzeln« waren. In dem komplexen Bild, das Habermas von Heine als »mentalitätsprägende(m) Tribun« zeichnet, sieht Müller-Doohm zutreffend eine »versteckte Selbstbeschreibung«. Nicht zufällig streicht Habermas für den Streit mit Ludwig Börne

Heines Abneigung gegen die »Furie der gewalttätigen Gleichmacherei« heraus und ebenso seine Neigung für Goethes antirevolutionäres Anliegen, die »Rettung des versehrbaren, weil nicht regenerierbaren Menschheitserbes«. Vor allem gewann für Heine die religiöse Frage in den späten Jahren eine persönliche Bedeutung, die gleichsam im selbstironischen »Vexierbild« öffentlich gebrochen blieb, wie Habermas mit religiöser Musikalität und Sympathie anzeigt.

Im Spiegel Heines und seiner »religiösen Kehre«, so scheint es, gibt Habermas auch kurze Einblicke in Fragmente seiner deutsch-jüdischen Religionsphilosophie. Wohin dies Nachdenken im Detail führen wird, muss heute offen bleiben; mit Gershom Scholem wird es sicherlich manche Züge einer negativen Theologie tragen, ohne dass Habermas' politische Radikalität darunter zu leiden haben wird. Die weitere Spurensuche liegt bei Stefan Müller-Doohm in besten Händen. Wir können vorläufig nur für den luziden Lebensabriss dankbar sein, der seine bisherigen Fundgeschichten verdichtet.

Zu den wunderbaren Funden in dieser Biografie gehört neben den weltweiten Stimmen der philosophischen Freunde auch die besonders nachdenklich stimmende des vor einigen Jahren verstorbenen Heidelberger Kollegen Reiner Wiehl. Dessen deutsch-jüdische Familie hatte über den Hirnforscher Ludwig Edinger mit Stolz zur Gründung der Goethe-Universität beigetragen und war nach 1933 schwer gedemütigt und verfolgt worden. Als seine Universität dem gleichaltrigen Habermas 1995 den Karl Jaspers-Preis verlieh, traf und pries Wiehl den Kern der diskursethischen Überzeugung, die »unhintergehbare Solidarität aller Menschen«, die auch hinter aller Kritik an bestehenden Verhältnissen stehe. In diesem Glauben liegt auch das Erbe Heines, mit dessen urchristlicher Utopie der »allgemeinen Menschenverbrüderung« Habermas sein Porträt beschloss. ●

### **Der Rezensent**

**Prof. Dr. Matthias Bormuth**, geb. 1963, hat die Heisenberg-Professur für Vergleichende Ideengeschichte an der Universität Oldenburg mit einem Schwerpunkt auf der Marburger Hermeneutik inne. Er ist Leiter des dortigen Karl Jaspers-Hauses und Mitherausgeber der Karl Jaspers-Briefausgabe (Wallstein, Herbst 2014).

[matthias.bormuth@uni-oldenburg.de](mailto:matthias.bormuth@uni-oldenburg.de)

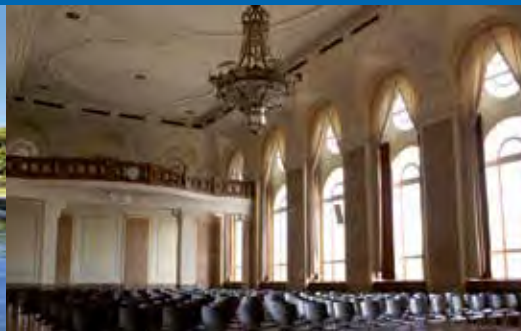


# Raum...



Campus Westend

beeindruckend



Campus Bockenheimer

traditionell



Campus Riedberg

modern

## ... für Ihre Veranstaltung

**Sie suchen Veranstaltungsräume,  
die Ihnen etwas anderes als  
Hotels, Kongress-Center und  
Tagungszentren bieten?**

Dann sind Sie bei uns richtig! Die Johann Wolfgang Goethe-Universität bietet Ihnen für jede Art von Veranstaltung die passenden Räumlichkeiten.

An den drei Frankfurter Standorten Westend, Bockenheimer und Riedberg stehen Ihnen Konferenz- und Seminarräume, Festsäle, die Eisenhower-Rotunde, Hörsäle und die historische Aula mit moderner technischer Einrichtung zu Verfügung. Überzeugen Sie sich selbst von den vielen Möglichkeiten!

Fordern Sie gleich unser Informationsmaterial an oder besuchen Sie uns auf unserer Website unter [www.campuslocation-frankfurt.de](http://www.campuslocation-frankfurt.de). Wir freuen uns auf Ihre Anfrage und stehen für weitere Auskünfte gerne zur Verfügung!

Räume – so individuell wie Ihre Veranstaltung.



Ruth Moufang, erste Professorin für Mathematik in Deutschland

# DAS NÄCHSTE MAL

## »WISSENSCHAFT IM WANDEL« TEIL 2

In der nächsten Ausgabe setzen wir unsere Betrachtungen über den Wandel der Wissenschaft(en) fort. Wir erinnern an den Pathologen Philipp Schwartz, den Retter vieler jüdisch-stämmiger Wissenschaftler im Dritten Reich. In der Rubrik »Fächerkulturen« geht es um Grenzgänger zwischen zwei Fächern, etwa Hermann Hartmann, einem Pionier der Physikalischen Chemie nach dem Zweiten Weltkrieg. Und wir zeichnen den oft beschwerlichen Weg der Frauen in die Wissenschaft nach.

Erscheinungstermin: Mitte Dezember 2014

### FORSCHUNG FRANKFURT

Das Wissenschaftsmagazin der Goethe-Universität



#### IMPRESSUM

**Herausgeber** Der Präsident der Goethe-Universität Frankfurt am Main

Vi.S.d.P. Dr. Olaf Kaltenborn, Leiter der Abteilung Marketing und Kommunikation

**Redaktion** Ulrike Jaspers, Diplom-Journalistin, Referentin für Wissenschaftskommunikation (Geistes- und Sozialwissenschaften), Grüneburgplatz 1, Campus Westend, Gebäude PA, Raum 4P.31, 60323 Frankfurt am Main, Telefon (069)798-13066, E-Mail: jaspers@pvw.uni-frankfurt.de

Dr. phil. Anne Hardy, Diplom-Physikerin, Referentin für Wissenschaftskommunikation (Naturwissenschaften und Medizin), Grüneburgplatz 1, Campus Westend, Gebäude PA, Raum 4P.31, 60323 Frankfurt am Main, Telefon (069)798-12498, E-Mail: hardy@pvw.uni-frankfurt.de

**Grafisches Konzept und Layout** Nina Ludwig, Kommunikationsdesignerin, M.A., Grüneburgplatz 1, Campus Westend, Gebäude PA, Raum 4P.32, 60323 Frankfurt am Main, Telefon (069)798-13819, E-Mail: ludwig@pvw.uni-frankfurt.de

**Satz** Nina Ludwig und Medienwerkstatt, Dagmar Jung-Zulauf, Niddatal

**Litho** Remo Weiss, Frankfurt am Main

**Wissenschaftliche Berater dieser Ausgabe** Prof. Dr. Michael Stolleis (Max-Planck-Institut für Europäische Rechtsgeschichte), Privatdozentin Dr. Barbara Wolbring (Historisches Seminar), Dr. Michael Maaser (Universitätsarchiv)

**Vertrieb** Helga Ott, Grüneburgplatz 1, Campus Westend, Gebäude PA, Raum 4P.36A, 60323 Frankfurt am Main, Telefon (069)798-12472, Telefax (069) 798-763-12531, E-Mail: ott@pvw.uni-frankfurt.de

**Forschung Frankfurt im Internet**

www.muk.uni-frankfurt.de/Publikationen/FFF/FFF/index.html

**Anzeigenvermarktung** Zeitungsanzeigengesellschaft RheinMainMedia mbH, Frankentallee 71-81, 60327 Frankfurt, www.rheinmainmedia.de, Ansprechpartner: Reinhold Dussmann, Telefon: (069) 7501 4183, E-Mail r.dussmann@rheinmainmedia.de

**Druck** Societätsdruck, Westdeutsche Verlags- und Druckerei GmbH, Kurhessenstraße 4-6, 64546 Mörfelden-Walldorf

**Bezugsbedingungen** »Forschung Frankfurt« kann gegen eine jährliche Gebühr von 12 Euro abonniert werden. Das Einzelheft kostet 6 Euro. Einzelverkauf beim Vertrieb: Helga Ott, Grüneburgplatz 1, Campus Westend, Gebäude PA, Raum 4P.36A, 60323 Frankfurt am Main, Telefon (069) 798-12472, E-Mail: ott@pvw.uni-frankfurt.de

Für Mitglieder der Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e.V. sind die Abonnementgebühren für »Forschung Frankfurt« im Mitgliedsbeitrag enthalten.

Hinweis für Bezieher von »Forschung Frankfurt« (gem. Hess. Datenschutzgesetz): Für Vertrieb und Abonnementverwaltung von »Forschung Frankfurt« werden die erforderlichen Daten der Bezieher in einer automatisierten Datei gespeichert, die folgende Angaben enthält: Name, Vorname, Anschrift, Bezugszeitraum und – bei Teilnahme am Abbuchungsverfahren – die Bankverbindung. Die Daten werden nach Beendigung des Bezugs gelöscht.

Die Beiträge geben die Meinung der Autoren wieder. Der Nachdruck von Beiträgen ist nach Absprache möglich.

#### ABBILDUNGSNACHWEIS

**Titel** Uwe Dettmar, Frankfurt

**Aus der Redaktion** Dettmar

**Inhalt** Siehe Hinweise bei den jeweiligen Beiträgen

**Auftakt** Seite 5 und 6 oben: Universitätsarchiv der Goethe-Universität, Frankfurt; Seite 6 unten und Seite 7: Dettmar; Seite 9 bis 12: Universitätsarchiv; Seite 13: Dettmar; Seite 14:

Universitätsarchiv; Seite 15, 16 und 17 unten: Dettmar; Seite 17 oben: Universitätsarchiv; Seite 18 oben: Barbara Klemm, Frankfurt; Seite 18, 19 unten und Seite 20: Universitätsarchiv; Seite 19 Mitte: Dettmar; Seite 21: Wolfgang Schopf; Seite 22: Dettmar.

**Erinnerungskulturen** Seite 26: ullstein bild, Berlin; Seite 28 oben und 29: Klemm; Seite 28 unten: Süddeutsche Zeitung Photo, München; Seite 30 oben: akq images, Berlin; Seite 30 unten: Dettmar; Seite 31: ullstein bild; Seite 32 und 34: Universitätsarchiv; Seite 35 oben: Uwe Dettmar; Seite 36: Janine Aures, Frankfurt; Seite 37: Universitätsarchiv; Seite 38 oben und Mitte links: Universitätsarchiv; Seite 38 Mitte rechts: LOEWE Zentrum BiK-E, Frankfurt; Seite 38 unten: Dettmar; Seite 39: Dettmar; Seite 39 unten rechts: Werkfoto Lurgi/Stelljes.

**Stifter gestern und heute** Seite 40 bis 43: Dettmar; Seite 42 kleine Bilder: Universitätsarchiv; außer unten links: Senckenberg Archiv, Frankfurt; Seite 44 bis 47: Dettmar; Seite 48: Astrid Ludwig, Neu-Isenburg.

**Fächerkulturen** Seite 50: Klemm; Seite 52 oben: Universitätsarchiv; Seite 52 Mitte und unten: Max-Horkheimer-Archiv, Archivzentrum, Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt; Seite oben: Jeremy J. Shapiro, Released under the GNU Free Documentation License; Seite 53 unten: Privatbesitz Ludwig von Friedeburg, Frankfurt; Seite 54: Klemm; Seite 55: Dettmar; Seite 57: Rolf Wiggershaus, Kronberg; Seite 58 links: Institut für Stadtgeschichte Frankfurt; Seite 58 links: Dettmar; Seite 60: Dettmar; Seite 61: Jürgen Lecher, Frankfurt; Seite 63: Autorinnenfoto privat; Seite 64 bis 67: Illustrationen von Jan Buckard, Bonn; Seite 66: Autorinnenfoto privat; Seite 69 bis 71: Dettmar; Seite 72 bis 75: Privatarchiv von Horst Schmidt-Böcking, Kelkheim; außer Foto Seite 73: SPL / Agentur Focus, Hamburg, und Seite 75 Mitte rechts: Los Alamos National Laboratory; Seite 76: Abbildung Rolf Marschalek, Seite 77: University of Chicago, Seite 78: Dettmar; Seite 79: Abbildung von Marschalek.

**Der Wissenschaftler als Sammler** Seite 80: Tom Stern, Essen; Seite 81: Foto von Scheffner/Lange, Seite 84: Foto privat, Seite 83 bis 91: Stern; Seite 90: Autorinnenfotos privat; Seite 92: Lecher, Seite 94: Autorinnenfoto privat; Seite 95: Lecher.

**Hirnforschung** Seite 96: Wolfram Scheible, Stuttgart, Seite 98/99: Privatarchiv Gerald Kreft, Frankfurt, außer Foto von Singer: Dettmar, Seite 100: Autorenfoto privat, Foto unten Stern; Seite 101: Historisches Museum, Frankfurt, Seite 102: Abbildung aus Zs. f. d. ges. Neurol. u. Psychiat. 41 (1918), Seite 103: Bildsammlung Dr. Senckenbergisches Institut für Geschichte und Ethik der Medizin der Universität Frankfurt am Main; Seite 104: Abbildung nach Referenzen 4 und 8 (s. Seite 114), Seite 106: Foto aus Korf: Gehirn und Hormone (Referenz 11, S. 114), Seite 107: Abbildung nach Referenzen 11 und 7 (s. Seite 106), Autorenfoto Bernd Roselieb, Frankfurt; Seiten 108, 109: Abbildungen aus Wicht: Anatomische Anekdoten, Seite 110 oben: Scheible, Foto unten: Ralf-Peter Robert, Frankfurt; Seite 111: Autorenfoto privat.

**Wissenschaftler in der Gesellschaft** Seite 112 bis 117: Stefan Glöde, Potsdam; Seite 118 bis 120: alle Abbildungen Universitätsarchiv; Seite 121 Autorenfoto Bernd Zegowitz, Frankfurt; Seite 122 bis 125: Klemm; Seite 126: Harald Meisert, Frankfurt; Seite 127: Autorenfoto Hamburger Institut für Sozialforschung, Bodo Dretzke; Seite 128: Klemm; Seite 129 bis 134: Dettmar; Seite 133: Erika Sulzer-Kleinemeier, Gleisweiler; Seite 136 bis 139: alle Abbildungen aus »diskus«, Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt; Seite 137: Klemm; Seite 140: Sulzer-Kleinemeier, Autorenfoto Dettmar; Seite 141: Abbildung aus Oelschläger/Ueberall: Die Pharmazie an der Universität Frankfurt (s. Referenz Seite 142); Seite 142: Archiv Pharmazeutische Zeitung, Autorenfoto privat.

**Kurioses und Anekdotisches** Seite 144: alle Fotos Dettmar; außer Foto Mitte: Frobenius-Institut, Frankfurt; Seite 145: Foto oben Privatarchiv Schmidt-Böcking; Mitte: Universitätsarchiv; unten: Wikipedia Commons; Seite 146: Dettmar; Seite 147: Universitätsarchiv, Kasten: Dettmar.

**Bücher** Seite 150: Tamara Marszalkowski, Frankfurt; Seite 156: Dettmar.

**Vorschau** Universitätsarchiv.



# Fördern. Forschen. Feiern.

100 JAHRE 1977-2017  
GOETHE-UNIVERSITÄT  
*Wissenschaft für die Gesellschaft.*

[www.gu100.de](http://www.gu100.de)



Wir danken unserem Hauptförderer



unseren Projektpartnern

STIFTUNG  
GIERSCH

DIC



Josef-Buchmann-Stiftung



Alfons und Gertrud Kassel-Stiftung



Helaba



Stiftung  
Polytechnische  
Gesellschaft  
Frankfurt am Main



Gemeinnützige  
Hertie-Stiftung



Frankfurter Volksbank

GEORG UND FRANZISKA SPEYER'SCHE HOCHSCHULSTIFTUNG



# congressfrankfurt

Location. Service. Experience.

## Spitzenlage

**Egal, was Sie vorhaben.**

Wir bieten Ihnen Raum für Wachstum und Erfolg – mit Kapazitäten, die sich kombinieren lassen und damit unschlagbar flexibel sind.

Das alles zentral, am perfekten Standort.

Willkommen in den Locations der Messe Frankfurt!

**[www.congressfrankfurt.de](http://www.congressfrankfurt.de)**



messe frankfurt